

Diplomarbeit

Anwendungen des Sozialkonstruktivismus
Kritikpotential und psychologische Praxis

Johannes von Tiling

Erstgutachter: Prof. Dr. Joachim Funke, Universität Heidelberg

Zweitgutachter: Prof. Dr. Uwe Laucke, Universität Oldenburg

Johannes von Tiling
Edith-Stein-Str. 5
69221 Dossenheim
Tel. 06221 874370
j-v-tiling@urz.uni-heidelberg.de

Zusammenfassung

Der vorliegenden Arbeit geht es um die Beziehung zwischen Theorie und Praxis des Sozialkonstruktivismus („Social Constructionism“, vgl. Burr, 2003). Zunächst versuche ich zu zeigen, daß dessen *psychologische Erklärungsmöglichkeiten* bislang nicht ausgeschöpft worden sind. Wie anhand der Begriffe Handlung, Subjektivität und Identität beispielhaft erläutert wird, leidet er an einer Überbetonung sprachlicher Aspekte menschlichen Handelns zulasten kultureller und sozialer. Ich schlage deshalb eine alternative sozialkonstruktivistische Konzeption vor, die sich erstens, kulturpsychologischen Ansätzen ähnlich, einer inhaltlich-kontextuellen Sichtweise menschlichen Handelns verschreibt, und zweitens im Begriff der Anerkennung ein schlüssiges sozialkonstruktivistisches Motivationskonzept gefunden zu haben meint, welches auch eine gesellschaftstheoretische Anbindung zur Verfügung stellt. Diese Anbindung wiederum ermöglicht es meinem Ansatz, *psychologie- und gesellschaftskritische Anliegen* besser artikulieren zu können als herkömmliche, etwa postmoderne Herangehensweisen. Ich schlage daher eine Variante ‚kritischer‘ Psychologie vor, die über den Anerkennungs-begriff Verbindungen zwischen Individuum und Gesellschaft sichtbar zu machen versucht. Dies ermöglicht gleichzeitig eine alternative Form psychologischer *Praxis*, die nämlich weder, wie bei der Mainstream-Psychologie zu beobachten, psychosoziale Probleme einseitig in den einzelnen hineinverlegt, noch den Betroffenen unnötigerweise das postmoderne Menschenbild aufzwingt, wie dies die sozialkonstruktivistische Praxis gewöhnlich vornimmt. Diese Zusammenhänge werden vor allem am Beispiel der Psychotherapie verdeutlicht.

Abstract (short form)

The present paper deals with the relation between theory and practice of social constructionism (Burr, 2003). My first intention is to show that its potential to provide psychological explanations has not been realized yet. I propose a specified social constructionist psychology whose sense of agency is similar to that of contemporary cultural psychology. But the central concept, recognition, is derived from some sociological theories (Honneth, 1992; Taylor, 1993). Recognition serves not only as a motivational concept, but as one for providing critique. The resulting version of a Critical Psychology is compared with similar ones (e.g., Ibanez & Iniguez, 1997). A second possibility to use my specified social constructionist theory is psychological practice. Two of its major dangers are psychologization and ‘individualization’: while mainstream psychology usually locates the clients’ problems on the level of the individual, most social constructionism forces the client to take over the postmodern worldview. Illustrated mostly in the field of psychotherapy, it is shown that my constructionist account can escape both of these dangers.

Und du sagtest:
„Los komm erklär mir:
In den Liedern, die du spielst,
Ist immer weniger
Von dir selber drin!“
„Stimmt genau“, sag ich,
„Die sind so wie ich selber bin.“

Jochen Distelmeyer

Danksagung

Ich bedanke mich bei Herrn Prof. Funke für das Wagnis, die Betreuung dieser Arbeit zu übernehmen, bei Herrn Prof. Laucken für die unkomplizierte und doch anregende Zweitbetreuung, bei Christoph für kontroverse Diskussionen, bei Silke für gewissenhaftes Korrekturlesen, bei beiden sowie Sebastian für eine Reise durch Kanadas Westen, die eine wohltuende Unterbrechung meiner Bemühungen erzwungen hat.

Inhaltsverzeichnis

| | |
|--------------------------------------------------------------------------|----|
| Einleitung..... | 1 |
| Erster Teil: Sozialkonstruktivismus – Überblick und Fortentwicklung..... | 7 |
| 1. Die sozialkonstruktivistische Metatheorie..... | 10 |
| 1.1 Ontologisierung des Diskurses..... | 12 |
| 1.2 Epistemologischer Relativismus..... | 12 |
| 1.3 Konstruktionen als bedeutungshafte Struktur der Sozialen Welt..... | 13 |
| 1.4 Zusammenspiel von Konstruktion und Diskurs..... | 14 |
| 1.5 Funktionale Einbettung von Konstruktionen..... | 16 |
| 2. Konzeptualisierungen der Person als Diskursteilnehmerin..... | 18 |
| 2.1 Handlung..... | 19 |
| 2.2 Subjektivität..... | 22 |
| 2.3 Identität..... | 26 |
| 3. Kritisch-psychologischer Sozialkonstruktivismus..... | 28 |
| 3.1 Parkers Realismus..... | 29 |
| 3.2 Taylor-Rosas Kulturalismus..... | 35 |
| 3.3 Honneths Anerkennungstheorie..... | 42 |
| 3.4 Harrés Positioning-Theorie..... | 47 |
| 3.5 Integration: Eine erweiterte Metatheorie..... | 50 |
| 3.5.1 Diskurs und Person: Anerkennung..... | 53 |
| 3.5.2 Person und Diskurs: Handlung..... | 56 |
| 3.5.3 Überleitende Bemerkungen..... | 59 |
| Zweiter Teil: Die Anwendung als Gesellschaftskritik..... | 61 |
| 4. Grundlagen und Varianten kritischer Psychologie..... | 62 |
| 4.1 Aufgaben einer Kritischen Psychologie..... | 63 |
| 4.2 Sozialkonstruktivistische Ausrichtungen kritischer Psychologien..... | 67 |
| 4.2.1 Gesellschaftskritik..... | 68 |
| 4.2.2 Psychologiekritik..... | 74 |

| | |
|----------------------------------------------------------------------------------|-----|
| 5. Möglichkeiten sozialkonstruktivistischer Gesellschaftskritik..... | 78 |
| 5.1 Kritik im Kulturalismus..... | 79 |
| 5.1.1 Interpretation von kulturellen Tiefenstrukturen als Mittel der Kritik..... | 82 |
| 5.1.2 Anwendungsmöglichkeiten kulturalistischer Gesellschaftskritik..... | 88 |
| 5.2 Methodische Vorgehensweisen..... | 93 |
| 5.2.1 Grundlegende Entscheidungen..... | 93 |
| 5.2.2 Beispiel: „Der Studentenspiegel“..... | 98 |
| | |
| Dritter Teil: Anwendungsmöglichkeiten in der Praxis..... | 103 |
| | |
| 6. Probleme zwischen Theorie und Praxis..... | 103 |
| 6.1 Rhetorik und Realität der Anwendung..... | 104 |
| 6.2 Menschenbilder und Zielvorstellungen psychologischer Intervention..... | 108 |
| 6.2.1 Interventionsvorstellungen des Sozialkonstruktivismus..... | 109 |
| 6.2.2 Interventionsvorstellungen im Mainstream Angewandter Psychologie.. | 114 |
| 6.3 Kritisch-psychologischer Sozialkonstruktivismus in der Praxis..... | 117 |
| 6.3.1 Grundlagen..... | 119 |
| 6.3.2 Probleme..... | 122 |
| | |
| 7. Beispiele sozialkonstruktivistischer Praxistätigkeiten..... | 124 |
| 7.1 Arbeits- und Organisationspsychologie..... | 125 |
| 7.2 Psychotherapie..... | 130 |
| 7.2.1 Der Selbstmanagement-Ansatz als Beispiel für Mainstream-Therapie | 132 |
| 7.2.2 Sozialkonstruktivistische Therapieansätze..... | 138 |
| 7.2.3 Therapie im kritisch-psychologischen Sozialkonstruktivismus..... | 143 |
| | |
| Abschluß..... | 149 |
| | |
| Literaturverzeichnis..... | 151 |

Einleitung

Der Titel meiner Arbeit dürfte auf den ersten Blick überraschen. Was ist von einem so alltagsfernen metatheoretischen Ansatz wie dem Sozialkonstruktivismus für die psychologische Praxis zu erwarten? Ist er nicht allein schon wegen seiner Kontraintuitivität vollkommen un-praktisch? Und was ist mit ‚Kritikpotential‘ gemeint? Muß noch eine weitere Arbeit darüber geschrieben werden, wie der postmoderne Nihilismus psychologische Methoden und Praktiken als ‚konstruiert‘ entlarven kann?

Ausräumung von Bedenken

Beide Bedenken halte ich für berechtigt. Was den zweiten Punkt betrifft, so kann die Entwarnung knapp ausfallen: Meiner Arbeit geht es nicht um die im Sozialkonstruktivismus häufig anzutreffende unverbindliche Psychologiekritik, sondern um theoretisch fundierte Gesellschaftskritik. Dafür ist es allerdings nötig, die verschiedenen sozialkonstruktivistischen Ansätze auf ihre Stärken und Schwächen hin zu untersuchen und sie auf jenes Ziel der Gesellschaftskritik hin auszurichten. Im Zuge dessen wird auch das theoretische Problem zu lösen versucht, den Sozialkonstruktivismus mit den spezifischen Erklärungsansprüchen der Psychologie zu versöhnen.

Auch wenn ich zu diesem Zweck auf einige Ansätze zurückgreife, die sich nicht (explizit) dem Sozialkonstruktivismus zurechnen, stellt dieser heute deutlich mehr Vorarbeiten für diese seine Psychologisierung bereit als noch vor zehn Jahren. Während seine Geburtsstunde (zu datieren etwa mit Gergen, 1985) geprägt war von provokanter, radikaler Ablehnung all dessen, was der Psychologie lieb und teuer war (und größtenteils noch ist), haben sich mittlerweile Strömungen gebildet, die wieder mehr – zumindest was die Fragestellungen anbelangt – den Anschluß an die Mainstream-Psychologie suchen. Die Zeiten, in denen man dem Sozialkonstruktivismus vorwerfen konnte, er ergötze sich in endlosen Sprachanalysen und sonne sich in postmoderner Beliebigkeit, sind meines Erachtens vorbei. Essentielle Fragen der Psychologie wie die nach Handlung und Subjektivität werden nicht mehr ignoriert, sondern in den Rahmen der sozialkonstruktivistischen Denkweise zu integrieren versucht (vgl. Kapitel 2). So wirft der Sozialkonstruktivismus viel unnötigen Ballast an Radikalität ab, der ihm zu Anfang vielleicht zum spektakulären Durchbruch verhol-

fen, sehr schnell aber in seiner Entwicklung und Rezeption eher geschadet hat. Endlich scheinen seine Repräsentanten zu bemerken, daß auch ihr eigener Ansatz nicht allgütig ist und daß es sich lohnt, mit anderen Psychologen in Dialog zu treten. Diese Entwicklung versuche ich mit meiner Arbeit weiter voranzutreiben.

Sie geschieht aber auch nicht im ‚luftleeren Raum‘. Anhaltende ökonomische Krise, Neoliberalisierung und terroristische Bedrohung spielen dem Postmodernismus in den westlichen Gesellschaften nicht gerade in die Hände. Strasser (2001) ist zuzustimmen, wenn er die Wiederkehr eines ‚kritischen‘ Klimas, eine „Repolitisierung des öffentlichen Bewußtseins“ (S. 19) ausmacht, welches sich beispielsweise im Erstarken globalisierungskritischer Gruppierungen zeigt (vgl. als Überblick Leggewie, 2003). Während ich diese Arbeit verfaßte, war dieses Klima der Kritik oder des Protests in Deutschland besonders augenscheinlich. So gingen am 3. April 2004 eine halbe Million Menschen in Berlin auf die Straße, um gegen ‚Sozialabbau‘ zu protestieren. Am Tag darauf sitzt in Sabine Christiansens erfolgreicher Fernseh-Talkrunde neben etablierten Politikern ein junger Vertreter der globalisierungskritischen Bewegung Attac und erntet tosenden Applaus, wenn er über ‚das Kapital‘ theoretisiert. Vor einigen Jahren noch hätte man ihn problemlos als altlinke Kuriosität hinstellen können. Wenn er von der Abwärtsspirale des Sozialabbaus im Zuge der Globalisierung spricht, die man durch internationale Vereinbarungen verhindern müsse, wirkt er allem Anschein nach glaubwürdiger als der ihm gegenüberstehende Wirtschaftswissenschaftler, der das alles als utopisch abtut und einsilbig auf die unhintergehbaren ‚Kräfte der Globalisierung‘ verweist. Zu der globalisierungskritischen Bewegung tritt nicht nur die – nicht unbedingt neue – Friedensbewegung hinzu, sondern auch in den 90er Jahren noch undenkbar Konsumkritik, die sich etwa im Erfolg Naomi Kleins („No Logo“, 2001) oder der Popband „Wir Sind Helden“ (Reklamation Records, Köln) äußert.

Auch im vielstimmigen Chor der wissenschaftlichen Psychologie zeichnen sich erste kritische Stimmen ab, so etwa in Form der florierenden ‚Critical Social Psychology‘ (vgl. Kapitel 4.2). Insbesondere in Deutschland sind diese jedoch vergleichsweise leise – oder werden gar langsam zum Verstummen gebracht, wie sich am stetigen Abbau der Kritischen Psychologie an der FU Berlin beobachten läßt. Klaus Weber dürfte mit seiner Meinung zur „Psychologie im Zeitalter des neoliberalen Kapitalismus“ (1999, Titel) in der deutschen Psychologielandschaft (außer in Randbereichen wie der Politischen Psychologie) wohl recht allein dastehen:

„[Die Mainstream-Psychologie setzt] die ökonomischen, staatlichen, institutionellen und strukturellen Bedingungen als gegebenen Rahmen voraus, innerhalb dessen sich die Subjekte lediglich verhalten[,] und macht diese zu Gegenständen, zu Objekten ihrer wissenschaftlichen Methoden. Wenn subjektwissenschaftliche Forschung die Individuen nicht zu Objekten ihres Denkens machen will, sondern mit ihnen die Bedingungen für die Erweiterung der gemeinsamen Handlungsmöglichkeiten erforschen, erklären und erarbeiten will, muß sie in der Lage sein, die aktuell stattfindenden Veränderungen in Zusammenhang mit ihren Auswirkungen auf die Formierung von Subjektivität zu erklären. Ohne eine Antwort auf die Frage zu geben, in welchen Formen sich die Subjekte in diese Verhältnisse hineinarbeiten, wie sie darin leben können, wie sie ihre Körper und ihren Verstand, ihr Denken und ihre Sexualität darin neu organisieren, kann Psychologie als Subjektwissenschaft keine Möglichkeiten zur reflektierenden Veränderung benennen. Es ist entmutigend zu sehen, dass die Mainstream-Psychologie trotz aller Weltfremdheit und aller Ignoranz gegenüber gesellschaftlichen und damit psychosozialen Umbrüchen weiter machen kann, als wäre nichts geschehen.“ (K. Weber, 1999, S. 355)

In erster Annäherung kann der mit Kritik befaßte Teil meiner Arbeit somit als Brückenschlag zwischen der theoretischen Idee einer ‚kritischen‘ Psychologie, sozialkonstruktivistischen Vorgehensweisen der Kritik und dem wieder zunehmenden Bedürfnis nach kritischer Artikulation alltäglicher Leidenserfahrungen in der Gesellschaft verstanden werden. Ich möchte untersuchen, ob eine sozialkonstruktivistisch ausgerichtete Psychologie dem meiner Meinung nach zweifellos vorhandenen kritischen Impetus unserer Zeit etwas Nahrung geben kann.

Damit ist die Frage nach der Anwendungstauglichkeit des Sozialkonstruktivismus, also dem oben erstgenannten Bedenken, bereits teilweise beantwortet, d.h. eine für Menschen nützliche Anwendung des Ansatzes besteht in der Kritik von gesellschaftlichen Verhältnissen. Nichtsdestotrotz ist auch dieses Bedenken nicht unbegründet. Wenn man sich vergegenwärtigt, wie groß im angloamerikanischen Raum die Flut an neuen sozialkonstruktivistischen Monographien geworden ist und wie häufig es bei diesen um rein wissenschaftstheoretische, gänzlich alltagsferne Themen geht (etwa um die Frage von Realismus und Relativismus, vgl. Kapitel 3.1), dann ist die Frage nur allzu berechtigt, wo denn eine Anwendungsmöglichkeit dieser abstrakten, häufig ohnehin eher destruktiven Ideen bestehen könnte.

Andererseits kann diese Frage so wohl nur stellen, wer in der Theorie-Praxis-Dichotomie der (z.B. bundesdeutschen) Psychologieausbildung lebt und denkt. Liest man heute Holzkamps (1997b) bereits 1983 verfaßte Kritikpunkte über den Bruch zwischen grundlagenwissenschaftlicher und praxisbezogener Ausbildung, glaubt man, die Zeit sei stehengeblieben. Wohl keinem, der damals oder heute ein Psychologiestudium absolviert hat, wird dieser Bruch entgangen sein. Im Grundstudium lernt man die Psychologie als ‚exakte‘ Wissenschaft kennen, die das Durchdenken komplexer Versuchdesigns, hoch formalisierter statistischer Methoden und ausgetüftelter

Theorien erfordert. Im Hauptstudium dann sollen die Studierenden sich bloß nicht zu sehr in den vielzitierten ‚Elfenbeinturm‘ begeben, sich nicht lange mit ‚akademischen Spiegelfechtereien‘ aufhalten, sondern ‚etwas Nützliches machen‘. Ob das Attribut ‚nützlich‘ dabei auf Klienten, das Gesundheitssystem bzw. privatwirtschaftlichen Arbeitgeber oder gar nur auf das eigene berufliche Überleben zu beziehen ist, variiert je nach Kontext oder bleibt in der Schwebe.

Erschien die Wissenschaft Psychologie noch im Grundstudium als Festung der Objektivität und des Fortschritts, erkennen die Studierenden im Hauptstudium, daß Betriebspsychologen ihren Expertenstatus ausnutzen, indem mit nebligem Fachvokabular um sich geschmissen, mit Methoden getrickst und das ganze mit pseudowissenschaftlichen Wirksamkeitsstudien untermauert wird, oder daß klinische Psychologinnen ihr Tun aus keiner der Abertausenden Zeitschriftenartikel ableiten, sondern aus Menschenverstand, Erfahrung, pragmatischen Erwägungen und therapeutischen Ideologien, die nur scheinbar allgemeinspsychologischen Theorien entspringen (vgl. Näheres in Kapitel 7).

Der Sozialkonstruktivismus hat nicht oder nicht in so starkem Maße mit dem Problem der Vereinbarkeit von Theorie und Praxis zu tun. Dies ist schon deswegen leicht einzusehen, weil er sich – ähnlich übrigens wie Holzkamp – ja anfänglich nicht zuletzt durch die Ablehnung der alltagsfernen Laborpsychologie definiert hat (vgl. Howitt, 1991). Er ist – dem Anspruch nach – eine ‚Theorie über die Praxis‘, d.h. thematisiert gerade all die kulturellen Besonderheiten unseres Alltagslebens, von denen die Laborpsychologie zu abstrahieren versucht. Inwiefern dieser Anspruch eingelöst wird bzw. werden kann, wird sich erst im dritten Teil dieser Arbeit zeigen.

Programm

Meiner Arbeit geht es um die Frage, inwieweit dem Sozialkonstruktivismus (vgl. Burr, 2003) eine psychologische Ausrichtung gegeben werden kann (erster Teil), die ihm erlaubt, im Sinne einer Kritischen Psychologie (Markard, 2000a) Gesellschaftskritik zu üben (zweiter Teil) und dementsprechend kritisch-emanzipatorisch praktiziert zu werden (dritter Teil).

Im *ersten Teil* versuche ich, einen sozialkonstruktivistischen Ansatz zu konzipieren, der zwar einerseits alle Erklärungsmöglichkeiten einer Psychologie ausschöpfen kann, andererseits aber den Vorwürfen psychologiekritischer Ansätze außerhalb der Diszi-

plin entgeht. Hierfür stelle ich zunächst (Kapitel 1) eine Ausformulierung einer gemeinsamen sozialkonstruktivistischen Metatheorie vor, anhand derer ich die Divergenzen zwischen den einzelnen theoretischen ‚Schulen‘ aufzeige. Im Anschluß daran (Kapitel 2) untersuche ich das Personkonzept dieser sozialkonstruktivistischen Schulen, d.h. die impliziten oder expliziten Vorstellungen zu den psychologischen Konzepten der Handlung, Subjektivität und Identität. Weil sich diese Vorstellungen weitgehend als unzureichend für mein beschriebenes Anliegen erweisen, schlage ich dann (Kapitel 3) eine eigene Konzeption vor, die diese Schwächen beseitigt. Sie stützt sich nicht nur auf genuin sozialkonstruktivistisches Denken, sondern speist sich auch aus sozialphilosophischen Ansätzen der Gegenwart.

Diese sozialkonstruktivistische Konzeption ist nun nicht nur eine Psychologie, sondern sie kann auch – wie sich herausstellen wird – die gesellschaftskritische Funktion einer Kritischen Psychologie wahrnehmen. Die Art und Weise, wie dies geschehen kann, wird im *zweiten Teil* erörtert. Zunächst (Kapitel 4) müssen dafür aber die begrifflichen Grundlagen und praktischen Aufgaben einer im vorliegenden Zusammenhang adäquaten Fassung Kritischer Psychologie herausgearbeitet werden. Zu diesem Zweck werden verschiedene formale Konzeptionen kritisch operierender Psychologie vorgestellt und verglichen, worauf dann ein Überblick über deren inhaltliche Unterschiede folgt. Auf der Grundlage einer Diagnose der Schwächen dieser Ansätze kann ich dann (Kapitel 5) erkunden, wie die im ersten Teil vorgestellte sozialkonstruktivistische Konzeption der Aufgabe der Gesellschaftskritik gerecht werden kann, wobei ich zunächst wiederum Bezüge herstelle zu ihren sozialphilosophischen Quellen, um dann abschließend anhand eines Beispiels eine erste konkrete Anwendung des Ansatzes aufzuzeigen.

Die ersten beiden Teile stehen also einerseits in engem Bezug zueinander, andererseits aber sei darauf hingewiesen, daß der erste Teil inhaltlich nicht direkt vom zweiten Teil abhängt, d.h. die zunächst vorgestellte psychologische Konzeption des Sozialkonstruktivismus wird nicht allein zum Zwecke der Ermöglichung von Gesellschaftskritik erstellt, sondern ist konzeptionell eigenständig.

Im *dritten Teil* geht es um die Frage, welche Rolle sozialkonstruktivistisches Denken und Handeln in psychologischen Praxiseinrichtungen spielen können. Zunächst (Kapitel 6) muß hierfür eine sozialkonstruktivistische Konzeption Angewandter Psychologie skizziert werden, die sich kritisch von derjenigen der Mainstream-Psychologie abgrenzt. Danach (Kapitel 7) werden schließlich einige Praxisbereiche

beispielhaft etwas eingehender hinsichtlich der Anwendungstauglichkeit des Sozialkonstruktivismus betrachtet. Hier wird besonders der Bereich der Psychotherapie eine Rolle spielen, bei dem ein Vergleich zwischen sozialkonstruktivistischen und verhaltenstherapeutischen Ansätzen im Mittelpunkt stehen wird.

Ein letztes Bedenken

Nun mag – nach all den bereits ausgeräumten Bedenken – bei der Lektüre dieser Einleitung noch ein letztes aufgetreten sein: Führt nicht der Titel meiner Arbeit – ‚Anwendungen des Sozialkonstruktivismus‘ – in die Irre, wenn in ihrem ersten Teil erst noch eine neue Variante dieses Ansatzes konzipiert wird?

In der Tat war ich anfangs davon ausgegangen, daß die Frage nach der Anwendungstauglichkeit des Sozialkonstruktivismus für eine solche Arbeit ergiebig genug sein würde. Nach einiger Zeit jedoch stellte dieser sich für mich als weder zu psychologisch fundierter Kritik noch zu einem klaren Konzept psychologischer Praxis wirklich fähig heraus. Seine vorliegenden Varianten waren in vielfacher Hinsicht theoretisch unterbestimmt, ja des öfteren noch nicht einmal der Bezeichnung ‚Psychologie‘ würdig (vgl. Kapitel 2). Eine Erweiterung der bestehenden Ansätze, oder besser noch: eine Weiterverfolgung der von einigen von ihnen eingeschlagenen Richtung zurück in die Psychologie, tat also not – und nimmt nun, wie ein Blick ins Inhaltsverzeichnis verrät, gut ein Drittel des Gesamtumfangs in Anspruch.

Wenn der vorliegende Beitrag zum sozialkonstruktivistischen Diskurs eben nicht als totale Neuentwicklung, sondern als Erweiterung, als Weiterverfolgung bestehender Denkansätze angesehen werden kann, dann löst sich auch jenes letzte Bedenken auf: ‚Anwendungen des Sozialkonstruktivismus‘ heißt dann vor allem, daß dessen Grundansatz, dessen theoretischer Kern auf seine Anwendungstauglichkeit hin überprüft wird. Im Zuge dessen werden einerseits die konkreten vorliegenden Varianten einer mehr oder wenig ausführlichen Überprüfung unterzogen (vgl. Kapitel 2, 4.2, 3.1, 3.4, 6.2 und 7.2.2), andererseits wird aber eben auch erörtert, wie der sozialkonstruktivistische Grundansatz zum Zwecke einer optimalen Anwendungstauglichkeit mit verwandten Denkströmungen verbunden werden könnte.

Erster Teil: Sozialkonstruktivismus – Überblick und Fortentwicklung

Die Rede von sozialer Konstruktion oder sozialer Konstruktiertheit findet in der Psychologie immer weitere Verbreitung. Will man sich beispielsweise in einem neueren Handbuch der Emotionspsychologie (Otto, Euler, & Mandl, 2000) über „Sozial-konstruktivistische Ansätze“ (H. Weber, 2000, Titel) informieren, so erfährt man unter Verweis auf Arbeiten von Kenneth Gergen, die Grundannahme des Sozialkonstruktivismus sei, „dass Aussagen über die Realität abhängig sind von sozialen Urteilen, die in miteinander kooperierenden Gruppen getroffen werden“ (S. 139). Emotionen würden hierbei verstanden als „sozial definierte Erlebens- und Verhaltensmuster, deren Gestaltung innerhalb einer Gruppe oder Gemeinschaft ausgehandelt und als mehr oder weniger verbindlich vereinbart wird“ (ebd.).

Beide Zitate sind wohl typisch für die gegenwärtige Rezeptionspraxis des Sozialkonstruktivismus. Mit dem ersten Zitat wird zwar einerseits zurecht auf bekannte Arbeiten wie die von Gergen verwiesen, andererseits bleibt aber die Wiedergabe deren Inhalts weitgehend unverständlich. Das zweite Zitat läßt offen, was genau mit sozialer Konstruktion gemeint ist: Ist das Erleben ‚sozial definiert‘ oder unterliegt es nur einer sozialen ‚Gestaltung‘? Und falls das erstere zutrifft: Was läßt sich dann unter der sozialen Definition einer Emotion vorstellen? Anscheinend will man sich für alle Deutungsmöglichkeiten offenhalten.

Während diese Rezeptionsstrategie des ‚Nebelwerfens‘ vornehmlich bei solchen Psychologen zu finden ist, die für sozialkonstruktivistische Ideen prinzipiell aufgeschlossen sind, läßt sich bei streng naturwissenschaftlich orientierten Vertretern eine andere Strategie beobachten, die man ‚Schein-Integration‘ nennen könnte. So geben Zentner und Scherer (2000) in einem weiteren Artikel aus dem besagten Handbuch zu Protokoll, sozialkonstruktivistische Emotionstheorien müßten „insofern als Teiltheorien angesehen werden, als sie sich nahezu au[s]schließlich auf die Bedeutungshaltigkeit der Emotionsbegriffe in einzelnen Sprachen abstützen. Weder die Beziehungen zwischen den einzelnen Emotionskomponenten noch die Bedingungen der Auslösung und Differenzierung von Emotionsprozessen werden explizit thematisiert“ (S. 156). Ohne daß ich hier auf Einzelheiten emotionspsychologischer Debatten eingehen will,

wird aus diesem Zitat die Position schon hinreichend deutlich, die dem Sozialkonstruktivismus vonseiten der etablierten Psychologie zugewiesen wird: Er hat als eine Art Sprachpsychologie seine Berechtigung im vielstimmigen Kanon der Psychologie, kann jedoch die als naturgegeben angenommenen ‚harten Fakten‘ (in diesem Fall etwa: Emotionskomponenten), um die es ‚eigentlich‘ geht, nicht erklären.

Die sprachliche Oberfläche psychologischer Gegenstände, so wird nahegelegt, ist konstruiert, aber die ‚Sache an sich‘ ist nichtsdestotrotz existent und auch von der kulturellen Überformung eindeutig zu trennen. Die Rede von sozialer Konstruktion dient quasi als Negativkategorie, d.h. sie bezeichnet all das, was *nicht* untersucht zu werden braucht, da es ja ‚nur‘ sozial konstruiert ist, was etwa gleichbedeutend ist mit ‚ist willkürlich so definiert‘ oder ‚ist eine sprachlich-kulturelle Konvention‘. Insofern läuft diese Unterscheidung zwischen sozialer Konstruktion und Nicht-Konstruktion parallel zu der geläufigeren Unterscheidung zwischen Kultur und Natur. Nach vorherrschender Ansicht hat sich die Psychologie um die natürlichen Eigenschaften der menschlichen Psyche zu kümmern (deren Existenz vorausgesetzt wird). Da diese natürlichen Eigenschaften aber immer zu einem gewissen Grade von ‚kulturellen Einflüssen‘ verzerrt werden, besteht die Aufgabe der Psychologie insbesondere darin, hinter der ‚kulturellen Fassade‘ des Menschen seine ‚wahre Natur‘ ausfindig zu machen (vgl. Matthes, 1992).¹

Die verkürzende Aufnahme des Konstruktionsbegriffs in die Psychologie erinnert also stark an das Schicksal des Kulturbegriffs, das Straub (1999a) folgendermaßen beschreibt: „Es lässt sich (...) leicht zeigen, dass die Thematisierung von ‚Kultur‘ in der

¹ Zum Beleg dieser Ausführungen reicht ein Blick in ein psychologisches Lehrbuch. Besonders ergiebig ist hier freilich eines der Allgemeinen Psychologie, z.B. das von Müsseler und Prinz (2002). Unfreiwillig komisch geraten hier zuweilen Versuche, sich bei aller Dogmatik immer noch – der Mode entsprechend – theoretisch unbelastet zu geben: „Hinter der Allgemeinen Psychologie steht die Idee einer universalistisch gedachten psychologischen Funktionslehre. Das klingt nach schwergewichtiger Programmatik, aber die Praxis der Umsetzung dieser Idee ist ganz und gar pragmatisch“ (Prinz & Müsseler, 2002, S. 4). Fängt man erst so an, liegt auch der (Fehl-)Schluß von Theorie zu Methodologie nicht mehr fern: „Und da solche universellen Prozesse eher der allgemeinen *Natur* des Gattungswesen Mensch zuzurechnen sind als der speziellen *Kultur*, unter der es jeweils lebt, werden wir die Theorien, nach denen wir suchen, eher im naturwissenschaftlichen als im kultur- und sozialwissenschaftlichen Lager der Psychologie zu suchen haben – eher in Biologie und Hirnforschung als in Soziologie und Historie“ (S. 7). Der Rest ordnet sich dann wie von selbst. Über Alltagserklärungen von Verhalten heißt es dann: „Plausibel sind solche Erklärungen also in einem rein inhaltlichen Sinn; über die zugrundeliegenden Prozesse, an die die allgemeine Psychologie eigentlich heran will, sagen sie nichts aus“ (S. 8). Statt dessen sind „Erklärungen durch Gehirnprozesse“ (S. 9) das Mittel der Wahl – allein das *Wie* ist noch ungeklärt: „Nach wie vor verstehen wir sehr wenig darüber, wie die Aktivität von Nervenzellen und Nervenzellverbänden in psychische Vorgänge umgesetzt wird“ (ebd.). Wenn als Beispiel für solche psychischen Vorgänge dann aber „Ich- und Selbst-Erleben“ (ebd.) genannt werden, muß man sich fragen, ob dies denn wirklich Eigenschaften des ‚Gattungswesen Mensch‘ sind...

kulturvergleichenden Psychologie *gerade nicht* dazu dient, kulturspezifische Besonderheiten psychosozialer Phänomene zu klären bzw. die wechselseitig konstitutiven Beziehungen zwischen Kultur, Subjekt und Handlung (...) zu erhellen. Diese sollen vielmehr möglichst ‚weg-erklärt‘ werden, um den Universalitätsanspruch psychologischer Theorien bewahren zu können“ (S. 175-6; Hervorhebungen hier und im folgenden immer, falls nicht anders vermerkt, im Original). So wie der Kulturbegriff durch die kulturvergleichende Psychologie (z.B. Berry, Poortinga, Segall, & Dasen, 1992) als unabhängige Variable verkürzt wurde, scheint nun der Begriff der sozialen Konstruktion einem ähnlichen Schicksal zum Opfer zu fallen. Insofern füllt in der Sicht der Mainstream-Psychologie der Sozialkonstruktivismus diejenige Erklärungslücke, korrigiert denjenigen ärgerlichen ‚cultural bias‘ *innerhalb* einer Gesellschaft, den die kulturvergleichende Psychologie *zwischen* verschiedenen Gesellschaften seit längerem zu füllen bzw. zu korrigieren bemüht ist.

Daß die Rede von sozialer Konstruiertheit in der Psychologie häufig nichts weiter meint, als daß ein natürlich ablaufender psychischer Prozeß kulturell überformt ist, hat freilich vielerlei Gründe. Hacking (1998) weist auf den in der Psychologie allgegenwärtigen, aus dem logischen Positivismus stammenden Begriff des (‚hypothetischen‘) Konstrukts hin, dessen Bedeutung wohl fälschlicherweise auf die sozialkonstruktivistische Verwendungsweise übertragen wird. Zudem sind an der unzureichenden Rezeption sozialkonstruktivistischer Arbeiten auch diese selbst durch ihre oft unklare Darstellungsweise beteiligt (ebd.). Wichtiger ist aber nun, endlich auf das tatsächliche Programm des Sozialkonstruktivismus zu sprechen zu kommen, das man in Abgrenzung zum oben beschriebenen ‚Naturalismus‘ der etablierten Psychologie als ‚kulturalistisch‘ bezeichnen könnte.

Für den Sozialkonstruktivismus, so könnte man in erster Annäherung sagen, ist menschliches Verhalten nicht nur sprachlich-kulturell überformt, sondern ist ohne Sprache und Kultur gar nicht möglich. Die Gesellschaft steht dem Mensch nicht als ‚ärgerliche Tatsache‘ gegenüber, sondern macht den Mensch erst zu dem, was man (in Abhebung zu Tieren oder zu Kaspar Hauser) als Person oder Individuum bezeichnet.² Personen sind, um mit Charles Taylor zu sprechen, „interpretation all the way down“ (Rosa, 1998, S. 95; vgl. Kapitel 3.2), d.h. auch ihre privatesten Gefühle sind nur in einer

² Näheres über die Implikationen der naturalistischen Ausrichtung für Menschenbilder in der Psychologie, deren Charakteristika sich meist zu Egoismus, Nutzenorientiertheit und Grausamkeit ergeben, ist bei Todorov (1996) zu finden.

bedeutungshaft strukturierten Welt möglich, wie sie nur zwischenmenschliches Zusammenleben konstituieren kann. Diese bedeutungshaft strukturierte soziale Umwelt von Menschen werde ich im folgenden *Kultur* nennen (vgl. zu einer genaueren Definition: Straub, 1999a, S. 162ff; Weidemann & Straub, 2000).

Entgegen der vereinnehmenden Verwendungsweise der ‚naturalistischen Psychologie‘, die ich von nun an, weil sie derzeit in weiten Teilen der Disziplin zweifellos die vorherrschende Ausrichtung darstellt, *Mainstream-Psychologie* nennen werde, bezeichne ich mit dem Terminus *Sozialkonstruktivismus* alle Ansätze, die jene andere, ‚kulturalistische‘ Sicht menschlichen Verhaltens vertreten. Wie sich zeigen wird, ist diese Bestimmung insofern schon eine Deutung im Sinne meines eigenen Konzeptionsvorschlags (vgl. Kapitel 3), als einige sozialkonstruktivistische Ansätze die Bedeutung der Sprache zulasten der Kultur betonen. Weil ich dieses Ungleichgewicht aber mit Wittgenstein (1963) für fehlgeleitet halte, fasse ich diese Ansätze auch als (impliziten) Kulturalismus.

Die explizite Abgrenzung zur *Mainstream-Psychologie* ist vor allem deswegen notwendig, weil ich in diesem ersten Teil meiner Arbeit versuchen werde, den Sozialkonstruktivismus mit den Anliegen der Psychologie zu versöhnen, so daß der oberflächliche Eindruck entstehen könnte, es werde gänzlich zur *Mainstream-Psychologie* ‚zurückgerudert‘. Anstatt den Sozialkonstruktivismus hinsichtlich der *Erklärungsweisen* des Mainstreams umzubauen, will ich ihn aber lediglich auf die spezifischen *Erklärungsbereiche* der Psychologie (individuelle Handlungen, inter- und intraindividuelle Unterschiede etc.) hin ausrichten.

1. Die sozialkonstruktivistische Metatheorie

Zunächst soll jedoch eine Reihe von Grundannahmen expliziert werden, die allen sozialkonstruktivistischen Ansätzen gemeinsam ist und die ich *sozialkonstruktivistische Metatheorie* nennen will. Für die Notwendigkeit eines solchen eher unkonventionellen Vorgehens möchte ich drei Gründe geltend machen.

Erstens greift, wie oben beispielhaft aufgezeigt, die *Mainstream-Psychologie* die Rede von sozialer Konstruiertheit auf, ohne jedoch die sozialkonstruktivistische Konzeptionen in irgendeiner Form zu berücksichtigen. Diese Art der ‚Schein-Integration‘ in die *Mainstream-Psychologie* gilt es also kritisch zu beobachten (vgl. Parker, 1998a) und durch explizite Abgrenzungen zu bekämpfen.

Zweitens besteht auch innerhalb des Sozialkonstruktivismus große begriffliche Unübersichtlichkeit. Kenneth Gergen, der allgemein als programmatischer Begründer der „social constructionist movement in modern psychology“ (1985, Titel) gilt, beansprucht für seine sehr radikale Fassung eben jenen Namen des *Social Constructionism*, so daß sich nachfolgende, modifizierende Ansätze auf andere Bezeichnungen wie etwa *Discursive Psychology* (Edwards & Potter, 1992) zurückziehen mußten. Mittlerweile hat sich jedoch die Bezeichnung *Social Constructionism* als Sammelbegriff für verschiedene Ansätze (etwa Gergen, 1994; Harré & Gillett, 1994; Parker, 1992; Potter, 1996) durchgesetzt (vgl. Burr, 1995, 2003; Parker, 1998b). Diese weite Bedeutung des Etiketts *Social Constructionism* ist es, die ich in der vorliegenden Arbeit im Blick habe und in Anschluß an Laucken (1995) mit ‚Sozialkonstruktivismus‘ übersetze.

Drittens schließlich kommt zu jener begrifflichen Unübersichtlichkeit eine nicht unbeträchtliche theoretische Uneinheitlichkeit hinzu, welche die Rezeption des Sozialkonstruktivismus von außen zusätzlich erschwert. Wie Danziger (1997, S. 410) feststellt, haben sich zwei Ansätze innerhalb des Sozialkonstruktivismus ausdifferenziert, welche er mit den Adjektiven *light* und *dark* kennzeichnet. Auf beide werde ich noch ausführlicher zu sprechen kommen. An dieser Stelle ist nur von Interesse, daß sich diese beiden ‚Schulen‘ im Zuge der sogenannten Realismus-Relativismus-Debatte mittlerweile so weit voneinander entfernt haben (z.B. Parker, 2002) und sich so konsequent gegenseitig ignorieren (z.B. Hepburn, 2003) oder gar direkt bekämpfen (z.B. Nightingale & Cromby, 1999a), daß es auf den ersten Blick verwirrend wirken dürfte, wenn beide einem gemeinsamen Forschungsansatz zugeordnet werden.

Es ist also diese ‚Baustelle Sozialkonstruktivismus‘, auf der sich die vorliegende Arbeit ein wenig umschaun und neue Perspektiven aufzeigen will. Dafür ist es aber nötig, die Grundlagen des sozialkonstruktivistischen Denkgebäudes zu erörtern, um dann schrittweise seine internen Differenzierungsmöglichkeiten aufzeigen zu können.³

³ Solch explizite Ausformulierungen der Metatheorie, wie ich sie gleich, durch Kursivschrift hervorgehoben, vornehmen werde, finden sich in der einschlägigen Literatur selten. So beschäftigt sich Gergens (2002) Einführungsbuch auf gerade einmal 3 von 300 Seiten (S. 167-170) damit. Dies liegt wohl darin begründet, daß viele Vertreter aufgrund ihrer erkenntnisrelativistischen Haltung ihre Theorien gar nicht erst als ‚tiefere Wahrheit‘ anpreisen wollen, weil dies jenen Theorien selbst widersprechen würde. Da meiner Meinung nach begriffliche Klarheit und Explizierung ontologischer Setzungen Bestandteil eines *jeden* Forschungsansatzes sein sollte, werde ich diese Praxis hier nicht fortführen.

1.1 Ontologisierung des Diskurses

Die Welt, in der alle Menschen leben und die hier ‚Soziale Welt‘ genannt werden soll, besteht aus Diskurs. Diskurs ist vollzogene Sprache und kann sprechhaft oder schriftlich gefaßt sein.

Was ich im Rahmen dieser Metatheorie Diskurs nenne, ist also das, was Potter und Wetherell (1987) „all forms of spoken interaction, formal and informal, and written texts of all kinds“ (S. 7) nennen. Teilweise wird nicht dieses „talk and text“ (Potter & Edwards, 2001, S. 104), sondern nur ersteres ontologisiert: „The primary human reality is persons in conversation“ (Harré, 1983, S. 58; vgl. auch Shotter, 1993). Wichtig ist hier nur, daß in Konsequenz aus erkenntniskritischen Schriften eines Kuhn, Feyerabend oder Rorty (vgl. Gergen, 1985) einzig die sprachliche Verständigung des Menschen (‚la parole‘ nach de Saussure, 1974) als unhintergehbare Realität angenommen wird.

Für den Sozialkonstruktivismus leben wir also nicht etwa in einer Welt, die aus unseren inneren Erlebnissen besteht. Diese sind immer nur ‚eine Frage des Blicks‘, und dieser Blick hängt vom Diskurs ab. Wir haben zwar die Fähigkeit zur Introspektion, zur Innen-Schau, aber was wir da sehen (z.B. Liebe), bestimmt die Diskursbrille, die uns aufgesetzt wird. Ebenso hindert uns unsere Diskursbrille zu erkennen, was ‚da draußen‘, also in der Äußeren Welt (s.u.) vor sich geht. Wir leben immer in einer gedeuteten Welt. Ob man diese nun Soziale Welt, Textwelt, Geisteswelt oder Diskurswelt nennt, spielt keine Rolle.

1.2 Epistemologischer Relativismus

Diskurs bezieht sich auf eine ‚Äußere Welt‘ (im Sinne eines raumzeitlichen Seins) sowie auf eine ‚Innere Welt‘ (im Sinne subjektiver Erfahrungen einzelner Menschen). Beide diese Welten liegen außerhalb der Sozialen Welt (sind, systemtheoretisch gesprochen, Umwelt für sie) und können nicht anders als durch Diskurs erkannt werden. Beide Welten sind einerseits hypothetischer Bezugspunkt des Diskurses, werden aber andererseits nicht direkt durch ihn abgebildet.

Trotz der erkenntnisrelativistischen Auffassung, daß verschiedene Diskursformen die Bezugswelten jeweils *unterschiedlich* fassen, bestreitet kein Sozialkonstruktivist, daß sich ‚da draußen‘ und ‚da drinnen‘ irgend etwas befindet (wie es hinsichtlich ‚da draußen‘ wohl der *Radikale Konstruktivismus* tun würde, vgl. Schmidt, 1987). Die Meinungen gehen jedoch darüber auseinander, ob unsere Diskursbrillen so stark verzerren können, daß den Konstruktionsmöglichkeiten hinsichtlich der Äußeren und

Inneren Welt keine Grenzen gesetzt sind, oder ob man nicht doch gewisse Regelmäßigkeiten unterschiedlicher Konstruktionen ausmachen kann, die darauf hindeuten, wie jene Welten tatsächlich beschaffen sind. Für die eine Position ist also die durch die Diskurse bewirkte Abbildung der Realität in unsere soziale Wirklichkeit beliebig formbar, für die andere hingegen hat sie klare Grenzen, muß also die Realität in irgendeiner Form berücksichtigen. Die erste Position nenne ich von jetzt an *relativistisch*, die zweite *realistisch*.

Beide Positionen bekennen sich zum epistemologischen Relativismus. Die Realisten treffen zudem aber Hypothesen über die Beschaffenheit der Äußeren Welt, fühlen sich also dem ontologischen Realismus verpflichtet, während die Relativisten ‚ontologisch blind‘ sind, also keine substantiellen Aussagen über die Äußere Welt treffen wollen (vgl. Potter, 1996, S. 6).⁴ Die realistische Position hebt die strikte Trennung zwischen Sozialer Welt und ihren Umwelten, die die ersten beiden Postulate nahelegen, wieder auf. Wie ich in Kapitel 3.1 näher erläutern werde, geschieht dies zum Zwecke des „preventing a wholesale collapse into discourse idealism“ (Parker, 1998a, S. 2).

1.3 Konstruktionen als bedeutungshafte Struktur der Sozialen Welt

Diskurs speist sich aus einer gemeinsamen Sprache, die allen Diskursteilnehmern zugänglich ist. Sprache ist ein Fundus von Konstruktionen, der sich im Laufe der Geschichte einer Sprachgemeinschaft angesammelt hat. Eine Konstruktion kann alles das sein, was man im weitesten Sinne als Wissen bezeichnen kann, kann also von grundlegenden Vorstrukturierungen der Alltagssprache bis hin zu wissenschaftlichen Erkenntnissen reichen.

Der Begriff *Konstruktion* ist also im Sinne von ‚Konstruiertes‘, nicht im Sinne von ‚Konstruierungsprozeß‘ zu verstehen. Ich versuche mit ihm unterschiedliche Ausdeutungen der strukturellen Beschaffenheit der Sozialen Welt zusammenzufassen, so etwa die Rede von *interpretative repertoires* (z.B. Potter & Wetherell, 1987), *Mythen* (Baecker, Borg-Laufs, Dudar, & Matthies, 1992) oder den Diskursbegriff nach Foucault (1991, vgl. auch Parker, 2002). Konstruktionen kann man sich also vorstellen als komplexe Bedeutungsaggregate oder kohärente Wissensgebilde (‚la langue‘ nach de Saussure, 1974), die sich in einer Gemeinschaft etabliert haben. Während einige Sozialkonstruk-

⁴ Im Zuge dessen streiten sie oftmals auch die Ontologisierung des Diskurses ab. Angesichts der Tatsache, daß eben der Diskurs ihr Forschungsgegenstand ist, über den sie Aussagen treffen, erscheint diese übermäßig defensive Haltung wenig hilfreich.

tivisten weniger diese Struktur als vielmehr nur den Prozeß der Konversation ontologisieren wollen (z.B. Shotter, 1993), halte ich beide für untrennbar verknüpft: Konversation ohne einen mehr oder minder ‚festen‘ Bedeutungshintergrund ist unmöglich. Diesen Zusammenhang greift der folgende Abschnitt auf.

1.4 Zusammenspiel von Konstruktion und Diskurs

Konstruktionen sind Produkte von früherem Diskurs und Voraussetzung für neuen Diskurs. Diskurs kann also neue Konstruktionen (d.h. neue Bedeutungseinheiten, neue Wortkreationen⁵ oder -implikationen) hervorbringen.

So war etwa der Diskurs, der zur Etablierung von ‚Liebe‘ geführt hat, Voraussetzung für Diskurs über ‚Liebeskummer‘ oder ‚Eifersucht‘. Diskurs und Konstruktionen sind demnach als Prozeß und Struktur der Sozialen Welt aufzufassen. Letztlich ist mit beiden Begriffen auf unterschiedliche Weise gesagt, woraus die Soziale Welt besteht: aus Bedeutung, aus ‚Text‘. Diskurs, gedacht als aktuelle Rede- oder Schreibbeiträge, prozessiert aktuelle Bedeutungen, und Konstruktionen sind strukturelle Voraussetzung und Resultat dieses Ablaufs.

Sozialkonstruktivistinnen unterscheiden sich darin, wieviel Gewicht sie dem einen auf Kosten des anderen zumessen. Inwieweit strukturieren eher die bereits bestehenden Konstruktionen den aktuellen Diskurs vor, also stecken ihm Grenzen ab, und inwieweit bedient sich der Diskurs aus den Konstruktionen selektiv für seine ganz bestimmten ‚Zwecke‘? Geht man von einer großen Bestimmungsmacht etablierter Konstruktionen aus, so bedeutet dies, daß den Diskursteilnehmern eher wenig Handlungsspielraum offensteht. Konstruktionen lassen sich in dieser Sicht nur langfristig, von einzelnen Menschen nahezu unbeeinflusst, verändern. Die andere Seite sieht Konstruktionen eher als Ressource für Handlungen an, d.h. Menschen sind sich den Implikationen der Konstruktionen mehr oder weniger deutlich bewußt und können deren Definitions- und Geltungsmacht für ihre ganz spezifischen Zwecke nutzen. Abgekürzt kann man auch sagen: Nach der einen Sichtweise benutzen Konstruktionen Menschen, nach der anderen Menschen Konstruktionen.

⁵ Was die Wortkreationen anbelangt, ist die deutsche Sprache aufgrund ihrer Neigung zur Zusammensetzung von Substantiven (wie nicht zuletzt der Begriff Sozial-konstruktivismus zeigt) in besonderem Maße ‚konstruktiv‘. Allerdings wird diese Fähigkeit durch die jüngste Rechtschreibreform nachhaltig geschwächt: Ein talentiertes Mädchen ist nicht mehr *hochbegabt*, sondern eben nur noch *hoch begabt*.

Diese beiden Positionen sind es, die sich im gegenwärtigen Sozialkonstruktivismus vor allem gegenüberstehen. Danziger (1997) unterscheidet sie mit dem Begriffspaar *dark/light*, während Burr (2003, S. 21) sie *Makro-* bzw. *Mikro-Sozialkonstruktivismus* nennt, weil der eine Strang sich für größere soziale Zusammenhänge, also etwa die Beziehung zwischen Konstruktionen, Sozialstruktur und Subjektivität interessiert (vgl. z.B. Parker, 2002; Willig, 1999a), der andere dagegen für die alltägliche Diskursarbeit ‚im Kleinen‘, bei der die zur Verfügung stehenden Konstruktionen als verfügbare Werkzeuge gedacht werden und untersucht wird, wie die Diskursteilnehmer sie in kontextspezifische Handlungen umsetzen (vgl. z.B. Potter, 1996).

Die oben eingeführte Unterscheidung zwischen Realismus und Relativismus ist zwar theoretisch unabhängig, dennoch zeigt sich empirisch, daß Makro-Sozialkonstruktivistinnen meist die realistische Position einnehmen, Mikro-Sozialkonstruktivistinnen hingegen die relativistische. Diese eindeutige Zuordnung mag aber kaum überraschen: Wer Menschen in ihrem größeren gesellschaftlichen Zusammenhang betrachtet und ihr Verhalten wenigstens teilweise von diesem determiniert sieht, kommt kaum umhin, jenen Zusammenhang als irgendwie gegenständlich zu setzen. Wer hingegen die alltäglichen Argumentationskniffe der Menschen und die damit verbundenen Handlungen studiert, der kommt ohne Verweis auf die Realität aus.

Aus den vielfältigen Ansätzen des Sozialkonstruktivismus möchte ich für die folgenden Kapitel drei meiner Ansicht nach besonders einflußreiche unterscheiden. Die bekanntesten beiden Varianten des Mikro-Sozialkonstruktivismus sind die sogenannte *Discursive Psychology* (Edwards & Potter, 1992; Potter & Edwards, 2001; Potter & Wetherell, 1987; Potter, 1996), sowie der Ansatz Kenneth Gergens (1994; 2002) und John Shotters (1993), den ich mit dem Label *Postmoderner Sozialkonstruktivismus* versehen will. Die bekannteste Variante des Makro-Ansatzes, die mit den Namen Ian Parker (1992; 2002; Parker & the Bolton Discourse Network, 1999), Nikolas Rose (1989; 1996) und Carla Willig (1999a; 1999d) verbunden ist, soll wegen ihres engen Bezug zu Foucault *Foucaultsche Diskursanalyse* heißen. Tabelle 1 vergleicht diese drei Ansätze hinsichtlich einiger Unterscheidungsmerkmale, von denen manche bereits zur Sprache kamen, andere hingegen erst im Laufe der weiteren Argumentation Erwähnung finden werden. Eine ausführliche Erörterung dieser Übersicht ist mir aus Platzgründen hier nicht möglich (vgl. aber von Tiling, 2004).

Tabelle 1: Gegenüberstellung der drei wichtigsten sozialkonstruktivistischen Denkrichtungen.

| Analyse-Ebene der Sozialen Welt | Makro | Mikro | |
|-------------------------------------|--------------------------------------------------------------------------------------|-----------------------------|-------------------------------------------------|
| Wissenschaftsverständnis | modern | modern | postmodern |
| typische Etikettierungen | Foucauldian Discourse Analysis, Kritische Diskursanalyse, Critical Social Psychology | Discursive Psychology | Social Constructionism, Postmoderne Psychologie |
| bekannte Vertreter | Parker, Willig, Rose | Potter, Edwards | Gergen, Shotter |
| method. Grundhaltung | kritisch-reflexiv | empiristisch | kritisch-reflexiv |
| epistemologische Position | realistisch | relativistisch | |
| Handlungskonzept | geringer Handlungsspielraum | größerer Handlungsspielraum | |
| Möglichkeit von Gesellschaftskritik | klassisch-aufklärerisch | (nur) durch Dekonstruktion | durch Dekonstruktion und Utopie |

1.5 Funktionale Einbettung von Konstruktionen

Ob sich eine neue Konstruktion in einer Gemeinschaft aufrechterhält bzw. gegenüber anderen durchsetzt, ist davon abhängig, ob sie dem Zusammenleben der betreffenden Gemeinschaft förderlich ist (soziale Funktion) und ob sie den Interessen der mächtigeren Diskursteilnehmer dient (machterhaltende Funktion).

Realistisch gesinnte Sozialkonstruktivisten würden als drittes Kriterium ‚Realitätsadäquatheit‘ hinzufügen, welche die Frage betrifft, ob eine Konstruktion die Realität eher gut oder eher schlecht abzubilden in der Lage ist. Alle drei Kriterien betreffen die Frage, welche Kräfte bei der Veränderung von Konstruktionen wirken. Wenn auch die sozialkonstruktivistischen Ansätze selbst selten den Funktionsbegriff explizit verwenden, so gibt er doch recht anschaulich wieder, wie sie sich die Entwicklung der Sozialen Welt vorstellen: Diese gleicht einer Evolution, in deren Verlauf immer wieder neue Konstruktionen oder ‚Ideen‘ entstehen, von denen sich aber nur diejenigen dauerhaft behaupten, die der betreffenden Gemeinschaft bestimmte Dienste tun.

Damit ist zunächst einmal impliziert, daß die bestehende Ordnung der Sozialen Welt (verkörpert durch die etablierten Konstruktionen) stets gefährdet ist: Immer gibt es kleinere und größere Abweichungen, von kurzen individuellen ‚Sinnkrisen‘ bis hin zu größer angelegten Protestbewegungen. Insbesondere unsere hochdifferenzierte und wertpluralistische Gesellschaft, die ihren Mitgliedern keine metaphysische Verankerung für ihr Leben mehr bieten kann, liefert durch zahlreiche Deutungslücken und Selbstwidersprüche großen Raum für solche Abweichungen. Wie ich im zweiten Teil dieser Arbeit zeigen werde, besteht in dieser grundsätzlich fragilen sozialen Ordnung,

die immer befürchten muß, umgedeutet zu werden, eine wichtige Grundlage für die Fruchtbarkeit sozialkonstruktivistischer Gesellschaftskritik: Wer immer schon ahnt, daß alles auch anders sein *könnte*, ist empfänglicher für die Idee, daß bestimmte Dinge auch tatsächlich anders sein *sollten*.

Wie ist die sozial-funktionale Erklärungsmöglichkeit (vgl. Laucken, 2003) von Konstruktionen aber genau auszuformulieren? Beispielsweise ist keineswegs klar, auf welchen Zielzustand sie sich bezieht. Wann ist etwas ‚nützlich‘ für die Gemeinschaft? Unscharfe Definitionen wie „ermöglicht das Bestehen einer Gruppe“ (ebd., S. 202) oder das Verweisen auf Parsons AGIL-Schema (S. 195) reichen hier meiner Meinung nach nicht aus. Die soziologische Diskussion um die funktionale Erklärung sozialer Ungleichheit (vgl. Davis & Moore, 1967; Mayntz, 1970; Tumin, 1966) hat gezeigt, daß diese Fragen alles andere als trivial sind, ja es scheint so, als hätten derartige Erklärungsversuche mit mindestens ebenso viel Problemen zu kämpfen wie diejenigen der Soziobiologie (vgl. z.B. Wuketits, 1997).

Definiert man als Zielzustand einer Gemeinschaft deren Stabilität, fallen soziale und machterhaltende Funktionalität zusammen. Auf diese Erklärungsvariante beziehen sich vor allem die Foucaultschen Diskursanalysten. Parker (2002) und Rose (1985) geht es vor allem darum, die Entstehung des ‚Psy-Complex‘, also des Konglomerats aus Psychologie, Psychiatrie und Alltagspsychologie, historisch nachzuzeichnen und machttheoretisch zu erklären. Für ein Beispiel sei auf von Tiling (2004) verwiesen, wo ich eine funktionale Erklärung für Selbstliebe im Zuge des Schönheitsdiskurses darlege.

Indes bleibt der Machtbegriff meist unbestimmt. Tendiert man eher zum Foucaultschen Machtbegriff, setzt also Macht mit Konstruktionen ineins, verliert man freilich jede *Erklärungsmöglichkeit* (und, wie ich später postulieren werde, auch jede *Kritikmöglichkeit*). Zieht man sich dagegen auf traditionelle Machtbegriffe zurück, die an Kriterien wie Waffengewalt, Besitz, Einkommen und Prestige festgemacht werden, wird unklar, wie Machtausübung in einer Diskurswelt möglich ist. Zwar kann aus diesen Kriterien gut eine im Diskurs privilegierte Stellung abgeleitet werden (etwa in Form von Wissenschafts- und Medienkontrolle), welche ja zunächst einmal die Erklärungslücke zwischen Macht und Diskurs schließen müßte. Außerdem müssen aber den mächtigen Diskursteilnehmern spezifische individuelle Interessen zugeschrieben werden, für die die hier vorgestellte sozialkonstruktivistische Metatheorie keine Leerstellen zur Verfügung stellt.

Eine Lösungsmöglichkeit besteht freilich darin, Macht ihrerseits wiederum als Konstruktion zu konzipieren, so daß menschliches Unterdrückungsverhalten durch einen solchen ‚Machtdiskurs‘ (um den Foucaultschen Diskursbegriff zu verwenden) erklärt werden kann. Dann aber beraubt man sich natürlich wieder der Erklärungsmöglichkeit der Ausgangsfrage, warum Konstruktionen (z.B. der Machtdiskurs) denn überhaupt bestehen. Wegen dieses Dilemmas halte ich nur die folgende zweite Lösungsmöglichkeit für akzeptabel: die Erweiterung der Metatheorie um individualpsychologische Begriffe wie Handlung, Subjektivität oder Identität. Neben dem – um hier Lauckens (2003) Begriffe zu übernehmen – sozialemantischen Zusammenhang muß also *auch* ein individualemantischer analysiert werden. „Obgleich der individual- und der sozialemantische Zusammenhang jeweils unterschiedlich zentriert ist und verweisungskausal in sich geschlossen, bedürfen sich beide wechselseitig zu ihrem jeweils eigenen Erhalt“ (ebd., S. 159). Bevor ich mich in Kapitel 3 der Aufgabe zuwende, für Lauckens konzeptuellen Rahmen eine konkrete Ausfüllung vorzuschlagen, werde ich zunächst diskutieren, wie sich die wichtigsten sozialkonstruktivistischen Ansätze zu dieser Frage verhalten.

2. Konzeptualisierungen der Person als Diskursteilnehmerin

Die dargelegte Metatheorie erklärt menschliches Verhalten, indem sie es auf die sprachlich-kulturellen Gegebenheiten zurückführt, in denen es sich ereignet. Der Mensch ist quasi vollständig ‚sozialisiert‘. Einige wichtige Fragen bleiben aber unbeantwortet: Wie läßt sich die Entstehung und Veränderung dieser sprachlich-kulturellen Gegebenheiten erklären? Muß nicht doch eine gewisse Unabhängigkeit bzw. Distanzierungsfähigkeit von sozialen Vorgaben beim Menschen unterstellt werden, damit sozialer Wandel erklärlich wird?

Außerdem stellt sich natürlich ganz allgemein die Frage, ob der Sozialkonstruktivismus sich mit dieser eher soziologisch anmutenden Konzeption begnügen will oder ob er die spezifischen Erklärungsansprüche der Psychologie⁶, d.h. die Erklärung von Handlungen sowie intra- und interindividuellen Unterschieden zumindest teilweise

⁶ Natürlich kann man den Begriff *Psychologie* auch so weit dehnen, daß auch die radikaleren sozialkonstruktivistischen Ansätze darunter fallen. Shotter (1993) und vor allem Edwards und Potter (1992), welche letzteren sich ja explizit als (*Discursive*) *Psychology* bezeichnen, gehen so vor (vgl. Danziger 1997). Die Kritische Diskursanalyse hingegen grenzt sich explizit von der Psychologie ab, weil sie sie ja gerade anhand psychologieexterner Quellen kritisieren will (vgl. Kapitel 3.1).

aus subjektiven Zuständen heraus, umsetzen will. Eine solche „Social Constructionist Psychology“ (Nightingale & Cromby, 1999b, Titel), wie sie neuerdings häufiger gefordert wird, muß aber eine Person konzipieren, die der Diskurswelt ‚widerständig‘ gegenübersteht.

„Die sozialkonstruktivistische/diskursive Psychologie darf, will sie Psychologie bleiben und nicht Soziologie oder Ökonomie werden, diesen Verzicht auf Einbeziehung subjektiver Faktoren nicht leisten. Sie mag mit der These der Sozialgenese subjektiver Größen übereinstimmen, doch nicht mit der These deren explanativer Irrelevanz für die Erklärung sozialer Prozesse...“ (Laucken, 1995, S. 192-3)

Derartige Einsichten waren es vielleicht auch, die einige Sozialkonstruktivisten dazu veranlaßten, psychologische Konzepte wie Handlung⁷, Subjektivität und Identität in ihre Ansätze zu re-importieren. Diese Trennung ist zwar einerseits künstlich, andererseits aber entspricht sie, wie sich im folgenden zeigen wird, den Begriffen der jeweiligen Ansätze: Die *Discursive Psychology* bemüht sich um den Re-Import des Handlungsbegriffes, die Foucaultsche Diskursanalyse um den der Subjektivität, der Postmoderne Sozialkonstruktivismus schließlich um den der Identität. Dabei ist allerdings oft alles andere als klar, inwieweit der jeweilige Begriff tatsächlich in seiner individualpsychologischen Bedeutung verwendet wird oder einfach als Label für eine soziologisierende Reinterpretation benutzt wird (vgl. dazu kritisch Danziger, 1997). Diejenigen Ansätze „which locate the stuff of psychology in discourse“ (Parker, 1998a, S. 1), die sich also eindeutig als letztere Variante deuten lassen (wie z.B. Edwards, 1997), werde ich im folgenden nicht berücksichtigen. Der Übersichtlichkeit wegen werde ich mich außerdem auf die in Kapitel 1.4 vorgestellten drei Strömungen beschränken. Auf einen anderen Ansatz, der sich jenseits der Mikro-Makro-Dichotomie etabliert hat (nämlich Davies & Harré, 1990), werde ich in Kapitel 3.4 zurückkommen.

2.1 Handlung

„The problem of how human agency might be addressed within a social constructionist framework has not been neglected, but neither has been resolved“ (Burr, 2003, S. 120). Meiner Einschätzung nach trifft nur die letztere Aussage Burrs zu. Im Vergleich etwa zur breiten Kontroverse hinsichtlich Realismus und Relativismus (vgl. Kapitel

⁷ Wenn ich im folgenden von *Handlung* ohne nähere Kennzeichnung spreche, meine ich immer die klassische individualpsychologische Bedeutung, wie sie etwa bei Groeben (1986) oder Straub (1999a) expliziert wird. Eine (nicht weiter gekennzeichnete) Handlung ist also – ohne daß hier weitere Feinheiten von Interesse wären – immer individuell intendiert.

1.2; als Überblick Parker, 1998b) finden sich Diskussionen über eine geeignete Handlungskonzeption immer nur am Rande. Nichtsdestotrotz hat jeder Ansatz ein mindestens implizites Verständnis hinsichtlich des Handlungskonzeptes.

Wie bereits erwähnt, gewährt die *Discursive Psychology* dem Diskursteilnehmer sehr viel mehr Handlungsfreiheit als die weitgehend sozialdeterministische Foucaultsche Diskursanalyse. Diese Handlungsorientierung stellen ihre Vertreter auch offensiv als einen Vorzug heraus: Die *Discursive Psychology* „focuses on how discourse performs actions or practices of various kinds – blamings, invitations, displays of neutrality, and so on“ (Potter & Edwards, 2001, S. 105). Handlungen werden hier also nicht als individuell intendiert verstanden, sondern sie ergeben sich aus dem Diskurs heraus. Der Diskurs handelt, nicht die Person. Der Diskursbeitrag einer Person wird als situierte, überindividuelle (Sprech-)Handlung interpretiert. Dies wirft allerdings eine Vielzahl von Fragen auf, zu denen mir keine Antworten aus den Reihen der *Discursive Psychology* bekannt sind. Da diese Kritikpunkte keineswegs neu sind (vgl. Burr, 2003; Parker, 2002), werde ich mich mit einigen Andeutungen begnügen.

Erstens: Wie werden Handlungen untersucht, die nicht Sprech- oder Schreibeiträge sind? Weil Diskurs definiert wird als „talk and text, studied as social practices“ (Potter & Edwards, 2001, S. 104) und dessen Beforschung „strongly empirical“ (ebd., S. 106) vor sich gehen soll, bleiben nicht-verbale Handlungen anscheinend außen vor.

Zweitens: Nach welchen Regeln erfolgt die Interpretation? Trotz jener empiristischen Ausrichtung, „[which] is not attempting to replace research with theory, conceptual analysis, intuition or politics“ (ebd.), wird ja ein sorgfältig protokollierter Diskurs (etwa ein Interview) letztendlich als eine Abfolge von Handlungen gedeutet. Das Deutungsergebnis wird zwar durch das Aufzeigen von rhetorischen Mitteln der Diskursteilnehmer gerechtfertigt, aber wie es zu jenem kommt, bleibt unklar.⁸

Drittens: Wie genau lässt sich die Rede von einer gemeinsamen Handlung verstehen? Einerseits beteuern Potter, Edwards und Wetherell (1993), man analysiere „agnostic with respect to issues of planning and ‚real motive‘“ (S. 387, zit.n. Laucken, 1995, S. 193), andererseits untersuche man aber doch „activities done *through* discourse as parts of situated practices“ (Potter & Edwards, 2001, S. 103, Hervorhebung hinzugefügt). Impliziert ist dann ein Modell des Diskursteilnehmers als *Diskursbenutzer*, der

⁸ Sehr anschaulich tritt diese Praxis im Einführungslehrbuch von Hepburn (2003) zutage, indem die Autorin ihre Ausführungen zu einer vorher abgedruckten Textmitschrift mit Phrasen wie „We can see here“ (S. 182) einleitet. Als Diskursanalyst der *Discursive Psychology* hätte man sicher einiges zu tun...

für seine Zwecke aus den *interpretative repertoires* (vgl. Potter & Wetherell, 1987) aussucht und dementsprechend gezielt handelt. Die alternative Vorstellung, daß sich solche strategischen Handlungen nur ‚zufällig‘ aus dem Diskurs ergeben und daß diese Handlungen nicht die Beteiligten selbst, viel besser aber die beobachtenden Diskursanalysten identifizieren können, erscheint äußerst unplausibel. Die *Discursive Psychology*, so läßt sich nur der Schluß ziehen, scheint einerseits die Idee intendierter Handlungen aufgrund ihres „crass textual empiricism“ (Parker, 2002, S. 83) abzulehnen, sie andererseits aber unter der Hand wieder einzuführen. Ähnlich kritisiert auch Willig (2001), daß die *Discursive Psychology* „brackets, and yet relies upon, a notion of motivation or desire, which it is incapable of theorizing“ (S. 102).

Während Gergen (2002) oder Shotter (1993) in ähnlicher Weise von einer gemeinsamen Handlung („joint action“, z.B. Shotter, 1993, S. 38) sprechen, gerät dies bei ihnen nicht so sehr in Konflikt zu den übrigen Annahmen. Auch hier sind Handlungen nicht als individuell intendiert zu verstehen, sondern bilden quasi eine Konstruktion innerhalb einer menschlichen Beziehung: Welche Bedeutung einer Handlung zukommt, bestimmt das Verhältnis zwischen Absender und Adressat der Handlung: „Es gibt Handlungen, und diese Handlungen erfolgen innerhalb von Beziehungen, die ihnen ihren Sinn verleihen“ (Gergen, 2002, S. 169). Eine derart relativistische Sicht von Handlungsbedeutung, nach der Handlungen eine Art Privatsprache zwischen den Handelnden sind, berücksichtigt meiner Ansicht nach zu wenig ihre soziokulturelle Einbettung, welche Gergen selbst wenige Sätze vor der eben zitierten Stelle noch einräumt: „Indem wir Ärger, Liebe, Erinnerung u.ä. vollziehen bzw. darstellen, sind wir vollends involviert und verhalten uns natürlich, auch wenn diese Handlungen einer kulturellen Tradition entspringen und nur vor dem Hintergrund der kulturellen Regeln Sinn ergeben“ (ebd., S. 168). Gemeint ist also die Annahme, daß Handlungen gemäß (des ansonsten ja vielzitierten) Wittgenstein (1963) immer in eine ‚Lebensform‘, einen kulturellen Hintergrund eingebettet sind, *innerhalb* dessen aber Handlungen sehr wohl als individuell intendiert angesehen werden können. Näheres zu diesem ‚kulturalistischen‘ Handlungskonzept werde ich in Kapitel 3 offenlegen.

Bei der Foucaultschen Diskursanalyse schließlich findet sich überhaupt kein Handlungskonzept. Menschliches Tun ist immer eine von Diskursen abhängige Größe (Burr, 2003, S. 120f.). Dieser extreme Standpunkt, der oft als ‚Tod des Subjekts‘ bezeichnet wird, erklärt sich aus der engen Beziehung dieses Ansatzes zu Foucault,

dessen Status als Autorität trotz der Wendung zum Realismus ungebrochen scheint. In Kapitel 3 werde ich postulieren, daß sich in Parkers Ansatz ein Handlungskonzept durchaus integrieren läßt – ja daß seine Eigenschaften dies geradezu erfordern.

2.2 Subjektivität

Die Frage, was der Vollzug der Sozialen Welt mit menschlicher Subjektivität zu tun hat, ist von Sozialkonstruktivisten bislang wenig gestellt worden.

„The social constructionist attack on essentialist psychology has left us with an empty person, a human being with no essential psychological characteristics. However, we certainly feel ourselves to be the bearers of personality traits, to be the holders of attitudes, and to experience emotions, drives and motivations.“ (Burr, 2003, S. 119)

Insbesondere die *Discursive Psychology* als extreme Ausformung des Mikro-Ansatzes bleibt zu dieser Frage völlig stumm, d.h. die Existenz von Subjektivität wird noch nicht einmal geleugnet: „While discursive psychology does not deny the possible existence of structures such as motivations, beliefs and attitudes, it claims, as does behaviourism, that these are not available for our inspection“ (ebd., S. 184).

Andererseits will man ja immerhin erforschen, wie „both ‚reality‘ and ‚mind‘ are constructed by people conceptually“ (Potter & Edwards, 2001, S. 103). Auch die abschwächenden Führungszeichen können den Schluß nicht verhindern, daß die Rede von Realitätskonstruktion nur im Sinne eines subjektiven Realitätssinnes zu verstehen ist. Dieser Gedanke ist den anderen Schulen wesentlich geläufiger und wird auch explizit gemacht. So wirkt für Gergen (2002) Diskurs vor allem in der Hinsicht auf seine Teilnehmer, daß seine Objekte (also das, wovon der Diskurs spricht) ihnen als real erscheinen. Je mehr sich also eine Konstruktion durchsetzt, um so mehr gewinnt sie an Objektivität und wird zur „geteilten Ontologie“ (ebd., S. 107). Dies entspricht Berger und Luckmanns (1969) Konzept der *Verdinglichung*: „der Mensch ist paradoxerweise dazu fähig, eine Wirklichkeit hervorzubringen, die ihn selbst verleugnet“ (S. 96); „Verdinglichung ist die Auffassung von menschlichen Produkten, *als wären* sie etwas anderes als menschliche Produkte“ (S. 95). Während Gergen hierbei primär die Äußere Welt als Bezugspunkt im Blick hat, so daß nur das Entstehen eines subjektiven Realitätssinns für die Außenwelt (etwa für Stühle oder Atome) erklärt wird, kann die Argumentation selbstverständlich (so auch bei Berger & Luckmann) auch auf die Innenwelt übertragen werden: Das Sprechen über (angebliche) innere Erlebnisse (z.B. ‚Liebe‘) führt dazu, daß diese sich tatsächlich einstellen. Dann aller-

dings wird die Unterscheidung zwischen (subjektiver) Innenwelt und (objektiver) Inneren Welt hinfällig.

Genau dieser Schluß ist es, den die Foucaultschen Diskursanalysten auch ziehen: Weil Subjektivität immer nur eine (Neben-)Wirkung von Diskursen ist, kommt ihr keine Erklärungskraft zu. Subjektivität bestimmt also nicht etwa Verhalten, sondern geht bestenfalls mit ihm einher. Für Parker (2002) besteht eines von drei Zielen seines Ansatzes darin, herauszufinden „how subjectivity is discursively reproduced within present arrangements“ (S. 139). Subjektive Erfahrung ist demnach nur ein Ausdruck machterfüllter Diskurse. So produziere etwa der Psy-Complex (Rose, 1985) erst die Subjektivität, von der er spreche bzw. die er voraussetze. Wie dieser von außen nach innen führende ‚Aneignungsprozeß‘ im einzelnen abläuft, bleibt aber unbestimmt (vgl. Laucken, 1995). Daß die bereits erwähnte kulturalistische Sichtweise des Menschen auch zu dieser, innerhalb des Sozialkonstruktivismus wohl kniffligsten Frage Antwortmöglichkeiten parat hat, will ich in Kapitel 3.2 darlegen.

Verlangt nun nicht aber gerade die realistische Ausrichtung, die ja Erkenntnismöglichkeit impliziert, die Konzeption einer wenigstens teilweise diskursunabhängigen Subjektivität? Hepburn (2003) ist dieser Meinung, aber sie geht sogar noch einen Schritt weiter, indem sie auch die umgekehrte Richtung der Beziehung postuliert: „Theoretically there is a co-dependent relationship between subjectivity, reality and knowledge: changing or accepting a view about one implies changing or accepting views of the other“ (ebd., S. 230). Diesen Umkehrschluß will ich, wie ich in Kapitel 3.2 darlegen werde, nicht mitmachen. Die erstgenannte Richtung erscheint mir aber zwingend: Wer erkennen kann, der kann auch die Adäquatheit von Diskursen einschätzen und sich somit gegen sie widersetzen – wie es ja übrigens auch Foucault (1977) mit dem Widerstandskonzept explizit vorsieht. Wie später deutlich werden wird, gerät Parker mit dieser Ablehnung von Subjektivität (1999a) auch mit seinen praktischen Anliegen der Kritik (2002) und Therapie (1999c) in Konflikt.

Weshalb ist die Abneigung gegen die Einbeziehung subjektiver Erfahrung in die Erklärung der Sozialen Welt bei den Sozialkonstruktivisten so verbreitet? Burr (2003, S. 180) vermutet, daß ein solches Vorgehen von vielen Vertretern mit einem Abgleiten zurück zum humanistischen Selbstkonzept und – so würde ich hinzufügen – allgemein zum cartesianischen Bewußtseinsbegriff der Mainstream-Psychologie gleichgesetzt wird. Diese Sichtweise benutzt Hepburn (2003) als Hauptargument gegen den Realismus: „many critical social psychologists want to retain (or are forced

into retaining through their realist framework) some notion of the individual subject, thereby replicating psychology's big mistake" (S. 229). Ähnlich argumentiert Parker (1999a), wenn er das Subjektivitäts- und Handlungskonzept der humanistischen Psychologie ablehnt: „Humanist values are crucial to any hope for progressive social change (...). However, in the hand of psychologists, they become a warrant for the reduction of social processes to the level of the individual“ (S. 27). Bei Parker, der sich selbst zuweilen als Marxist bezeichnet (Hepburn, 2003, S. 47; vgl. auch Parker & Spears, 1996), entspringt also die Abneigung gegen jedwede Psychologie anscheinend in der meiner Ansicht nach mißverständlichen Gleichsetzung der Disziplin mit ihrer gegenwärtigen Ausrichtung (die ich Mainstream-Psychologie genannt habe). In Anschluß an Foucault sieht er *jede* Rede von Subjektivität, *jeden* psychologischen Diskurs als machtgesteuert und disziplinierend an. (Dies bewegt ihn auch dazu, die Umwelt des Psy-Complexes zu ontologisieren, damit dieser noch besser kritisierbar wird, vgl. Kapitel 3.1.) Im Gegensatz zu Foucault jedoch, der sich mit einer Bewertung dieses spezifischen, psychologischen Disziplinierungssystems (unter vielen anderen möglichen) zurückhielt, deutet Parker derartige Analysen als Kritik (vgl. Mills, 1997, S. 150). Daß diese Auffassung auf falschen Alternativen beruht, also daß Psychologie nicht unausweichlich zu (tatsächlich oft schädlichen) Subjektivierungs- und Disziplinierungsprozessen führen *muß*, werde ich in Kapitel 3.5 zu zeigen versuchen.

Insgesamt lassen sich, so weit ich sehe, vier alternative sozialkonstruktivistische Positionen hinsichtlich der Subjektivitätsfrage unterscheiden:

1. *Leugnung*: Es gibt keine subjektive Erfahrung, sondern nur die Rede über sie.
2. *Unzugänglichkeit*: Es gibt subjektive Erfahrung, aber diese hat nichts mit der Rede über sie zu tun und kann daher nicht erforscht werden.
3. *Diskursabhängigkeit*: Es gibt subjektive Erfahrung, aber diese ist fundamental von der Rede über sie abhängig und würde daher, zöge man sie zur Erklärung von Verhalten heran, in die Irre führen.
4. *Soziale Konstitution*: Es gibt subjektive Erfahrung; diese wird sprachlich-kulturell hervorgebracht, entwickelt aber im Laufe der Sozialisation ein ‚Eigenleben‘.

Die *Discursive Psychology* bevorzugt je nach Zusammenhang die erste oder zweite, teilweise aber auch die dritte Position (vgl. Burr, 2003; Hepburn, 2003). Dies verwundert, weil sich insbesondere die zweite und dritte Position deutlich widersprechen: einmal ist Subjektivität diskursunabhängig (und daher unerforschbar), das anderemal gerade determiniert durch den Diskurs. In ähnlicher Form liefert auch

Gergen (1994; 2002) keine klare Subjektivitätskonzeption, während Shotter (1993) deutlich die dritte Position bevorzugt. Die Foucaultsche Diskursanalyse verwendet in direkter Anknüpfung an Foucault recht eindeutig die dritte Position.

Die vierte Möglichkeit räumt ein, daß subjektive Erfahrung zwar soziokulturellen Ursprungs, also nicht direkter Ausdruck menschlicher Natur ist, gesteht Menschen aber die Fähigkeit zu, die subjektiven Reaktionen, die sie in einer Situation gezeigt haben, auf andere Situationen übertragen zu können, selbst wenn diese andere Reaktionen nahelegen. Diese Position will also, wie bereits zitiert, „mit der Sozialgenese subjektiver Größen übereinstimmen, doch nicht mit der These deren explanativer Irrelevanz für die Erklärung sozialer Praxis“ (Laucken, 1995, S. 193). In Kapitel 3.2 werde ich sie und ihre derzeit seltenen Vertreter näher vorstellen.

An dieser Stelle möchte ich kurz an die eingangs gemachten Überlegungen hinsichtlich Naturalismus und Kulturalismus anknüpfen. Beim Thema Subjektivität nämlich wird besonders gut erkennbar, weshalb ich an jener Stelle die Unterscheidung *Naturalismus vs. Kulturalismus* gewählt habe, um den Sozialkonstruktivismus gegen die Mainstream-Psychologie abzugrenzen. Beim Thema Subjektivität geht es nämlich den meisten Sozialkonstruktivisten darum, sich vehement gegen die diesbezügliche ‚essentialistische‘ Sichtweise der Mainstream-Psychologie zu stellen, die das Innenleben des Menschen als gegenständlich verortbar und so erforschbar machen will (z.B. Burr, 2003, S. 5). Meiner Ansicht nach schafft aber die Rede von ‚Essentialismus‘ mehr Unklarheit als sie beseitigt. Erstens könnte man infragestellen, ob die kritisierte essentialistische Weltsicht bei der überwiegenden Zahl der Mainstream-Psychologen denn überhaupt (noch) vorhanden ist. Der Kognitivismus (im Sinne etwa von Costall & Still, 1991) beispielsweise will Subjektivität ja gerade ignorierbar machen, indem er aus dem ‚Innenleben‘ ein ‚Geistesleben‘ macht, das durch abstrakte Informationsbegriffe beschreibbar wird (vgl. Laucken, 1989). Zwar werden Emotionen zu rekonzeptualisieren versucht (nämlich als Resultat bestimmter Prozesse der Informationsverarbeitung), aber sie bleiben immer von kognitiven Prozessen abhängig. Zweitens ist nicht recht klar, was denn nicht-essentialistische Sichtweisen von Subjektivität sein könnten. Viele Sozialkonstruktivisten würden Subjektivität als ‚konstruiert‘ bezeichnen, sei es von allgemeinen sprachlichen und institutionellen Praktiken (Parker, 2002) oder von spezifischen Alltagskonversationen (Shotter, 1993). Im Rahmen der explizierten Metatheorie kann aber, wie ich eben angedeutet habe, die Entstehung von Subjektivität nicht nur als ‚Diskursabhängigkeit‘,

sondern auch als ‚soziale Konstitution‘ verstanden werden. Vernachlässigt man die anderen beiden erörterten Positionen, die nichts zur Diskussion über Subjektivität beitragen können, zeigt sich hinsichtlich der Abgrenzung zwischen Mainstream-Psychologie und Sozialkonstruktivismus, daß, wie in Kapitel 1.0 bereits angedeutet, der Unterscheidung *Essentialismus vs. ‚Konstruktivismus‘* die Unterscheidung *Naturalismus vs. Kulturalismus* aufgrund ihrer besseren Trennschärfe vorgezogen werden sollte. Das Gemeinsame von diskursabhängiger und sozialer konstituierter Subjektivität liegt weniger in deren ‚Konstruiertheit‘ (Nicht-Essentialität) als in deren kultureller Einbindung.⁹ Insbesondere die vierte Position, im Grunde aber jede Rede von Subjektivität verlangt eine damit einhergehende Idee von relativ stabiler personaler Identität. Um diese soll es im folgenden gehen.

2.3 Identität

Während Subjektivität von allen etablierten Ansätzen als eigenständiges Erklärungskonzept abgelehnt wird, erfreut sich die Identität diesbezüglich wenigstens innerhalb des postmodernen Strangs großer Beliebtheit. Denn Identität, so Burr (2003), „avoids the the essentialist connotations of personality, and is also an implicit social concept“ (S. 106). Der Identitätsbegriff füllt also die sozialkonstruktivistische Erklärungslücke hinsichtlich intraindividuelle Verhaltenskonsistenzen aus: Diese werden auf soziale Zuschreibungen (männlich/weiblich, Arbeiter-/Mittelklasse, intelligent/dumm) zurückgeführt, die die Person sich zu kohärentem Verhalten selbstverpflichten lassen (Gergen, 2002, S. 61). Diese Konzeption von Identität, die vorsieht, daß man sich aus bestimmten Rollendiskursen aneignet, „was es heißt, eine Frau, ein Asiate oder ein Homosexueller zu sein“ (ebd.), werde ich in Kapitel 3.2 zwar aufnehmen, gleichzeitig jedoch zeigen, daß sie erweiterungsbedürftig ist. Sie wird dem Identitätsbegriff insofern nicht gerecht, als sie Identität nur in ihrer Funktionalität für Diskurse verstehen kann, nicht aber für die Person selbst. Denn „[o]hne eine (auch nur implizite) Antwort [auf die Frage ‚Wer bin ich‘] (...) verlören wir jegliche Orientierung in der Welt und würden unfähig, unsere Handlungsziele zu formulieren“ (Rosa, 1998, S. 62).

⁹ Der vielleicht einzige *definierende* Unterschied zwischen Sozialkonstruktivismus und Mainstream-Psychologie besteht nun darin, daß diese ihre Forschungsergebnisse mit dem konservativen Etikett ‚So ist es und so muß es sein‘ versieht, während jene das kritische ‚Es könnte aber auch anders sein‘ vorzieht, das sich gegebenenfalls in ein ‚Es *sollte* anders sein‘ verwandeln kann (vgl. Kapitel 5).

Wie nicht anders zu erwarten, bleibt die *Discursive Psychology* ähnlich wie zum Thema Subjektivität auch zur Identitätsfrage stumm. Etwas inkohärent sind in dieser Hinsicht allein die Foucaultschen Diskursanalysten. Einerseits machen sie von Subjektivität zumindest als abhängiger Größe Gebrauch, andererseits aber kommt Identität bei ihnen gar nicht vor. Diese Ignoranz rührt vielleicht aus der kritischen Stellung, die das Foucaultsche Denken diesem Konzept einräumt: Hiernach wird durch die diskursive Aufzwingung von Identitäten eine besonders subtile Macht ausgeübt, an der ja die betroffene Person immer beteiligt gesehen wird. Es wird befürchtet, „daß jede Identität nur um den Preis der *Exklusion*, der Ab- und Ausgrenzung zu haben ist, wobei das (...) Ausgeschlossene (...) eigene Anlagen, Wünsche oder Persönlichkeitsanteile sind, die nicht in ein angenommenes, sozial konstruiertes Identitätsschema integriert werden können“ (Rosa, 1998, S. 66). Identität erscheint dann geradezu als Synonym für Freiheitseinschränkung: Indem der Diskurs etwa die sexuelle Präferenz eines Menschen als zeitlich konstant erscheinen und außerdem nur die Möglichkeiten ‚Homo‘ und ‚Hetero‘ bestehen läßt, muß die Person sich entweder an die Definitionsmöglichkeiten halten oder aber den schwierigen Versuch starten, ‚Widerstand‘ zu leisten.¹⁰ Indem die Diskurse (im Sinne Foucaults) von Mutterschaft und Berufstätigkeit, von Weiblichkeit und Wissenschaftlichkeit in Widerspruch zueinander stehen, werden Frauen dazu genötigt bzw. verleitet, sich nur innerhalb jeweils eines Diskurses zu identifizieren (vgl. Burr, 2003, S. 108; Andresen, 2001).

Dieses letzte Beispiel läßt aber schon erkennen, daß es durchaus auch die (inhaltlichen) Eigenschaften der Diskurse sind, die bestimmen, inwieweit diese freiheitseinschränkend wirken. So wird heute etwa im Gebrauch des Begriffs ‚berufstätige Mutter‘ nur noch selten ein Paradoxon gesehen (vgl. empirisch Nunner-Winkler, 2000, S. 311) – und ‚trotzdem‘ können die Betroffenen aus *beiden* Rollen (Berufstätigkeit und Mutterschaft) immer noch Identität schöpfen. Unter diesem Gesichtspunkt wird dann auch die bereits erwähnte positive Funktion von identitätswirksamen Diskursen deutlich, welche meines Erachtens von den meisten Sozialkonstruktivisten bislang übersehen oder unterschätzt wurde (vgl. mehr dazu in Kapitel 3.2).

¹⁰ Dieser ist zudem konzeptionell unklar: „Dennoch bleibt (...) Subversion angedeutet – aber wer soll eigentlich nach Foucaults Konzeption was unterminieren und warum und wozu?“ (Stäuble, 1990, S. 29).

3. Kritisch-psychologischer Sozialkonstruktivismus

Zu Beginn des letzten Abschnitts hatte ich die Frage gestellt, inwieweit die sozialkonstruktivistischen Ansätze die spezifischen Erklärungsmöglichkeiten der Psychologie, die sie der Soziologie voraus hat, auszunutzen wissen. In Anbetracht der Tatsache, daß viele dieser Ansätze (z.B. Shotter, 1993) sich explizit nicht als Psychologie (gemäß dieser Definition) verstehen wollen, hatte ich aufgezeigt, daß sogar innerhalb der Metatheorie die Konzeption einer handelnden Person notwendig ist, weil diskursiver Wandel ansonsten unerklärt bleibt. Im Laufe der Diskussion hatte sich außerdem ergeben, daß realistische Varianten des Sozialkonstruktivismus notwendigerweise ein Subjektverständnis besitzen müssen. Daher soll auch eine realistische Variante den Ausgangspunkt meines nun folgenden Vorschlags einer adäquaten Konzeption des Diskursteilnehmers bilden.

Dagegen werde ich die Ideen der *Discursive Psychology* (und weitgehend auch des Postmodernen Sozialkonstruktivismus) nicht weiter verfolgen. Sie hat, wie oben gesehen, zu den von mir herausgestellten Fragen überwiegend keine Meinung: Sie bestreitet nicht die Existenz einer Äußeren Welt, ist aber diesbezüglich dennoch ontologisch stumm. Sie bestreitet nicht, daß es menschliche Subjektivität gibt, und wagt dennoch nicht, Aussagen über sie zu treffen. Sie übernimmt den Handlungsbe- griff der Mainstream- und Alltagspsychologie und kann ihn doch nicht konkretisieren. Danziger (1997) beschreibt dies treffend als „the old wine in new bottles phenome- non“: „the content of what is presented as a novel perspective turns out, on closer inspection, to be much closer to traditional viewpoints than the mode of presentation had led to expect (...), traditional categories are used in new contexts without close inspection of the conceptual baggage that is being imported“ (jeweils S. 416).

Ich werde im folgenden eine sozialkonstruktivistische Konzeption umreißen, die ich *kritisch-psychologisch* nennen will. Sie ist ‚psychologisch‘, weil die poststrukturali- stische Subjektlosigkeit überwunden und somit der volle Erklärungsanspruch einer Psychologie (Erklärung von Handlungen und dortigen intra- und interindividuellen Unterschieden) eingelöst wird. Gleichzeitig soll aber gezeigt werden, daß die in Kapitel 2.2 angedeutete Befürchtung vieler Sozialkonstruktivisten (z.B. Parker 1998a, S. 2), *jede* Art psychologischen Wissens wirke disziplinierend und problem- subjektivierend, unbegründet ist. Daß dies für meine Konzeption gerade *nicht* der Fall

ist, weil sie durch ihre sozialphilosophische Verankerung quasi moralisch vorausgerichtet ist und somit immer auch Kritik üben kann (notfalls an sich selbst), soll das Attribut ‚kritisch‘ andeuten.

Diese Konzeption speist sich aus vielerlei Quellen, die ich gleich im einzelnen vorstellen werden. Zunächst wären da, wie schon erwähnt, die von mir als *realistisch* betitelten Ansätze (vgl. Nightingale & Cromby, 1999b). Während diese sich zumeist auf Foucault als sozialphilosophische Grundlage berufen, möchte ich neuere Ansätze wie die von Charles Taylor (Rosa, 1998) oder Axel Honneth (1992; 2003d) nutzen. Diese nämlich halte ich für fruchtbarer nicht nur für die Konzeption eines im obigen Sinne *psychologischen* Sozialkonstruktivismus, sondern auch für die Anliegen der Kritik und praktischen Anwendung, zu denen ich im späteren Verlauf der Arbeit kommen werde. Diese Hauptpfeiler meiner Konzeption werden einerseits von anthropologischen Überlegungen (Todorov, 1996) gestützt und andererseits in genuin sozialkonstruktivistische Denkstrukturen (Davies & Harré, 1990) übertragen. Schließlich werde ich versuchen, diese unterschiedlichen Anregungen zu einem in sich geschlossenen Denkgebäude zu integrieren.

3.1 Parkers Realismus

Die beiden in Kapitel 1.4 vor allem gegenübergestellten Ansätze – makrosoziale Foucaultsche Diskursanalyse und mikrosoziale *Discursive Psychology* – haben sich immer weiter voneinander entfernt und bekämpfen sich teilweise sogar direkt.¹¹ Der wichtigste Anlaß hierfür ist wohl die sogenannte Realismus-Relativismus-Debatte. Für meine Zwecke ist es nicht von Interesse, auf diese Debatte detaillierter einzugehen (vgl. von Tiling, 2004; ausführlicher in Parker, 1998a, 1998b). Weshalb ich mich nicht direkt an ihrer Fortführung beteiligen will, sei aber kurz erläutert. Sie scheint mir unnötigerweise aus der Philosophie importiert, in der sich seit längerem Realisten auf der einen Seite und Pragmatisten und Postmodernisten auf der anderen Seite

¹¹ Während die beiden in Großbritannien beheimateten ‚Schulen‘ lange Zeit in Sammelbänden gemeinsam publizierten (vgl. noch Parker, 1998b) und auch intensiv im Austausch standen (vgl. die Beiträge in Parker, 2002, aus Mitte der 90er Jahre), scheint sich der Bruch wohl im Zuge der 1999 erschienenen Trilogie von Sammelbänden (Nightingale & Cromby, 1999b; Parker & the Bolton Discourse Network, 1999; Willig, 1999d) vollzogen zu haben, die sich in radikaler Weise gegen die postmodernen und relativistischen Varianten des Sozialkonstruktivismus richtet und statt dessen die Begründung eines eher realistisch orientierten Ansatzes befürwortet. Zu beobachten sind die Folgen dieses Zwists beispielsweise am kürzlich erschienenen, als Lehrbuch gekennzeichneten Werk von Hepburn (2003), in dem die Foucaultsche Diskursanalyse fast gänzlich ignoriert wird.

unversöhnlich gegenüberstehen. Wer sich etwa bei Searle (1995) und Rorty (2000b) die Positionen genauer vergegenwärtigt, merkt schnell, daß es hier lediglich um die Frage geht, ob es Sinn macht, von ‚Wahrheit‘ zu sprechen, daß aber diese Frage keinerlei Implikationen für angewandte Forschung besitzt. Rorty will nur geltend machen, „daß die Philosophie ohne die Begriffe des ‚inneren Wesens der Realität‘ und der ‚Übereinstimmung mit der Wirklichkeit‘ besser auskommt als mit diesen Begriffen“ (ebd., S. 8).¹² Während die Realisten als Gütekriterium von Forschung Objektivität (also Übereinstimmung mit der Realität) ansehen, die immer nur hypothetisch sein kann, wollen die Relativisten aufgrund dieser Unsicherheit lieber gleich „mit Intersubjektivität Vorlieb nehmen“ (ebd., S. 15).

Angewandte Wissenschaft dagegen muß immer – und sei es nur implizit – ontologische Setzungen vornehmen, um überhaupt etwas erforschbar zu machen (vgl. Laucken, 1989). So setzen die Relativisten (z.B. explizit: Shotter, 1993) ja immerhin auch Diskurs oder Konversation als existent. Die ganze Debatte ist also vielleicht für die Philosophie, sicherlich jedoch nicht für den Sozialkonstruktivismus nützlich.¹³

Die Frage kann nur lauten, *welche Art von Realismus gewählt wird* und wie die Realitätssetzungen im einzelnen begründet werden. Einfach auf ihre politisch-moralischen Implikationen (vgl. Kapitel 4.2.1) zu verweisen, wie dies etwa Parker (z.B. 1998a) tut, reicht nicht aus. Dies wäre eher ein Widerspruch in sich selbst, weil die Rede von Wahrheit und Realität sich per definitionem nur rechtfertigen läßt, wenn sie mit anderen Argumenten als ihren praktischen Konsequenzen begründet wird. Die Begründung des Realismus sollte vielmehr an der Metatheorie selbst ansetzen, sich

¹² In Abgrenzung zu Habermas sagt Rorty (2000b) etwa: „Anstelle eines allgemeinen theoretischen Tests für das Vorhandensein von ‚Ideologie‘ und ‚Kommunikationsverzerrung‘ (...) gäbe es nichts als spezifische Beschreibungen des Schadens und konkrete Vorschläge bezüglich der Möglichkeiten, Schaden zu vermeiden. Wer liefert solche Beschreibungen? In der liberalen Gesellschaft von heute gibt es da eine ganze Menge von Personen: Journalisten, Ethnologen, Soziologen, Romanciers, Stückeschreiber, Filmemacher, Maler“ (S. 466). Ich möchte hinzufügen: kritisch-psychologische Sozialkonstruktivisten. Auch wenn ich Rortys sonstige Positionen nicht teile, stimme ich ihm doch darin zu, daß eine derart absolut gestellte Frage von Realismus und Relativismus Sache der Philosophie ist.

¹³ In der Tat scheint das entscheidende Mißverständnis in der Bedeutung ontologischer Setzungen zu liegen. Potter (1996) gibt zu verstehen, er sei „certainly not trying to answer ontological questions about what sorts of things exist. The focus is upon the way people construct descriptions as factual, and how others undermine those constructions. This does not require an answer to the philosophical question of what factuality is“ (S. 6). Damit schiebt er die Frage der Ontologie wieder ab zu Rorty, der sie auch nicht wollte. Das Mißverständnis scheint also darin zu liegen, daß die Relativisten ontologische Fragen als rein philosophisch abtun, während die Realisten sie für eine unerläßliche Voraussetzung jeder Forschung halten. Ähnlich meinen Nightingale und Cromby (1999a): „on the one hand, we have ontological claims regarding the nature of reality: people, psychological and social processes etc., are socially constructed rather than determined by their essential properties. But, on the other hand, we simultaneously have specific epistemological claims that deny possibility of making any such ontological claims“ (S. 212).

also theoretisch rechtfertigen können. Die ontologisch herausgehobene Stellung des Diskurses ist hierbei der entscheidende Ansatzpunkt der Kritik. Zunächst hat sich, wie oben angedeutet, ‚empirisch‘ gezeigt, daß Ansätze wie die *Discursive Psychology*, die sich dieser radikalen Ontologisierung des Diskurses verpflichtet fühlen, nicht in der Lage sind, ohne versteckte Hinterannahmen (sei es aus dem Common-Sense, sei es von realistischen Theorien) fundierte Aussagen über die Soziale Welt zu treffen (vgl. Mills, 1997). Dies ist nicht verwunderlich, wenn sie doch jegliche Rede über ‚soziale Tatsachen‘ (etwa ökonomische Verteilung, kulturelle Praktiken etc.) ablehnen. Zuende gedacht ergibt sich dann die ernüchternde Feststellung, daß die *Discursive Psychology* gar nicht wissen kann, *worüber* der Diskurs spricht. Sie ist gerade am allerwenigsten Psychologie zu nennen, sondern eher Rhetorikforschung: Sie erforscht, mit welchen Argumenten etwas als wahr verkauft wird. Wie stichhaltig diese Argumente sind und inwieweit dieses Etwas wirklich wahr ist oder nicht, ja *was* dieses Etwas denn überhaupt ist (vgl. Hacking, 1999), liegt alles jenseits ihres Horizonts. Wenn sie dann anstelle dieses fehlenden theoretischen Horizonts stillschweigend den Common-Sense oder die Begrifflichkeiten anderer Ansätze übernimmt, kann man sie – wie dies ja Rorty (2000a) explizit für seine pragmatische Philosophie in Anschlag bringt – als „parasitär“ (S. 16) bezeichnen.

Ehe man sich also sämtlicher Erkenntnismöglichkeiten entledigt bzw. sich dem „schauerschönen Kitzel des Selbstverschlingens“ (Laucken, 1998, S. 349) hingibt, sollte man sich – freilich in dem Wissen, daß es immer mehrere adäquate Beschreibungen der ‚Realität‘ gibt – weiterhin darin versuchen, die soziokulturelle Realität in Begriffe zu fassen. Mit solch einer Haltung, die sich zur modernen Form der Wissenschaft bekennt und die Idee einer postmodernen Wissenschaft als Selbstwiderspruch ablehnt, steht man innerhalb des Sozialkonstruktivismus, wie gleich deutlich werden wird, nicht (mehr) allein dar.

Während ich es als unverzichtbar erachte, sich innerhalb der Realismus-Relativismus-Debatte als Realist zu positionieren, soll damit nicht dem Positivismus der Mainstream-Psychologie das Wort geredet werden. Das Bekenntnis zum Realismus soll nur als eines zum Nicht-Relativismus verstanden werden, als die Ablehnung derjenigen eigenwilligen Position, die Harré (1992) die „Gergen extravaganza“ (S. 157) getauft hat. In einem zweiten Schritt muß nun überlegt werden, wie diese alternative Position mit Inhalt zu füllen ist.

„Critical realism subscribes to epistemological relativism only insofar as it acknowledges ‚the impossibility of knowing objects except under particular descriptions‘ (Bhaskar, 1978: 248). (...) However, critical realism maintains ontological realism by proposing that events (observable and experiencable phenomena) are generated by underlying, relatively enduring structures, such as biochemical, economic or social structures. These cannot be directly accessed but they can be detected through their effects. These intransitive structures do not directly determine outcomes; rather, they possess tendencies, or potentialities, which may or may not be realized. Therefore, the objective of critical realist science is not to predict outcomes but to explain events as the specific realizations of structural possibilities.“ (Willig, 1999a, S. 44-5)

Wenn Willig hier nicht nur von ökonomischen und sozialen, sondern auch von biochemischen Strukturen redet, so mag dies verwundern angesichts der chronischen sozialkonstruktivistischen Ablehnung gegenüber naturalistischen Erklärungen. Wie aus dem Zitat deutlich wird, soll aus diesen Strukturen aber auch gar nicht Verhalten erklärt werden, sondern Nicht-Verhalten: Biochemische Strukturen *ermöglichen* Verhalten, determinieren es aber keineswegs (Laucken, 1989). Für die praktische Anwendung spielt diese ‚biochemische‘ Verankerung des Ansatzes also keine Rolle (es sei denn, bei einem Diskursteilnehmer kann ein Hirnschaden festgestellt werden).

Parker (2002) legt dar, wie einseitig der relativistische Sozialkonstruktivismus sich auf Wittgenstein bezogen hat, wenn er nur Sprache, nicht aber die immer mit ihr einhergehende Lebensform (d.h. nicht-sprachliche kulturelle Praktiken) ontologisiert hat. Diese „critical distance from language“ (S. 144) führt ihn weg vom rein sprachlichen Diskursbegriff (‚talk and text‘) der Relativisten, hin zum theoretisch deutlich vielschichtigeren von Foucault. Ein bestimmter Diskurs ist nicht nur ein „system of statements which constructs an object“ (S. 145), das lediglich „realized in texts“ (S. 147) ist, sondern er „contains subjects“ (S. 152), ist „historically located“ (S. 153), unterstützt häufig Institutionen und reproduziert Machtverhältnisse.

Vollzogene Sprache ist für Parker zwar weiterhin wichtigster Analysegegenstand (neben bedeutungstragenden Gegenständen, vgl. Parker & the Bolton Discourse Network, 1999), aber sie ist eben nur noch Ausdruck von, nicht mehr identisch mit dem Diskurs. Sich auf Bhaskar (1989) berufend, spricht er von „social practices whose underlying logic and structure can, in principle, be discovered“ (Parker, 2002, S. 138). Er bekennt sich damit zu einem *Critical Realism*, der lediglich psychologische Begriffe dekonstruiert¹⁴, während er Begriffen, die die soziokulturelle Umwelt beschreiben, wenigstens potentielle Realitätsadäquatheit zuschreibt:

¹⁴ Der Begriff der Dekonstruktion wird nicht einheitlich gebraucht. Ich verwende ihn hier und im folgenden recht allgemein im Sinne eines ‚Aufzeigens des soziokulturellen Ursprungs‘ (von etwas).

„Critical realism runs alongside the social constructionist attacks on the discipline while preventing a wholesale collapse into discourse idealism, the position that there is nothing but discourse. (...) [It] needs to address (i) how psychological facts are socially constructed and (ii) how subjectivity is discursively reproduced within present social arrangements and (iii) how the underlying historical conditions emerged that gave rise to the ‚psy-complex‘. Only by understanding how the discipline of psychology reproduces notions of individuality and human nature – a realist endeavour – will it be possible to transform it, and to socially construct it as something different, something better.“ (Parker, 2002, S. 138-9)

Während Parkers Rahmenkonzeption meinem Vorhaben eines kritisch-psychologischen Sozialkonstruktivismus noch gut entsprach, werden an dieser Stelle krasse Differenzen sichtbar. Auch wenn Parker sein eben zitiertes Buch „Critical Discursive Psychology“ nennt, spricht er dennoch von *psychology* als etwas, das dekonstruiert und kritisiert, ja zu etwas Besserem konstruiert werden muß. Dabei bleibt vieles im Dunkeln: Einmal scheint Psychologie im allgemeinen Gegenstand der Kritik zu sein, das anderemal nur die „traditional psychology“ (ebd., z.B. S. 139). Und wenn auch der Psy-Complex kritisiert werden soll – müssen wir dann etwa auch um unsere Alltagspsychologie fürchten? Verwechselt Parker schließlich nicht, wenn er von ‚attacks on the discipline‘ spricht, die wissenschaftsimmanente Kritik der Relativisten mit ‚politischer‘ Kritik an psychologischen Institutionen (vgl. Kapitel 4.1)?

Am wichtigsten für meine Zwecke ist jedoch die Frage der Subjektivität. Wie in Kapitel 2.2 bereits ausführlich diskutiert, wird diese bestenfalls als (diskurs)abhängige Größe angesehen. Interessanterweise läßt Parker diese im obigen Zitat zweite Aufgabe des *Critical Realism* in einem später publizierten Text (der sich in derselben Aufsatzsammlung befindet: Parker, 2002, S. 58) wieder beiseite. Vermutlich hat er festgestellt, daß in einem radikal psychologiekritischen Ansatz jede Rede von Subjektivität kontraindiziert ist (weil sie selbst wieder Psychologie ist). So wendet er sich auch in entschiedener Weise gegen Versuche von Greenwood (1994), den Sozialkonstruktivismus anschlussfähig an die Mainstream-Psychologie zu machen. Während Greenwoods Ansatz später erörtert wird, soll durch folgendes Zitat Parkers zutiefst mißtrauische Haltung gegenüber der Psychologie verdeutlicht werden:

„[A]nd realism of different varieties could always be mobilized by those sympathetic to mainstream psychology to warrant it as a science and to rebut social constructionist critiques (Greenwood, 1994). It would seem, in this light, that even ‚critical‘ realists could end up falling into the arms of science as they look for certainties in this confusing landscape, and only relativists who go all the way can really resist the truth claims of psychology.“ (Parker, 2002, S. 138-9)

In Parkers Worten will ich mich im folgenden tatsächlich ‚der Wissenschaft in die Hände geben‘ und ‚nach Gewißheiten suchen‘ – was nach meiner Auffassung nicht

identisch ist mit den tatsächlich häufig negativen Folgen vieler psychologischer Theorien und Praktiken (vgl. Kapitel 6). Diese übertrieben psychologiekritische Auffassung, die, wie oben vermutet, vielleicht von der Fehlinterpretation Foucaults als Psychologiekritiker herrührt, werde ich also nicht übernehmen.

Was vom Ansatz des *Critical Realism* für mein skizziertes Vorhaben vonnutzen sein kann und was nicht, sei nun in aller Deutlichkeit zusammengefaßt:

1. Die realistische Ausrichtung, die mit der Dezentrierung der Sprache und dem erweiterten Diskursbegriff einhergeht, ist in Gänze zu übernehmen. Dabei reicht es für meine Zwecke, ‚materielle‘ Strukturen als soziokulturelle Tatsachen ermöglichend anzunehmen: „while social constructions are relative, they are not arbitrary, but emerge through social processes that are already shaped by influences such as power relationships and material resources“ (Cromby & Nightingale, 1999, S. 6).
2. Die Ignoranz gegenüber (oder wenigstens fehlende Konzeption von) Handlung und Subjektivität hingegen, die eigentlich durch den Realismus ausgeschlossen sein sollte (vgl. Kapitel 2.1), wird nicht übernommen. Daß Parkers Ansatz sehr gut eine entsprechende Erweiterung ermöglicht, wird in Kapitel 3.4 anhand der Theorie des *Positioning* (Davies & Harré, 1990) deutlich werden.
3. Es ist prinzipiell richtig, daß man sich auf der Suche nach geeigneten Rahmenkonzeptionen des Sozialkonstruktivismus in anderen Disziplinen umsehen sollte, weil die Psychologie selbst hierzu wenig bietet: „A critical psychology has to be constructed from theoretical resources, life experience and political identities outside the discipline. Only then it makes sense to deconstruct what the discipline does to us and to its other subjects“ (Parker, 2002, S. 141). Daraus darf allerdings nicht geschlossen werden, daß eine ‚critical psychology‘ selbst keine Psychologie ist. Statt des allumfassenden ‚discipline‘ in jenem Zitat sollte also besser ‚mainstream-psychology‘ eingesetzt werden.
4. Daher erscheint es auch unnötig, das kritische Engagement des Ansatzes auf die (Mainstream-)Psychologie zu begrenzen. In diesem Zusammenhang ist auf die deutschsprachige Kritische Psychologie (z.B. Markard, 2000a) zu verweisen, die ihr Anliegen viel weiter faßt, nämlich auch als Beitrag zur Gesellschaftskritik (hier auch die amerikanische Form: Fox & Prilleltensky, 1997) und als eigenständige psychologische Konzeption versteht (vgl. Kapitel 4).

5. Was nun die Ausfüllung jener Rahmenkonzeption betrifft, halte ich Foucault zwar nicht für eine verfehlte, aber doch für eine unvollkommene Lösung. Während sein Diskursbegriff durchaus nützlich erscheint, sollte dieser doch durch eine handlungs- und subjekttheoretische Komponente ergänzt werden. Dies wird auch vom *Critical Realism* zuweilen erkannt: „Foucauldian discourse analysis allows us to trace changes in social constructions and to speculate about their implications for subjective experiences; however, it does not allow us to account for their emergence and maintenance, and does not allow us understand the dynamics of the self“ (Willig, 1999a, S. 39). Während Willig an gleicher Stelle als Alternative interessanterweise Holzkamps Subjektwissenschaft (vgl. Kapitel 4.2.1) vorschlägt, halte ich die Konzeption Charles Taylors für sehr viel geeigneter.

3.2 Taylor-Rosas Kulturalismus

Die in Kapitel 1 explizierte Metatheorie hatte sich vor allem in zwei Punkten als problematisch erwiesen: erstens im Verhältnis zwischen Äußerer Welt und Sozialer Welt, welches durch die ‚Gegen extravaganza‘ oftmals als völlige Unabhängigkeit konzipiert worden war, und zweitens im Verhältnis zwischen Sozialer Welt und den in ihr lebenden Menschen. Während das erste Problem durch Parkers *Critical Realism* im vorigen Abschnitt entschärft wurde, soll es nun um das zweite Problem gehen.

Der Zusammenhang zwischen Diskurs, wie er sich als ‚talk and text‘ manifestiert und objektiv beschreiben läßt, und dem ‚Im-Diskurs-Leben‘ der Menschen wurde bislang in nicht befriedigender Weise durchdacht: Die *Discursive Psychology* versucht mit einem – wenig explizierten – Interpretationsschritt von der streng empirischen Ebene des ‚talk and text‘ hin zu einer nicht-diskursiven Handlungsebene zu kommen, in der die Diskursteilnehmerin unversehens zur *Diskursnutzerin* mutiert, indem sie ‚über‘ der Diskurswelt thront und diese nur strategisch verwendet. Wie diese übergeordnete Stellung möglich ist, wird nicht expliziert. Die Foucaultsche Diskursanalyse hingegen versucht jenen Ebenenwechsel mittels einer allgemeinen Theorie zu bewältigen. Dabei wird meist auf Foucaults Diskurs- und Machtbegriff zurückgegriffen. Die Soziale Welt ist in dieser Sichtweise immer nur die Rechtfertigung, der ‚Überbau‘ einer dahinterliegenden, ‚dunklen‘ (vgl. Danziger, 1997) machtgesteuerten Welt. Menschen können so nur als willenslose Marionetten in den Blick kommen, die nicht in den Diskursen leben, sondern quasi vom Diskurs gelebt werden.

Bei vielen Sozialkonstruktivisten scheint also folgendes Selbstmißverständnis vorzuliegen: Sie betrachten den Diskurs (den sie ja ontologisiert haben) als Gegenstand von außen, deuten ihn mittels Theorie und/oder Interpretation und postulieren schließlich (implizit), daß er so, wie er als wissenschaftlicher Gegenstand erscheint, auch in die Lebenswelt der Menschen tritt. Dabei macht die Foucaultsche Tradition immerhin einen ersten richtigen Schritt, wenn sie Menschen nicht *über* den Diskurs stellt, sondern sie *in ihm* positioniert sieht, und zwar auf einer relativ konkreten, inhaltlichen Ebene. Was es aber genau heißt, in einer bestimmten Diskursposition zu ‚leben‘, wird nicht thematisiert. Hierauf will ich nun eine Antwort zu geben versuchen.

Wie oben erläutert, ist die Einnahme einer realistischen Position nicht viel mehr als die Abgrenzung zu einer relativistischen. Insbesondere wenn es um Handlung und Subjektivität geht, macht es nicht viel Sinn, sich darüber zu streiten, ob derartige Dinge real sind oder nicht. Real für wen? Für den Forscher oder für die betreffende Person? Real in welchem Sinne? Im Sinne naturwissenschaftlicher Objektivität? Burr (1998) stellt diese Frage folgendermaßen: „Is the dichotomy between realism and relativism a fruitful one? Does saying that something is socially constructed necessarily mean that it is not real?“ (S. 22). Letzteres scheint der *Critical Realism* zu bejahen (vgl. Collier, 1998; Parker, 2002), so daß die von Burr (1998, S. 24) geäußerte Befürchtung, der *Critical Realism* gleite in den Materialismus ab, nicht abwegig erscheint.

Ich will daher eine Art Mittelposition vorschlagen. Wie in Kapitel 2.2 ausgeführt, halte ich es für irreführend, die Differenz zwischen Mainstream-Psychologie und Sozialkonstruktivismus in der Dimension *essentialistisch vs. konstruktivistisch* zu suchen, und ziehe statt dessen die Dimension *naturalistisch vs. kulturalistisch* vor. Während für Parker die Person ‚nur konstruiert‘ ist, ihre Umwelt dagegen nicht oder nur in begrenztem Maße, versuche ich, diese künstliche Trennung aufzuheben und – um es gleich mit dem Titel Hartmut Rosas (1998) vielschichtiger Arbeit zu sagen – „Identität und kulturelle Praxis“ zusammenzudenken.

Rosa legt hier eine kohärente Deutung des Gesamtwerks des kanadischen Sozialphilosophen und Politikwissenschaftlers Charles Taylor vor. Da es sich um eine ‚mutige‘ Deutung handelt, die dort, wo Taylor bewußt undeutlich bleibt, Klarheit zu schaffen versucht, werde ich im folgenden – auch der Einfachheit halber – von ‚Rosas Ansatz‘ sprechen, im Bewußtsein dessen, daß man genauer von ‚Rosas Taylordeutung‘ sprechen müßte. Daß ich mich nicht auf Taylors Originalarbeiten (z.B. 1988; 1991; 1994) beziehe, liegt neben der erwähnten Undeutlichkeit darin begründet, daß die eher

kultur-relativistische Deutung Rosas (1998, S. 232ff.) meinen Zwecken sehr viel besser entspricht als die teilweise essentialistischen Originalansätze Taylors.

Weshalb ich Rosas Ansatz für mein Anliegen eines Sozialkonstruktivismus, der nicht nur *psychologisch*, sondern darin auch *kritisch* ist (vgl. Kapitel 3.0), für äußerst geeignet halte, soll ein erstes Zitat andeuten:

„Damit gelingt es diesem Ansatz, das emanzipatorisch-sozialkritische Anliegen der *Kritischen Theorie* mit der neo-aristotelischen Frage nach den Bedingungen des guten Lebens und der post-strukturalistischen Einsicht in die diskursive oder selbst-interpretatorische Konstitution sozialer Wirklichkeiten ebenso wie individueller und kollektiver Identitäten zu verknüpfen.“
(Rosa 1998, S. 558)

Rosa liefert gewissermaßen das Subjektmodell, das dem Sozialkonstruktivismus immer schon innewohnte, aber bislang nicht expliziert wurde. Der Grundgedanke ist der folgende: Die sozialkonstruktivistische Grundüberzeugung, daß Menschen zu einem weitaus überwiegenden Teil sprachlich-kulturell geformt werden, ist zwar richtig. Der Schluß jedoch, daß diese Formung sich im aktuellen Lebensvollzug immer neu vollzieht, so daß der Mensch wie ein ‚Fähnlein im Winde‘ der Diskurse erscheint, ist jedoch falsch oder zumindest überzogen. Sind Menschen in ihren Denk-, Fühl- und Verhaltensgewohnheiten erst einmal kulturell ‚aufgeladen‘, haben sie (infolge ihres Erinnerungsvermögens) zeitlich relativ überdauernde Erwartungen an ihre Umwelt, die gegenüber den aktuellen Diskursen ‚widerständig‘ oder wenigstens ‚träge‘ sind.

Diese Feststellung mag trivial erscheinen – innerhalb des Sozialkonstruktivismus und des Poststrukturalismus ist sie dies keineswegs. Gewiß sind für sie einige Grundannahmen hinsichtlich der Funktionsweise des Menschen nötig, gegen die der Sozialkonstruktivismus bekanntlich allergisch ist. Diese formal-anthropologischen Annahmen sind jedoch so allgemein und in unserem Alltagsverständnis so präsent, daß es wohl kaum Sinn macht, sie anzuzweifeln. Ich werde sie im folgenden (aus Platzgründen freilich in verkürzter Weise) vorstellen.

Rosa stimmt vollkommen mit dem Sozialkonstruktivismus darin überein, daß der Mensch im Gegensatz zu anderen Tieren keine universellen substantiellen psychischen Eigenschaften (etwa bestimmte Verhaltensweisen oder Gefühle) aufweist, sondern hierin immer historisch-kulturell geformt ist. Ihn interessiert jedoch die Frage, *weshalb* dies so ist, d.h. er versucht in seiner philosophischen Anthropologie „vielmehr umgekehrt die Bedingungen der Möglichkeit seiner historischen und kulturellen

Plastizität systematisch zu begründen“ (Rosa, 2001, S. 59).¹⁵ Worin besteht jene universale Eigenschaft, die alle Variationen, alle Anti-Universalien erst möglich macht?

„Menschen sind für Taylor unhintergebar definiert dadurch, daß sie ‚selbstinterpretierende Tiere‘ sind, deren Selbstinterpretationen indessen nicht monologisch erzeugt werden, sondern das Ergebnis intersubjektiv-kultureller Sozialisationsprozesse darstellen, die Individualität vor dem Hintergrund je kulturell verbindlicher intersubjektiver und gemeinsamer Bedeutungen ermöglichen. Solche Selbstinterpretationen sind jedoch (...) durchaus nicht in erster Linie das Ergebnis reflexiv-expliziter oder theoretischer Überlegungen, sondern sie sind ‚embedded in a stream of action‘...“ (Rosa, 2003, S. 56-7)

Menschen sind also Wesen, die sich selbst interpretieren bzw. (erst) als Person erschaffen können. Diese Fähigkeit kann freilich um so besser in Anwendung gebracht werden, je mehr Angebote zur Selbstinterpretation von der kulturellen Umwelt gemacht werden. Zwar ist auch denkbar, daß ein Mensch wie Kaspar Hauser sich – etwa in Auseinandersetzung mit Tieren und Pflanzen – selbst als Person begreifen und somit erschaffen kann, aber je mehr Deutungsarbeit die Vorfahren diesbezüglich bereits übernommen haben, je mehr sprachlich-kulturelle Ressourcen sie zur Verfügung stellen, um so intensiver gelingt dieser Deutungsprozeß.

Welche Bedeutungsangebote macht eine Kultur ihren Sozialisanden? Da sind Begriffe und Praktiken, die ihnen nicht nur sagen, was wahr ist, sondern auch und vor allem was *gut* ist. Diese Menge der ‚moralischen Landkarten‘ einer Kultur ist ein mehr oder weniger kohärentes Angebot für den Sozialisanden, eine eigene Konzeption dessen zu entwickeln, was für ihn gut, wichtig, erstrebenswert etc. ist.¹⁶ Eine wichtige Form der Selbstinterpretation ist die moralische Bewertung deswegen, weil nur durch sie zielgerichtetes Handeln möglich ist. Nur weil eine Kultur darüber Auskunft gibt, welche der *in ihr* möglichen Handlungen gut sind, motiviert sie die Menschen, diese durchzuführen. Und nur durch diese Differenzierungsmöglichkeit zwischen Gut und Schlecht sind solche Selbstinterpretationen möglich, die wir im Alltag ‚Gefühle‘ nennen. Implizit ist diesen Ausführungen freilich immer schon das für Rosa zentrale

¹⁵ An dieser Stelle ließe sich trefflich über die Legitimation einer Anthropologie streiten. Rosa (1998, S. 57ff.) verweist diesbezüglich auf das Argument, *jeder* Theorie über menschliches Verhalten lägen implizite anthropologische Annahmen zugrunde, die es daher stets zu explizieren gälte. Dieses (Totschlag-)Argument ist der deutschsprachigen Psychologie bestens vertraut (vgl. Groeben & Erb, 1997).

¹⁶ Rosa verwendet den Begriff der moralischen Landkarte meist im Singular. Wenn ich ihn hier im Plural gebrauche, soll damit deutlich werden, daß sich Personen natürlich immer auch in Subkulturen (Milieus, Familien etc.) befinden, deren moralische Landkarte nicht identisch sein muß mit derjenigen der Gesellschaft. Andersherum könnte man natürlich auch den Kulturbegriff in den Plural setzen. Unabhängig von diesen begrifflichen Fragen muß immer deutlich werden, daß mit ‚Kultur‘ nicht nur die großen, gesellschaftsübergreifenden, sondern auch die „*partialen, regionalen oder lokalen*“ (Straub, 1999a, S. 187) Lebensgewohnheiten gemeint sind. Zu welchem Grade die letzteren von den ersteren abhängig sind, ist eine empirische Frage.

Konzept der Identität, das definiert wird als „jenes praktische Selbstbild oder Selbstkonzept, aus dem ein Individuum in der Welt Sinn schöpft und Orientierung gewinnt sowie die Fähigkeit zum intentionalen Handeln bezieht“ (1998, S. 69). Alle Konzepte also, die ein psychologischer Sozialkonstruktivismus für die Erklärung menschlichen Verhaltens einbeziehen muß – nämlich Handlung, Subjektivität und Identität –, wohnen dem Prozeß der Selbstinterpretation inne.

Nun ist es insbesondere beim neuzeitlichen Individuum, aber wohl auch bereits bei unseren frühen Vorfahren ein verbreitetes Phänomen, sich zu fragen, was man ‚wirklich‘ fühlt, ob ein Gedanke angemessen ist oder was die ‚wirklichen‘ Gründe für bestimmte Handlungen waren. Während also die ‚spontane‘, nicht-reflexive Reaktion einer Person aus Interpretationen allein vor dem Hintergrund kultureller Bedeutungsmuster heraus erfolgt, kann auf einer zweiten Interpretationsebene diese Reaktion ihrerseits wieder in reflexiver Weise Gegenstand der Interpretation sein. Die Person überprüft hierbei mittels z.B. religiöser oder psychotherapeutischer Deutungsangebote, inwieweit die spontane Interpretation durch die (implizite) eigene moralische Landkarte angemessen ist. Weil moralische Ansprüche einer Kultur naturgemäß das individuelle Verhalten nicht vollständig determinieren können, ja oft selbst inkonsistent sind (erst recht in der modernen Gesellschaft), hat die Person die Möglichkeit, sich innerhalb dieser Ansprüche zu positionieren, indem sie sie unterschiedlich stark gewichtet. Sie hat damit die Möglichkeit, sich in ihrer ‚privaten‘ moralischen Landkarte immer weiter von den kulturellen Vorgaben zu entfernen, also in gewisser Weise herauszufinden, was sie ‚wirklich wirklich‘ will. Diesen Gedanken der kulturellen Unterdeterminiertheit werde ich in den Kapiteln 3.4 und 3.5 weiterverfolgen. Zwischen beiden Interpretationsebenen besteht ein Wechselwirkungsverhältnis, was etwa die alltagsweltlich geläufige Vorstellung meint, daß unsere Bewertung unserer Gefühle auf diese selbst zurückwirkt und sie – wenigstens teilweise und auf lange Sicht – in Richtung dieser ‚sekundären‘ Bewertung verändert.

Menschen werden also nicht nur auf einer ersten Ebene durch kulturelle Auffüllungen geschaffen, sondern erschaffen sich selbst durch Rekombination dieser Auffüllungen immer wieder neu und verändern sich dadurch. Rosa (1998) faßt diese Sicht des Menschen als „interpretation all the way down“ (S. 95) wie folgt zusammen:

„Menschliche Subjekte haben je nach ihrem kulturellen und sozialisatorischen Hintergrund unterschiedliche (implizite) ‚moralische Topographien‘, die den Rahmen für ihre (präreflexive) Selbstinterpretation und damit für ihre Konstitution abgeben. Von ihrem so konstituierten Dasein oder Wesen können sie nun ein mehr oder weniger klares Bewußtsein besitzen, das heißt,

sie können über ein mehr oder weniger angemessenes reflexives Selbstbild verfügen. Solche Selbstbilder können jedoch keinen Anspruch auf ‚Wahrheit‘ oder ‚Klarheit‘ oder ‚Richtigkeit‘ in einem absoluten Sinne erheben, der auf ein allgemeines Wesen des Menschen zielte. Daher macht es keinen Sinn zu fragen, welche Kultur etwa über die angemessenste Deutung des Menschen verfüge.“ (Rosa, 1998, S. 94)

Aus Platzgründen möchte ich an dieser Stelle die Schilderung von Rosas Ansatz abbrechen¹⁷ um mich nun ausführlich mit den Implikationen für mein Anliegen, den kritisch-psychologischen Sozialkonstruktivismus, beschäftigen zu können. Durch seine sparsamen, aber wichtigen Grundannahmen kann Rosa besser als jeder sozialkonstruktivistische Ansatz erklären, wie es dazu kommt, daß Menschen in ihrer psychischen Konstitution einerseits vollständig Produkt ihrer Kultur sind, sich andererseits aber immer noch als handelnde Individuen begreifen können: Gerade *weil* sie in eine bereits bestehende kulturelle Ordnung hineingeboren werden, die ihnen als unhintergehbare Wirklichkeit erscheint, erhalten sie eine Möglichkeit, sich in dieser relativ stabilen ‚Heimat‘ zu verorten, sich mit bestimmten Werten und Idealen zu identifizieren. Identität ist eben nicht einfach nur ein Knotenpunkt von Rollendiskursen, sondern sie wird aktiv konstruiert *vor dem Hintergrund* einer Kultur. Dabei wird jedoch nicht, wie dies bei Individualkonstruktivisten wie Kelly (1955) der Fall ist, die Kultur vollständig in den Kopf verlagert, so daß sie nur noch aus privaten sprachlichen Unterscheidungen besteht. Wie bei Wittgenstein (1963) sind Sprache und Lebensform untrennbar miteinander verknüpft, so daß sich der Prozeß der Identitätskonstruktion immer auch und vor allem aus den unreflektierten Praktiken, Handlungen oder, um mit Bourdieu (1982) zu sprechen, dem ‚Habitus‘ speist.

Nun kann man gewiß einwenden, daß die kulturelle Ordnung zwar dem Kleinkind als Richtschnur seines Handelns dient, weil hier bekanntlich kulturelle Gewohnheiten noch in besonders ausgeprägter Weise als unabänderlich wahrgenommen, ja geradezu ‚ontologisiert‘ werden, daß aber ab der Jugendzeit Kultur und Gesellschaft eher als fremd, ja als ‚ärgerliche Tatsache‘ erlebt werden. Dieser Distanzierungsprozeß ist indes nie ein absoluter, und außerdem geht mit der Einsicht in die ‚Konstruiertheit‘ eines Sachverhalts auch nicht unbedingt der (implizite) Glaube an ihn verloren. Es ist nach Rosa unmöglich, aus dem Bedeutungsgewebe einer Kultur *vollständig* herauszutreten und sie unvoreingenommen zu betrachten. Andererseits ist es gerade

¹⁷ So können wichtige Begriffe wie *starke Wertung*, *Expression*, *Artikulation* oder *Authentizität* keine Berücksichtigung finden. Die interessierte Leserin verweise ich auf Rosa (1998) oder, für den ersten Überblick, auf Rosa (2001).

die Fähigkeit zum ‚teilweisen‘ Zurücktreten von *aktuellen* kulturellen Angeboten, die der Person erst Platz für Subjektivität, Handlung und Identitätsentwicklung lassen.

„Personale Identitäten und soziale Realitäten werden *konstituiert* durch ontologisierte Konzeptionen des Guten und Wichtigen – durch Vorstellungen davon, ‚worauf es im Leben ankommt‘. Diese handlungsleitenden und identitätsstiftenden moralischen Landkarten sind historisch und kulturell kontingent und das Ergebnis sozialisatorisch vermittelter Selbstinterpretationen, aber die Einsicht in diesen Zusammenhang setzt ihre Wirksamkeit nicht außer Kraft. Politische und sozialphilosophische Theorien dürfen die Wirkmächtigkeit und Unverzichtbarkeit solcher Güterkonzeptionen deshalb nicht einfach außer acht lassen oder moralische Landkarten als bloße Projektionen mißverstehen oder auch zur ‚Privatsache‘ erklären, weil sie nicht subjektive Reaktionen oder Projektionen auf eine unabhängig von ihnen bestehende Wirklichkeit sind, sondern diese mit erzeugen.“ (Rosa, 1998, S. 53)

Festzustellen ist, daß Rosa das implizite Menschenbild des Sozialkonstruktivismus expliziert und zuendedenkt, indem er darlegt, wie es Menschen überhaupt möglich ist, sich in einer Bedeutungswelt zurechtzufinden und Positionen im Diskurs einzunehmen. Sie müssen sich demzufolge in dieser ihrer sozialisatorisch aufgezwungenen Welt verorten, sich selbst interpretieren als ein Jemand.

Dieses *kulturalistische Personkonzept*, das das Subjekt zwar kulturell ‚aufgeladen‘, aber innerhalb dieser kulturellen Grenzen als autonom auffaßt, eröffnet dem Sozialkonstruktivismus ganz neue Möglichkeiten. Dabei ist dieser Gedankengang, der sich häufig über den Begriff der *sozialen Konstitution* vom sozialkonstruktivistischen Mainstream abgrenzt, keineswegs neu. Berger und Luckmann (1969), die wohl als Klassiker des Sozialkonstruktivismus gelten können, auch wenn sie sich eher der Wissenssoziologie zurechnen, verfolgen bekanntermaßen mit ihrem Ansatz eine ganz ähnliche Vorstellung. Allerdings erscheint ihr Ansatz theoretisch wesentlich weniger elaboriert als der Rosas: Nur von *Internalisierung* zu sprechen, um die individuelle Aneignung kultureller Angebote zu kennzeichnen, reicht nicht aus (vgl. Laucken, 1995). Die Taylorsche Rede von Selbstinterpretation innerhalb moralischer Diskurse erscheint hier wesentlich konkreter. In jüngerer Zeit findet man sozialkonstitutionelles Gedankengut bei Greenwood (1994), dessen Ansatz aber durch den eigentümlichen Begriff der *linguistic objectivity* zu erkennen gibt, sich nicht zum erwähnten Wittgensteinschen Diktum der Parallelität von Sprache und Lebensform zu bekennen, und somit ebenfalls abzulehnen ist: „emotion labels are linguistically objective descriptions of independent psychological states that are socially constituted – that are intrinsically social by virtue of their intrinsically social representational contents and objects“ (ebd., S. 148). Nicht nur in diesem Randbereich zur Mainstream-Psychologie, sondern auch mitten im realistischen Lager scheint sich immerhin die

Überzeugung durchzusetzen, daß bestimmte Dinge „*any the less real for being constructed*“ (Cromby & Nightingale, 1999, S. 9) sind.

Bevor in Abschnitt 3.5 die Rede der sozialen Konstitution genauer erläutert wird, müssen noch weitere Fragen geklärt werden, die bei Rosa offenbleiben. So ist etwa ungeklärt, weshalb Menschen überhaupt so intensiv miteinander in Berührung kommen, daß Kulturen oder Lebensformen entstehen. Oder anders: *Wie* erfolgt jene schon häufig angedeutete sozialisatorische ‚Einbettung‘ in eine Kultur? Spielen nicht auch konkrete persönliche Beziehungen und die Stellung der Person in ihrer Gesellschaft eine entscheidende Rolle beim Prozeß der Identitätsbildung? Für diese Fragen hat sich in Anschluß an so unterschiedliche Denker wie Hegel oder G.H. Mead in den letzten Jahren eine Fülle von Forschungen angesammelt (vgl. einen kleinen Überblick bei Honneth, 2003d), die meist am Begriff der *Anerkennung* nicht vorbeikommen. Auch Taylor erkennt in seinen jüngeren Schriften die Wichtigkeit dieses Konzepts: „Anerkennung ist nicht bloß ein Ausdruck von Höflichkeit, den wir den Menschen schuldig sind. Das Verlangen nach Anerkennung ist vielmehr ein menschliches Grundbedürfnis“ (1993, S. 15). Die elaborierteste Form der Anerkennungstheorie stellt aber sicher das neuere Werk Axel Honneths (1992; 2003d) dar, um das es im folgenden gehen soll.

3.3 Honneths Anerkennungstheorie

Wenn nun der Diskursteilnehmer mit Handlungsfähigkeit ausgestattet worden ist, stellt sich wie gesagt sogleich die Frage, was ihn überhaupt zur Diskursteilnahme veranlaßt. Warum reden Menschen miteinander? Damit sie ‚natürliche Bedürfnisse‘ wie Hunger, Durst und sexuelles Verlangen befriedigen können? Das ist in unserer Wohlstandsgesellschaft kaum ein Argument. Auch Millionäre schließen sich nicht in ihre Villen ein und lassen sich Nahrung und Sexobjekte unpersönlich verkaufen. Außerdem kann wohl kaum bestritten werden, daß es zahllose soziale Situationen gibt, deren Eingehen man beim besten Willen nicht als in diesem Sinne nutzenorientiert erklären kann: der zufällige Plausch in der Straßenbahn, die tausendfachen beiläufigen Konversationen mit dem Lebenspartner, die nächtlichen Telefonate mit der besten Freundin. All dies sind Situationen, die wir quasi um ihrer selbst Willen eingehen. Den Mensch treibt es, wie Todorov (1996) hervorragend darlegt, zu seinen Mitmenschen, um dort Bestätigung für die eigene Existenz zu erhalten: „Die Bezie-

hung zu anderen ist kein Mittel (um sich den Bauch vollzuschlagen oder einen Orgasmus zu erleben), sondern das Ziel, das wir verfolgen, um uns unseres Daseins zu versichern“ (ebd., S. 71). Nur durch sie gewinnt ein Mensch Identität, d.h. kann sich die existentielle Frage ‚Wer bin ich‘ beantworten. Der Mensch ist also nicht nur ein Kulturwesen, wie das letzte Kapitel gezeigt hat, sondern auch ein soziales Wesen (vgl. schon Mead, 1934). Beides hängt eng miteinander zusammen, ist aber doch nicht identisch. Durch seine kulturelle Einbettung wird der Mensch handlungsfähig; dadurch, daß diese Einbettung aber interpersonal erfolgt (und, zumindest in der Kindheit, erfolgen *muß*), gewinnt die Person Identität und kann ihre Handlungsfähigkeit selbst-sicher zur Anwendung bringen.

„Es ist kein Zufall, daß Rousseau, Adam Smith und Hegel der Anerkennung unter den elementaren Prozessen einen prominenten Platz eingeräumt haben. Sie ist in der Tat in doppelter Hinsicht außergewöhnlich. Inhaltlich, weil sie stärker als jede andere Handlung den Eintritt des Individuums in das spezifisch menschliche Dasein bezeichnet. Strukturell, weil sie geradezu zwangsläufig in allen anderen Handlungen mitenthalten scheint. Tatsächlich wird das Kind beim Wechsel- oder Zusammenspiel zugleich dadurch in seinem Dasein bestätigt, daß sein Partner ihm einen Platz einräumt: er hält inne, um es ‚singen‘ zu hören, oder singt mit ihm zusammen. Wenn es die Umgebung erkundet oder umgestaltet, einen Erwachsenen nachahmt, erkennt es sich als Subjekt seiner Handlungen und damit als existierendes Wesen. Wird es getröstet oder gestraft, tritt es in innige Verbindung mit einem anderen, so erhält das Kind ebenfalls eine abgeleitete Befriedigung, einen Beweis seines Daseins. Jede Koexistenz ist eine Anerkennung.“ (Todorov, 1996, S. 95)

Was Menschen dazu treibt, am Diskurs teilzunehmen, ist also dieses existentielle Angewiesensein auf die Meinung, den ‚Blick‘ der anderen. Was Todorov als anthropologische Konstante beschreibt, soll mir im folgenden als Grundpfeiler einer sozialkonstruktivistischen Motivationspsychologie dienen. Dies verlangt selbstverständlich nach empirischer Begründung. Todorov wie auch Honneth (1992, s.u.) beziehen sich auf die neuere Entwicklungspsychologie und psychoanalytische Objektbeziehungstheorie, also auf Autoren wie Bowlby, Winnicott, J. Benjamin oder Sullivan. Aus Platzgründen kann ich hier keine detaillierte Diskussion über die Stichhaltigkeit dieser Studien und ihrer Deutungen vornehmen.

In seiner Rezension zu Todorov (1996) knüpft Straub (1999b; vgl. 1999a, S. 336) eine interessante Verbindung zur psychologischen Leistungsmotivationsforschung:

„Der Mächtige, der Reiche, der Leistungsmotivierte etc., sie alle hecheln im Grunde nicht nach Macht, Geld und eindrucksvollen Hervorbringungen eigenen Handelns, sondern nach Beachtung, Achtungsbezeugung und dem anerkennenden Blick des anderen. Machttheorien singen ein Lied davon, und Murray, McClelland, Atkinson und all die anderen, die sich mit dem Leistungsmotiv befaßten – dem in der zweiten Hälfte unserer Jahrhunderts in der akademischen Psychologie wohl am intensivsten erforschten Motiv –, sahen genau, worum es leistungsmotivierten Personen im Grunde genommen (unbewußt) geht: Sie wollen Stolz empfinden können.

Dieses soziale Gefühl aber lebt ganz und gar von der Beachtung, Achtung und Anerkennung durch die anderen.“ (Straub, 1999b, S. 98)

Die Leistungsmotivationsforschung darf allerdings nicht dahingehend mißverstanden werden, daß sie die These der Universalität des Anerkennungsstrebens stützen würde. Dies käme einem Rückfall in die kulturell-historisch unreflektierte Mainstream-Psychologie gleich. Was Psychologen wie McClelland erforschen, ist nichts weiter als die Tatsache, daß Anerkennung in den westlichen Gesellschaften (unter anderem) mit einem bestimmten Begriff der ‚Leistung‘ verbunden ist (s.u.). Dies führt zu der wichtigen Frage, inwieweit die spezifischen Ausformungen der abstrakten Anerkennungskategorie historisch-kulturell bestimmt sind. Denn auch wenn Menschen ein Bedürfnis nach Anerkennung eigen sein sollte, so steht dennoch zu vermuten, daß dieses Bedürfnis kulturell vielfach überformt bzw. gesellschaftlich nutzbar gemacht wird. Diese Vermutung entspricht natürlich auch der im vorigen Abschnitt explizierten kulturalistischen Sichtweise, für die die Grundlagen unseres heutigen Denkens, Fühlens und Handelns in den tiefverwurzelten Selbstverständlichkeiten der jeweiligen (für uns: modernen) Lebensform liegen.

Mit dieser Frage setzt sich der Sozialphilosoph und Soziologe Axel Honneth (1992; 2003d) auseinander. Honneth analysiert die moralische Ordnung einer Gesellschaft als fragiles System von Anerkennungsbeziehungen. Dabei werden die Anerkennungserwartungen der Gesellschaftsmitglieder zwar von einem allgemeinen Anerkennungsbedürfnis gespeist (vgl. Honneth, 2003c, S. 310), in ihrer spezifischen Ausformung aber besitzen sie den Charakter einer, wie es Honneth selbst zuweilen nennt, „sozialen Konstituiertheit“ (ebd., S. 331).¹⁸ Diesen wichtigen Zusammenhang soll ein längeres Zitat verdeutlichen:

„Bei einem derartigen Vorgehen ist (...) klar, daß sich die den Subjekten unterstellten Anerkennungserwartungen nicht als eine Art von anthropologischer Größe behandeln lassen (...); vielmehr sind derartige Erwartungen in dem Sinn das Produkt der sozialen Formung eines tiefsitzenden Anspruchspotentials, daß ihre normative Rechtfertigung sich stets der Bezugnahme auf Prinzipien verdankt, die in den historisch jeweils etablierten Anerkennungsordnungen institutionell verankert sind. (...) [Das heißt] daß die spezifische Angewiesenheit auf intersubjektive Anerkennung, durch die die menschliche Lebensform gekennzeichnet ist, stets durch die besondere Art und Weise geprägt sein wird, in der in einer

¹⁸ Da der historische Zeitraum dieser sozialen Konstitution sehr weit gefaßt wird („bürgerlich-kapitalistische Gesellschaftsform“ bei Honneth, 2003d, S. 163; ‚Moderne‘ bei Rosa, 1998), macht es in Anbetracht der Tatsache, daß wir aller Rede von Postmoderne zum Trotz so schnell nicht das moderne oder bürgerlich-kapitalistische Zeitalter verlassen werden, wohl *praktisch* wenig Unterschied, ob man das Bedürfnis nach Anerkennung als universal oder historisch-kulturell kontingent postuliert. Für die Rechtfertigung von Gesellschaftskritik jedoch erscheint, wie in Kapitel 5 deutlich werden wird, das Beharren auf der Universalität des Anerkennungsstrebens sinnvoll.

Gesellschaft jeweils die wechselseitige Gewährung von Anerkennung *institutionalisiert* ist. Methodisch gesehen geht mit einer derartigen Überlegung die Konsequenz einher, daß die subjektiven Anerkennungserwartungen nicht einfach aus einer anthropologisch verstandenen Persönlichkeitstheorie abgeleitet werden dürfen; vielmehr ist es umgekehrt der jeweils höchstentwickelte Grad der Differenzierung von Anerkennungssphären, der uns einen Schlüssel an die Hand gibt, um retrospektiv Vermutungen über die Eigenart der intersubjektiven ‚Natur‘ des Menschen anzustellen.“ (Honneth, 2003d, S. 161-3, Hervorhebungen hinzugefügt)

Der letzte Satz des Zitats legt für den Sozialkonstruktivismus eine neue interessante Perspektive offen: Was menschliche Natur ist, kann nicht nur der Ausgangspunkt (wie bei Rosa), sondern in gewisser Weise auch das Ziel des Forschens sein. Indem die empirisch auftretenden Ausformungen menschlicher Lebensweisen analysiert werden, kann rekonstruktiv geschlossen werden, was diesen Lebensweisen zugrunde liegen muß, damit sie möglich werden. Angedeutet findet sich diese Einsicht freilich auch bei Rosa schon, wenn er die Idee der Selbstinterpretation aus der Einsicht in die mannigfaltigen menschlichen Variationsmöglichkeiten heraus rechtfertigt (vgl. Kapitel 3.2). Dabei spielt es, wie bereits erwähnt, *praktisch* keine große Rolle, ob man das Ergebnis jener Rekonstruktion ‚Natur‘ oder ‚zweite Natur‘ nennt. Wegen seines kritischen Potentials werde ich dieses rekonstruktive Vorgehen in Kapitel 5.1 näher erläutern.

Honneth (2003d, S. 163ff.) expliziert nun die historische Entstehung von drei Anerkennungssphären, welche in unserer heutigen Gesellschaft die Anerkennungsordnung und damit auch die moralische Position der Gesellschaftsmitglieder bestimmen. Erstens ist da die Sphäre der *Liebe*, die eine besondere, auf Fürsorge und Zuneigung beruhende Form der Sozialbeziehung begründet. Obwohl sicherlich bereits in vormodernen Gesellschaften rudimentär vorhanden, entwickelt sich Liebe doch erst infolge der ‚Entstehung der Kindheit‘ (Ariès, 1976) und der bürgerlichen Liebesheirat zu einem erwartbaren, weil institutionell gestützten Interaktionsmuster. Zudem differenzieren sich aus der vormodernen Anerkennungssphäre der ‚Ehre‘ zwei neue, nunmehr getrennte Sphären: zum einen das *Recht*, das allen Gesellschaftsmitgliedern gleichermaßen und (zumindest der Zielvorstellung nach) unabhängig von ihren Eigenschaften und Leistungen Anerkennung vermittelt, zum anderen die (individuelle) *Leistung*, welche bei der Zuweisung sozialer Wertschätzung oder Prestige an die Stelle des vormodernen Standes tritt. Während die sozialgeschichtlichen Ursprünge dieser Veränderungen (Ausweitung der Marktbeziehungen, Niedergang des Adels, religiöse Aufwertung der Berufsarbeit etc.) hier nicht von Interesse sind, ist die Dringlichkeit der Frage nach der Definition des Leistungsbegriffs offensichtlich: Welche Tätigkeiten sind ‚Leistungen‘? Welchen Leistungsbegriff unterstellt der Diskurs stillschweigend,

wenn er soziale Wertschätzung verteilt? Oder, um das obige Beispiel aufzunehmen: Was heißt es, wenn Psychologen einem Menschen ein ausgeprägtes Leistungsmotiv bescheinigen? Diese Fragen, die auf eine ‚Dekonstruktion‘ des Leistungsbegriffs hinauslaufen, werde ich in Kapitel 5 weiterverfolgen.

Die Ideen der wechselseitigen Liebe, der Rechtsgleichheit und der individuellen Leistung bilden nun drei Formen von Sozialbeziehungen – Primärbeziehungen, Rechtsbeziehungen und ‚weitere‘ Sozialbeziehungen –, durch die die Subjekte drei neue *Selbstbeziehungen* lernen: Sie ‚entdecken‘ ihre Liebesbedürftigkeit, ihre rechtliche Autonomie und ihren Wert für die Gemeinschaft.

„Daher steigt auch mit der institutionellen Ausdifferenzierung der Anerkennungssphären die Chance einer Zunahme von Individualität, wenn darunter die Möglichkeit verstanden wird, sich der Einzigartigkeit der eigenen Persönlichkeit unter sozialer Zustimmung in wachsendem Maße zu versichern; mit jeder neu entstandenen Sphäre wechselseitiger Anerkennung wird nämlich gleichzeitig ein weiterer Aspekt der menschlichen Subjektivität erschlossen, den der einzelne sich nun auf intersubjektivem Weg positiv zuzurechnen vermag.“ (Honneth, 2003d, S. 169)

Natürlich gibt es auch noch andere Sozialbeziehungen und entsprechende Selbstbeziehungen; aber jene drei sind diejenigen, die *normative* Implikationen enthalten und nicht ohne diese ausgeübt werden können. Wegen dieser Implikationen können sie auch von Personen oder Gruppen ‚eingeklagt‘ werden, d.h. mit ihnen können Forderungen nach sozialem Wandel legitimiert werden. Bekanntermaßen ist in einer Gesellschaft z.B. stets umstritten, was dem einzelnen an materiellen Gütern *rechtlich* zusteht und was er sich *durch Leistungen* erwerben muß.

Wie sich in Kapitel 5 zeigen wird, besteht der Nutzen von Honneths Anerkennungstheorie für den Sozialkonstruktivismus vor allem darin, daß sie in eben jener Form des Einklagens von unerfüllten Anerkennungserwartungen ein probates Mittel zur Gesellschaftskritik bereitstellt. Dann wird klar werden, daß Anerkennung – als Brückenkonzept zwischen Psychologie und Ungleichheitsforschung – aufgrund ihrer inhärent ‚symbolischen‘, diskursiv produzierten Natur nur durch sozialkonstruktivistische Analysen der öffentlichen Debatte adäquat zugänglich gemacht werden kann.

Weshalb aber kann die sozialphilosophische Idee der Anerkennung überhaupt als individualpsychologisches Motivationskonzept umgedeutet werden? Honneth selbst ist es, der nicht nur seinen Ansatz mittels psychologischer Forschungen rechtfertigt (s.o.), sondern auch explizit die Fruchtbarkeit des Anerkennungskonzeptes auf mehreren Ebenen betont – was er als „Pointe der Anerkennung“ (Honneth, 2003a, Titel) bezeichnet:

„Die eigentliche Pointe (...) scheint nun aber [meine Diskussionspartnerin] Nancy Fraser erst gar nicht gesehen zu haben. Wie sie selber bin nämlich auch ich der Überzeugung, daß die Empfindungen sozialen Unrechts stets durch die Wirkung öffentlicher Diskurse geprägt werden und mithin nicht unbeeinflusst vom semantischen Spielraum einer Gesellschaft auftreten; im Unterschied zu ihr aber habe ich die Vorstellung, daß solche Diskurse nicht einfach beliebig kommen und gehen, sondern ihrerseits an ein tieferliegendes Repertoire von normativen Prinzipien gebunden sind, die für eine bestimmte Gesellschaftsform jeweils den sprachlichen Horizont des sozialmoralischen Denkens und Fühlens festlegen.“ (Honneth, 2003a, S. 287)

„Die dreifache ‚Pointe‘ der Kategorie der ‚Anerkennung‘ soll (...) genau in der Herstellung einer solchen internen Verknüpfung bestehen: die gesellschaftliche Realität wird grundbegrifflich mit Hilfe desselben Begriffs erschlossen (Gesellschaftstheorie), mit dem aufgrund seines normativen Gehalts am Ende auch die Bewertung von sozialen Veränderungsprozessen in der Weise vorgenommen werden kann (Gerechtigkeitskonzept), daß dabei die Sichtweise der Betroffenen produktiv zur Artikulation gelangt (Moralpsychologie).“ (Honneth, 2003a, S. 304)

3.4 Harrés Positioning-Theorie

Während in den vorangegangenen beiden Abschnitten Vorschläge gemacht worden sind, wie der sozialkonstruktivistischen Metatheorie aus anderen, verwandten Disziplinen eine kritisch-psychologische Ausrichtung gegeben werden kann, ist bis hierhin noch ungeklärt, wie diese Anregungen in einen eigenständigen sozialkonstruktivistischen Ansatz, der gewissermaßen eine Spezifizierung der Metatheorie darstellt, überführt und integriert werden können. Bis jetzt ist ja nur geklärt, *weshalb* Menschen am Diskurs teilnehmen (nämlich wegen ihres Strebens nach Anerkennung) und *in welchen Hinsichten* sie in unserer Kultur anerkannt werden können (nämlich als Liebesobjekt, als Rechtsperson und als ‚Leistungsträger‘ der Gesellschaft), nicht aber *auf welchem Wege* sie zu diesem Ziel gelangen.

Obwohl sich in Kapitel 3.2 bereits eine Antwort auf diese Frage angedeutet hat, halte ich die Idee des *Positioning* (vgl. Davies & Harré, 1990; Harré & van Langenhove, 1999; Hollway, 1984) für einen geeigneteren Ausgangspunkt, weil es sich hier bereits um einen genuin sozialkonstruktivistischen Ansatz handelt, der somit nicht erst auf die mikrosoziale Ebene hin zuendegedacht werden muß.

Davies und Harré (1990) stimmen mit den Foucaultschen Diskursanalysten darin überein, daß Menschen von Diskursen moralisch positioniert werden, d.h. daß der Diskurs sie als ein Jemand (etwa eine Lehrerin, einen Schwulen, eine Frau, einen ehrgeizigen Mensch, einen Arbeitslosen etc.) anspricht, sie ‚definiert‘ und ihnen bestimmte ‚Rechte‘ und ‚Pflichten‘ im Diskurs zuweist. Während die Foucaultschen Diskursanalysten aber die Person als dieser Definition relativ passiv ausgeliefert konzipieren bzw. sie allenfalls mit einer Fähigkeit zum ‚Widerstand‘ gegenüber dem

gesamten Diskurs ausstatten, vertreten Davies und Harre den Standpunkt, daß der Diskurs zwar die möglichen, d.h. einnehmbaren Positionen vorgibt, daß aber den Diskursteilnehmern mindestens teilweise freisteht, welche sie einnehmen. Weil die Teilnehmerin eines Diskurses um die in ihm einnehmbaren Positionen und die mit diesen verbundenen Diskursbeiträge *weiß*, kann sie auch (mit ihren mehr oder weniger begrenzten diskursiven Möglichkeiten) versuchen, sich in bestimmte Positionen gezielt zu manövrieren. So steht es einer Lehrerin immer mehr oder weniger frei, ob sie sich im Unterricht eher als unhinterfragbare, wissensvermittelnde Autorität oder eher als passive, nur moderierende Vermittlungsinstanz positionieren will. Beide Positionen sind gemäß der gängigen Schul-Diskurse möglich und werden nicht sanktioniert. Jenes einschränkende ‚mehr oder weniger‘ weist darauf hin, daß die Positionsmöglichkeiten der Lehrerin natürlich auch von ihren Schülern und deren Positionierungen beeinflusst werden: Die Moderatorposition wird bei Schülern, die wenig Eigeninitiative zum Lernen zeigen (und von dieser Position nicht abzubringen sind), schwer durchzuhalten sein.

„We shall argue that the constitutive force of each discursive practice lies in its provision of subject positions. A subject position incorporates both a conceptual repertoire and a location for persons within the structure of rights for those that use that repertoire. Once having taken up a particular position as one’s own, a person inevitably sees the world from the vantage point of that position and in terms of the particular images, metaphors, story lines and concepts which are made relevant within the particular discursive practice in which they are positioned. At least a possibility of notional choice is inevitably involved because there are many and contradictory discursive practices that each person could engage in.“ (Davies & Harré, 1990, S. 46)

Anders als beim Konzept der ‚Rolle‘ wird die Veränderbarkeit und aktive Herstellbarkeit der Position betont. Andererseits wird nicht geleugnet, daß es oft schwierig ist, sich gegen das Positioniertwerden durch den Diskurs (bzw. durch seine Mitmenschen) zur Wehr zu setzen. Eine gar totale Unmöglichkeit des Umpositionierens wird ja häufig gegen die psychoanalytische Therapie vorgebracht in dem Vorwurf, sie deute den Widerspruch des Klienten gegen Urteile des Therapeuten als deren Bestätigung. Ein harmloseres Beispiel wählen van Langenhove und Harré (1999): „Positioned as dependent, one’s cry of pain is hearable as a plea for help. But positioned as dominant, a similar cry can be heard as a protest oder even as a reprimand“ (S. 17).

Das Interessante am Konzept des *Positioning* liegt darin begründet, daß es sowohl intentional als auch nicht-intentional („tacit“, ebd., S. 22) erfolgen kann. Oftmals bringen wir uns ganz bewußt in eine bestimmte Position. Bei einer wissenschaftlichen

Diskussion etwa versuchen wir uns durch nachdenkliches Stirnrunzeln oder die Zitierung von schwer verstehbaren Philosophen als überlegen zu positionieren. In einer partnerschaftlichen Beziehung versuchen wir uns in den dominanten Diskursen dort zu plazieren, wo es unseren Absichten gerade am besten paßt: Als Mann positioniert man sich im Regelfall gern als starker, ruhiger Beschützer, während man beim Geschlechtsakt auch mal gerne mit Verweis auf seine ‚animalische Getriebenheit‘ jegliche Rücksicht auf die Partnerin vermissen lassen will (vgl. Hollway, 1984). Ungewolltes Positionieren ist uns nicht minder vertraut. Sehen wir einen Deutsch-Türken mit Gel in den Haaren und Goldkettchen in einem teuren Sportwagen an uns vorüberfahren, so verfehlt der Sportwagen seine Bedeutung als Statussymbol und läßt uns vielleicht eher auf kriminelles Verhalten schließen. Ungewolltes Positionieren entspricht daher in etwa dem, was Bourdieu (1982) mit dem Begriff des Habitus zu fassen versucht, während das intentionale Positionieren eher dessen Begriff der Distinktion (ebd.) nahekommt. Anders als bei Bourdieu, der beide Begriffe relativ unverbunden nebeneinander stehen läßt (vgl. Honneth, 1990), besteht die Stärke der *Positioning*-Theorie darin, daß sich beide Aspekte nur analytisch trennen lassen, daß also eine Positionierung in Teilen intentional, in Teilen aber gleichzeitig auch ungewollt sein kann. So ist es, um ein anderes Beispiel zu nennen, in einer ‚Leistungsgesellschaft‘ wie der unsrigen *immer* schwierig, seine Gleichgültigkeit gegenüber beruflichen Positionen anderen verständlich zu machen (ohne als jemand dazustehen, der es einfach nicht ‚geschafft‘ hat und nun so tut, als hätte er es nie darauf angelegt); je nach Gesprächspartner kann es aber *mehr oder weniger* schwierig sein. Ähnliches gilt für andere relativ ‚stabile‘ Diskurse: Keine Liebe oder kein Recht zu bekommen, kann mehr oder weniger schlimm sein; als ungeliebt oder in seinen Rechten verletzt ‚dazustehen‘, ist hingegen *immer* unangenehm.

Interessanterweise wird dieser Ansatz sowohl von Vertretern des Mikro-Sozialkonstruktivismus (z.B. Harré) als auch von solchen des Makro-Ansatzes (z.B. Hollway) vertreten. Wie nicht anders zu erwarten war, betonen erstere mehr das aktive ‚Positioning‘, letztere hingegen die vorgegebenen ‚Subject Positions‘. Im Grunde handelt es sich aber nur um verschiedene Begrifflichkeiten. Während Davies und Harré (1990) eher die konkrete Konversation als Ort des Positionierens betrachten, wobei die sprachlich-kulturelle Rückbindung dieses spontanen Prozesses nicht geleugnet wird, möchte Hollway (1984) lieber gleich von *verschiedenen* in einem sozialen Setting möglichen (Foucaultschen) Diskursen mit relativ festgelegten Positio-

nen sprechen, zwischen denen die interagierenden Personen (mehr oder weniger frei) wählen können.¹⁹ Die Grundidee des *Positioning* kann mithin als eine fruchtbare Verbindung der Handlungskonzeptionen beider großen Schulen angesehen werden: Während die Makro-Ansätze jede Handlungsmöglichkeit der Diskursteilnehmerin innerhalb des Diskurses bestreiten, führen die Mikro-Ansätze ein Handlungskonzept ein, das in ungeklärter Weise über den Diskurs und über die Person hinaus geht, wodurch Handlungen als (mystisch anmutende) ‚tieferliegende Essenz‘ der Sozialen Welt erscheinen. Die *Positioning*-Theorie geht einen Mittelweg insofern, als sie – ähnlich wie Rosa – Handlungen zwar als individuell intendiert, aber immer *im* Diskurs verortet ansieht.²⁰ Wie sich eine so verstandene ‚Handlung-im-Diskurs‘ innerhalb eines kritisch-psychologischen Sozialkonstruktivismus einbinden läßt, wird der folgende Abschnitt zeigen.

3.5 Integration: Eine erweiterte Metatheorie

Eingangs dieses Kapitels habe ich von der Notwendigkeit eines ‚kritisch-psychologischen‘ Sozialkonstruktivismus gesprochen. Parkers konsequente Ablehnung der ‚Gergen extravaganza‘, Rosas kulturalistische Subjektkonzeption, Honneths Motivationstheorie und Harrés Handlungskonzept sind meines Erachtens wichtige Stationen auf dem Weg dorthin. Sie bedürfen aber nun noch der Integration. Mit einem solchen – sicherlich gewagten – Vorhaben, das nicht ohne künstliche Vereinfachungen der Ursprungsansätze auskommen kann, will ich mich nun befassen.

Ausgangspunkt der Kritik der eingangs vorgestellten, derzeit geläufigen Metatheorie war die Feststellung, daß sie durch ihre ‚empty person‘ (vgl. Kapitel 2.2) keinen Platz lasse für psychologische Erklärungsansprüche, ja nicht einmal für die Erklärung diskursiven Wandels. Durch die ausschließliche Ontologisierung des Diskurses, so wurde deutlich, müssen Personen als passive ‚Knoten‘ dieser Diskurse erscheinen. Im Laufe meiner Überlegungen habe ich zwar diesen apersonalen Bedeutungskosmos

¹⁹ Andererseits hat besonders die Mikro-Variante mit den für sie bekannten Problemen zu kämpfen. Wenn auch die kulturelle Einbindung der Konversation wie gesagt teilweise beteuert wird (van Langenhove & Harré, 1999, S. 19-20), ist es doch „within conversations that the social world is created“ (ebd., S. 15). Die Probleme, die sich aus der fehlenden Konzeption von Kultur und Lebensform ergeben, habe ich mehrfach erörtert. Im folgenden Abschnitt werde ich mich um eine Einbindung der Theorie in die bereits vorgestellten kulturalistischen Ansätze bemühen.

²⁰ Diese Redeweise würde Harré sicherlich ablehnen. Er spricht lieber in wenig durchschaubarer Weise von ‚discursive practices‘ (vgl. das obige Zitat). Im folgenden Abschnitt werde ich Handlungen und Praktiken deutlich voneinander abgrenzen.

nicht verworfen, ihm aber einen personalen gegenübergestellt. Dieser nun – und dies war quasi die Pointe – ist nun *nicht* (oder, je nach Definition, kaum) durch substantielle anthropologische Annahmen belastet, führt *nicht* zu den aus der humanistischen Psychologie bekannten illusorischen Autonomievorstellungen, sondern speist sich immer aus dem apersonalen Bedeutungskosmos. Daß er aber andererseits auch nicht völlig in ihm aufgeht, wurde mit der metaphorischen Rede von ‚Widerständigkeit‘ und ‚Trägheit‘ zu verdeutlichen versucht.

Das Resultat des Versuchs, beide Bedeutungssysteme aufeinander zu beziehen, versucht Abbildung 1 zu verdeutlichen. Beide (relativ stabilen) Bedeutungssysteme, die ich ‚Gesellschaft‘ und ‚Person‘ nenne, stehen in Wechselwirkung zueinander, was durch die beiden Pfeile symbolisiert ist. Die Skizze ist also nichts anderes als der Versuch, die klassische Frage der Beziehung zwischen Person und sozialer Umwelt sozialkonstruktivistisch zu beantworten. Auf ein äquivalentes Schaubild für die ursprüngliche Metatheorie habe ich aus Platzgründen verzichtet. Man kann es sich aber leicht selbst herstellen, indem man die gesamte rechte Hälfte der Skizze verdeckt.

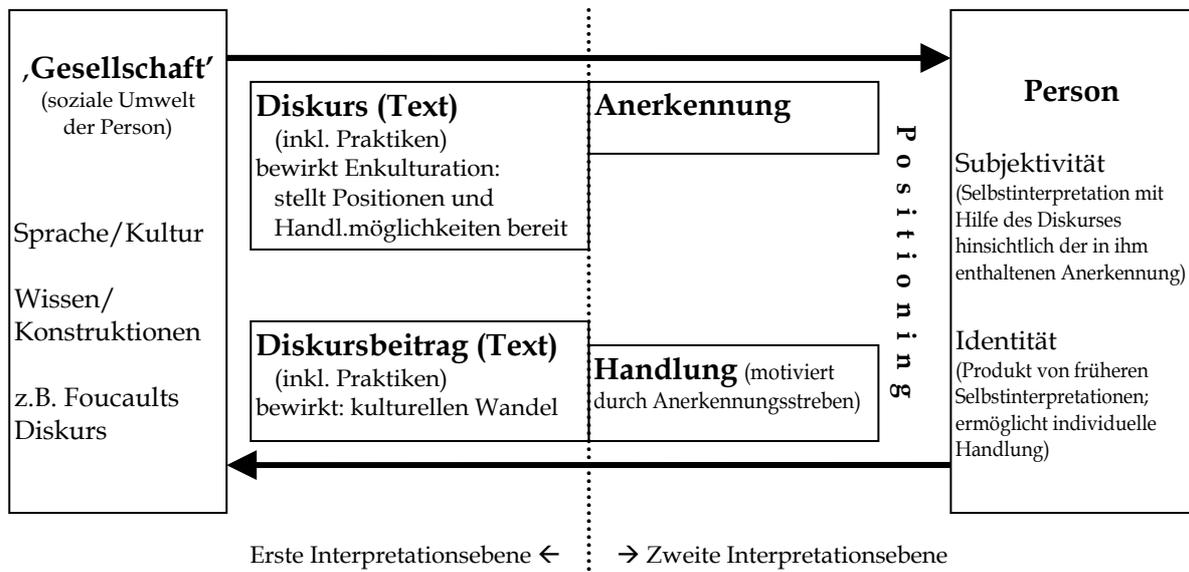


Abbildung 1. Die Beziehung zwischen Person und Gesellschaft im kritisch-psychologischen Sozialkonstruktivismus.

Der senkrechte Strich in der Mitte des Schaubilds weist jedoch nicht nur auf den Unterschied zwischen ‚alter‘ und ‚neuer‘ Metatheorie hin, sondern soll auch zwei Ebenen der Konzeption in methodologischer Hinsicht trennen, die ich erste bzw. zweite Interpretationsebene nennen will. In Anlehnung an Rosa (1998, S. 87) könnte man in erster Annäherung sagen: Auf der linken Seite befinden sich die Selbstinterpretationen der untersuchten Menschen, auf der rechten Seite befinden sich die Interpretationen dieser Interpretationen durch den sozialkonstruktivistischen Forscher

(die allerdings, wie ich zeigen werde, ähnlich auch von den untersuchten Menschen getätigt werden). Diese keineswegs neue Einsicht, daß sozialwissenschaftliche Forschung immer in einer solchen „Doppelhermeneutik“ (ebd.) besteht, möchte ich für meine Zwecke noch etwas näher spezifizieren.

Die Phänomene auf der linken Seite (erste Interpretationsebene) sind zwar nicht ‚objektiv‘ erfaßbar, aber sie sind doch insoweit durch Phänomene der Äußeren Welt (z.B. Holz, Plastik, Bücher, Computerspeicher, neuronale Gedächtnisaktivität etc.) ermöglicht, daß man sie im Sinne Parkers als real (d.h. in Teilaspekten abbildbar) bezeichnen kann. Diese Phänomene sind daher relativ gut empirisch erfaßbar – was allerdings nicht heißt, daß man sich der empirizistischen Vorgehensweise der *Discursive Psychology* anschließen muß. Angebracht ist vielmehr ihre Erfassung vor dem Hintergrund einer Theorie, wie es beispielsweise die Foucaultsche Diskursanalyse anhand von Foucaults Machttheorie praktiziert. Wie deutlich geworden sein sollte, ziehe ich hierbei die Ansätze Rosas und Honneths vor.

Die Phänomene auf der rechten Seite (zweite Interpretationsebene) hingegen sind nur innerhalb der Kultur, in der sie vollzogen werden, lesbar bzw. erfaßbar. Dies verlangt also den Common-Sense der Forschenden bzw., wie Schmitt, Mees und Laucken (2001) es ausdrücken, „erfordert – wie im Grunde jede Art des Textverständnisses – einen interpretativ-verstehenden Umgang mit dem Material, der nur von jemandem geleistet werden kann, der dem Sprach- und Kulturkreis, dem die Texte entstammen, zugehört oder sich ihm zugehörig gemacht hat“ (Absatz 34). Jene metatheoretischen Konzepte auf der rechten Seite sind also nicht mittels spezifischeren Theorien, sondern nur mittels Interpretation zu erfassen.

Freilich sind die theoretische und interpretatorische Vorgehensweise keine sich ausschließenden Gegensätze. Jeder Interpretation liegt eine mindestens implizite Theorie zugrunde, und jede Theorie bedarf bei ihrer Anwendung der Interpretation. Was ich mit der Gegenüberstellung von Theorie und Interpretation meine, läuft eher auf die Unterscheidung zwischen wissenschaftlichem Wissen und Alltagswissen – oder noch spezifischer: Wissen *über* die Kultur und Wissen *in* der Kultur – hinaus. Wichtig ist für den Sozialkonstruktivismus, daß er beide Vorgehensweisen berücksichtigt: Es reicht weder, über sozial-funktionale, machttheoretische oder andersgeartete Implikationen des Diskurses zu theoretisieren, wie dies zumeist die Foucaultsche Diskursanalyse tut, noch einen Diskursbeitrag hinsichtlich seines ‚wahren‘ Sinn und

Zwecks zu deuten, wie dies die *Discursive Psychology* betreibt.²¹ Es gilt vielmehr, beides gewinnbringend miteinander zu verknüpfen. Ich hoffe, dies in meiner folgenden Erläuterung des Schaubilds leisten zu können.

3.5.1 Diskurs und Person: Anerkennung

Weil die Konzepte auf der linken Seite bereits Gegenstand der Erläuterung der ursprünglichen Metatheorie waren (vgl. Kapitel 1), werde ich mich vorwiegend um die Konzepte auf der rechten Seite und deren wechselseitigen Beziehungen kümmern.

Der Diskursbegriff steht hier nicht nur für ‚talk and text‘, sondern auch für nicht-sprachliches Tun (‚diskursive Praktiken‘), d.h. alles das, was Menschen aus dem kulturellen Bedeutungsrepertoire aktualisieren bzw. geltend machen können. Diskurs führt auf der Personseite zunächst einmal (d.h. ontogenetisch primär) zu einem Prozeß, der im allgemeinen Sozialisation oder auch Enkulturation genannt wird, d.h. die Person lernt durch ihre grundlegenden kognitiven Fähigkeiten Sprache und Gebräuche ihrer sozialen Umwelt kennen und akzeptiert sie als legitime Ordnung. Es bildet sich dabei eine psychische Grundausstattung heraus, die wir als ‚zweite Natur‘ bezeichnen können (vgl. ähnlich Honneth, 2003c). Als wichtigen Bestandteil dieser zweiten Natur lernt sie drei Eigenschaften kennen, die uns als Menschen positiv (d.h. als wertvoll) zugerechnet werden können: unsere Liebenswürdigkeit, unsere Rechtswürdigkeit (unseren Status als Rechtsperson) und unsere Wichtigkeit für die Gemeinschaft. Diese drei Eigenschaften lernt die Person sowohl durch Eigen- wie auch durch Fremderfahrung ‚erschließend‘ kennen, d.h. sie lernt nicht nur den Begriff ‚Liebe‘, sondern auch die mit ihrer Verwendung einhergehenden Praktiken. Sie sind deswegen wichtig, weil sie den Schlüssel darstellen zur Entwicklung einer Identität (die natürlich durch jene Eigenerfahrung schon erste Entwicklungsschritte hinter sich hat), d.h. zu bestimmten Formen der Selbstbeziehung, zu denen der Mensch potentiell

²¹ Ein kleines Beispiel, das später noch von Bedeutung sein wird, mag dies verdeutlichen. Es mag zwar zutreffen, daß die spätkapitalistische Wirtschaftsform sich die Menschen dadurch nutzbar machen will, daß sie ihnen Erwerbsarbeit als Möglichkeit der Selbstverwirklichung diskursiv verkauft (vgl. Honneth, 2002). Damit ist aber noch nichts darüber ausgesagt, welche Handlungsmöglichkeiten sich dadurch für die Arbeitnehmer ergeben. Daher muß auf interpretativem Wege genau analysiert werden, wie Menschen sich ihrerseits diesen Selbstverwirklichung-durch-Arbeit-Diskurs nutzbar machen, wo sie sich in ihm positionieren können usw. Dabei spielt natürlich wiederum eine Rolle, inwieweit außerdiskursive Bedingungen (etwa Arbeitslosigkeit, häufiger Jobwechsel etc.) bestimmte Positionierungen überhaupt zulassen. Worten allein darf also auch in diesem zweiten Schritt nicht getraut werden, d.h. die Ebenen der Theorie und der Interpretation greifen ineinander.

in der Lage ist und die in diesem Sinne eines auszuschöpfenden Potentials als positiv bzw. anstrebenswert zu bewerten sind.

Wenn Menschen nämlich zum Ausdruck bringen, daß sie uns lieben, rechtlich respektieren oder sozial wertschätzen, dann verstehen wir dies als ‚Kompliment‘, als positive Rückmeldung hinsichtlich unserer Eigenschaften. Nur auf diesem Wege lernen wir, uns mit den anerkannten positiven Eigenschaften und Fähigkeiten zu identifizieren, und gelangen so zu einem intensivierten Selbstverhältnis, in den Worten Honneths (1992): zu Selbstvertrauen, Selbstachtung und Selbstschätzung. Anerkennendes Verhalten hat somit teilweise rezeptive Züge, d.h. bezieht sich immer auf schon vorhandene (im Diskurs konstituierte) Eigenschaften der Anerkannenen, schafft jedoch umgekehrt auch die Voraussetzung für die weitere Entwicklung dieser Eigenschaften.

Zusammenfassend kann festgehalten werden: Der an die Person herantretende Diskurs verändert sie einerseits in kognitiver Hinsicht, was man im Kindes- und Jugendalter oft Erziehung, Enkulturation und Sozialisation, im Erwachsenenalter eher Bildung oder einfach Lernen nennt. Andererseits hat der Diskurs aber auch wichtige und häufig übersehene ‚moralische‘ Wirkungen auf die Person. In dieser Hinsicht nämlich wird von ihr jeder Diskursbeitrag (ihrer Mitmenschen, aber auch der Massenmedien etc.) zuallererst unter dem Gesichtspunkt der (in ihr geäußerten) Anerkennung verstanden, d.h. als Handlung gedeutet, die (mehr oder weniger explizit) den moralischen Status der eigenen Person betrifft. Diskursbeiträge sind daher immer auch und vor allem unter diesem Gesichtspunkt zu untersuchen – jedenfalls dann, wenn man sich für menschliche Identitätsentwicklung interessiert, wie es in meiner Arbeit der Fall ist. Wo es um Entwicklungsmöglichkeiten geht, ist das Phänomen der ‚Unterentwicklung‘ nicht weit. Mit diesem werde ich mich in Kapitel 5 auseinandersetzen, wenn ich es als psychisches Leid auffasse und zum Gegenstand einer sozialkonstruktivistisch fundierten Gesellschaftskritik mache.

Als Konzept der zweiten Interpretationsebene liegt im Diskurs vorgebrachte Anerkennung (bzw. die Vorenthaltung derselben) nicht offen zutage, sondern muß aus dem Diskurs heraus, d.h. unter Berücksichtigung des Alltagswissens des Forschenden, erst als solche interpretiert werden. So wie die betroffene Person den Diskurs interpre-

tieren muß, so muß dies auch der Forscher tun. Das muß allerdings nicht heißen, daß beide zu demselben Ergebnis kommen müssen (vgl. Kapitel 5).²²

Wie aber vollzieht sich der Prozeß der Identitätsentwicklung konkret? Wie gesagt, ist die Person immer zu allererst an der Frage interessiert, was der Diskurs über sie selbst (insbesondere hinsichtlich ihrer aner kennenswerten Eigenschaften, s.o.) aussagt. Weil er immer mindestens implizit von ihr redet, entwickelt sie ein Konzept darüber, wer sie eigentlich ist. Diese Identitätsvorstellungen sind aber nicht nur das Produkt früherer Diskurse, sondern dienen gleichzeitig als Hintergrund für die Einschätzung aktuell an die Person herantretender Diskurse. Diese Einschätzung aber ist nichts anderes als das, was man gemeinhin Subjektivität nennt. Subjektivität ist mithin zu verstehen als die Selbstinterpretation mit Hilfe des Diskurses hinsichtlich der in ihm enthaltenen Anerkennung. Identität und Subjektivität stehen also in einer Art Struktur-Prozeß-Beziehung. So kann etwa ein Gefühl (als Bewertung von Ereignissen) immer nur vor dem Hintergrund der eigenen Selbstauffassung entstehen.

Nun ist hoffentlich deutlich, was mich zu meinem Vorschlag einer anerkennungs-theoretischen Motivationspsychologie bewogen hat – stellt diese doch eines der wichtigsten Anliegen meiner Arbeit dar. Ich werde es noch einmal auf anderem Wege explizieren. Wenn Hacking (1998) verwundet fragt, was am Sozialkonstruktivismus denn eigentlich ‚sozial‘ sei, bringt er folgendes Problem auf den Punkt: Zwar beschäftigt sich der Sozialkonstruktivismus ausgiebig mit sozialen Prozessen der Wissensproduktion (und der anschließenden Einbettung des einzelnen in kulturspezi-fische Wissenssysteme), aber *warum* diese Prozesse *sozial* ablaufen, wird nicht theoretisch durchdacht. Der Mensch, so scheint es, ist nur sozial aufgeladen, nicht aber selbst ein sozial (inter-)agierendes Wesen. Wie lassen sich aber beide Aspekte verbinden? Wie läßt sich die im Sozialkonstruktivismus geläufige Vorstellung, daß der

²² Sicher läßt sich trefflich darüber streiten, ob es tatsächlich eine stringente Anerkennungsordnung einer Gesellschaft gibt. Haben nicht Arbeiten von Schulze (1993) oder Bourdieu (1982) gezeigt, daß Fragen der Anerkennung sehr milieuspezifisch ausgehandelt werden? Leben wir nicht ohnehin in einem Zeitalter der Individualisierung (Beck, 1986), in dem übergreifende Wertorientierungen verloren gehen? Die Einwände sind richtig, und doch berühren sie nicht den Kern meines Ansatzes. Es ist richtig, daß es im Zeitalter der Individualisierung schwieriger wird, wertgeschätzt zu werden (vgl. Kapitel 5). Die Milieus differenzieren sich immer weiter aus, werden dadurch aber auch schwächer, ja lösen sich fast auf. Beck spricht hier von einer ‚neuen Unmittelbarkeit von Individuum und Gesellschaft‘ (vgl. Kapitel 6.2). Übergreifende Werte werden seltener, aber gewinnen jeder für sich immer mehr an Gewicht. Daß sie außerdem, um Konsens zu finden, immer oberflächlicher werden müssen (und somit vielleicht nur noch in Arbeit, Schönheit und Reichtum bestehen), bedeutet gerade nicht, daß sie für die Individuen weniger wichtig werden. Eine Gesellschaft *ohne* jede übergreifende Vorstellung vom guten Leben ist – nicht nur unter Charles Taylors Perspektive – ein Ding der Unmöglichkeit.

Mensch gemäß kultureller Bedeutungen handelt, zusammendenken mit der weniger geläufigen Vorstellung, daß seine Mitmenschen nicht einfach nur Handlungsobjekte sind, sondern besondere, allem anderen vorgeordnete Handlungsanforderungen stellen? Für die Lösung dieses Problems habe ich das Konzept der Anerkennung vorgeschlagen. Wie mittlerweile deutlich geworden sein sollte, ist dieses Konzept nicht phänomenologisch, sondern analytisch zu verstehen: So ruft etwa ein Aufstoßen bei Tisch bei den Mitessern Ekelgefühle hervor; anerkennungstheoretisch betrachtet ist dieses Ekelgefühl jedoch nichts anderes als eine bestimmte Form wahrgenommener Mißachtung: Daß die Regel, bei Tisch in Anwesenheit anderer nicht aufzustoßen, verletzt wird, muß der Mitesser als Nicht-Beachtung seiner ‚Anwesenheit‘ und somit als Mißachtung verstehen. Das Ekelgefühl, in seiner historischen Entstehung beschrieben etwa von Elias (1976), ist nichtsdestotrotz ‚wahrhaftig‘ – aber psychologisch zu analysieren ist es als Mißachtungserfahrung. Auf analoge Weise lassen sich auch alle anderen sozialen Gefühlsäußerungen (Scham, Sehnsucht, Stolz, Liebe, Eifersucht etc.) analysieren. Allgemein läßt sich zusammenfassen: Subjektivität ist nicht mehr, wie etwa bei Berger und Luckmann (1969), eine sozial erlernte Reaktion auf die Welt, sondern eine *sozial erlernte Wahrnehmung dessen, wie sich die Welt auf einen selbst bezieht*.

3.5.2 Person und Diskurs: Handlung

Nur insoweit die Person bereits über Identität verfügt, ist sie zu eigenen Handlungen fähig, d.h. sie kann die Wörter, Sätze, Gesten und dergleichen, deren kontextuelle Bedeutung sie ja im Verlauf ihrer Enkulturation gelernt hat, für eigene Handlungen einsetzen. Andernfalls nämlich hätte sie keinen Anlaß zu handeln, ihre Interaktion mit anderen Menschen wäre auf rein instrumentelle Gesten beschränkt, die auf die Befriedigung der Grundbedürfnisse abzielen, die wir mit den Tieren teilen. Worauf zielen aber jene Handlungen? Sie sind – wie nun nicht mehr überraschen dürfte – durch die Erwartung motiviert, als Reaktion auf sie Anerkennung zu erhalten. Die Person stellt also diejenigen Wörter und Gesten zu denjenigen Handlungen zusammen, von denen sie sich innerhalb ihrer Kultur Anerkennung zu versprechen weiß.

An dieser Stelle scheint es mir zu erläutern notwendig, wie ich ‚Praktiken‘ und ‚Diskursbeiträge‘ (vgl. Abbildung 1) von Handlungen definatorisch abgrenze. Als Beispiel diene eine alltägliche Situation, in der ein Mensch einem anderen ‚Hallo‘ zuruft und ihm die Hand gibt. Das Hallorufen und das Handgeben sind in meinem

Sinne Diskursbeiträge. Beides kann intersubjektiv recht verlässlich als der Praktik des Begrüßens zugehörig interpretiert werden. Wegen dieser engen Verknüpfung zwischen beiden macht es wenig Sinn, sich länger über feinere Unterschiede auszulassen. Entscheidend ist hingegen der Unterschied zur (individuell intendierten) Handlung. Diese ist sehr viel beobachtungsferner in dem Sinne, daß dem zugrundeliegenden Diskursbeitrag bzw. der Praktik erst ein situationsspezifischer Sinn bzw. eine Intention unterstellt werden muß, um deutbar zu sein. Diese Intention wird im obigen Beispiel oft kaum zu finden sein, weil es sich um ein sozial äußerst eingespieltes Ritual handelt. (Rein formal kann man das Begrüßen freilich dann als Handlung deuten, wenn man die Intention unterstellt, der Erwartung des Gegenübers nach Einhaltung der Konventionen entsprechen zu wollen.) Zuweilen jedoch kann auch ein Begrüßen individuelle Handlungsanteile haben, etwa wenn sich in einem Fernsehinterview die Gesprächspartner zu Aufzeichnungsbeginn demonstrativ begrüßen, um dem Zuschauer die Authentizität des Zusammentreffens vorzuspielen.

Wie man hier sieht, führt die im Sozialkonstruktivismus geläufige Dichotomie zwischen intendierter und gemeinsamer Handlung in die Irre: Eine menschliche Lebensäußerung hat *immer* eine Bedeutung für die beteiligte Menschengruppe als Ganze; erst ausgehend von dieser Bedeutung („Grüßen“) kann über die Intention des Urhebers („Vorspielen von Authentizität“) gemutmaßt werden. Dabei sind natürlich auch diese Mutmaßungen insofern ‚gemeinsam‘, als sie auf gemeinsamen Werten, einer gemeinsamen Sprache etc., kurz: einer gemeinsamen Kultur beruhen. *Innerhalb* dieser Kultur aber kann die Handlung durchaus intendiert sein. Ein solcher Handlungsbegriff wird seit langem von der Kulturpsychologie (z.B. Boesch, 1991) verwendet: Auch hier wird das Tun und Lassen von Menschen als „soziokulturell konstituiertes, im konkreten Fall auf vielfältige Weise sozial vermitteltes und auf kulturelle Wirklichkeiten bezogenes Handeln“ (Straub, 1999a, S. 162) aufgefasst, gleichzeitig aber konstatiert, daß diese Einsicht „auch eine intentionalistische Handlungspsychologie, die ihr Augenmerk auf die einzelne Person richtet, bewahren“ (ebd.) könne. Wenn man weiterhin in Anschlag bringt, daß diese kulturpsychologischen Ansätze zu wenig die sprachliche Verfaßtheit der Kultur berücksichtigen, was sich bei Straub (ebd.) etwa in essentialistisch anmutenden Ausdrücken wie „kollektiven Zielen“ oder „Handlungsregeln“ (jeweils S. 185) andeutet, dann kann in meinem Ansatz der Versuch gesehen werden, Sozialkonstruktivismus und Kulturpsychologie in der Weise zu versöhnen, daß weder die Seite der Sprache (Sozialkonstruktivismus)

noch die Seite der Kultur (Kulturpsychologie) zulasten der jeweils anderen überbetont wird.

Bei einem solchen intentionalistischen Handlungskonzept ist freilich nie gesichert, daß der Adressat oder eine Beobachterin den Diskursbeitrag nicht anders versteht, als er intendiert wurde. Aber da *auch* diese andere Person ja dem Handelnden immer Intentionalität zuschreibt, macht es wenig Sinn, diesen im Alltag unhintergehbaren Bestandteil einer Handlung künstlich wegzukonzeptualisieren. Handlungen sind zwar als Teil der zweiten Interpretationsebene einerseits immer das Resultat einer nachträglichen Interpretation. Andererseits aber sollte die sozialkonstruktivistische Erkenntnis, daß alles auch anders sein *könnte*, nicht in die postmoderne Illusion abgleiten, daß alles ständig anders und vieldeutig und unscharf *ist*. Wer eine Kultur (sei es auf der Ebene der Gesellschaft oder eines Submilieus) als die feste Heimat, die quasi-natürliche Umgebung eines Menschen versteht, wie ich dies hier nahelege, der kommt nicht um die Einsicht herum, daß die allermeisten Handlungen (innerhalb dieser Gesellschaft oder dieses Milieus) in einer solchen Eingespieltheit, ja Routiniertheit vor sich gehen, daß das ‚Interpretationsproblem‘ nur in Sonderfällen auftritt. Im Zweifelsfall können wir in den allermeisten Fällen immerhin sagen: Er muß immerhin damit *rechnen*, daß ich ihn so verstanden habe. ‚Ich weiß, daß er weiß, daß ich weiß, wie man das macht bei uns.‘ Handlungen haben in dieser Sichtweise einen so festen Bedeutungsstamm, daß sie mit dem einer Sprache vergleichbar sind.²³

Nach alledem ist aber immer noch die Erklärung für die *aner kennende* Handlung selbst offen. Anstatt hier auf angeborene Verhaltensprogramme zu rekurrieren, halte ich die Erklärung für empirisch gesicherter und plausibler, daß viele aner kennende Handlungen selbst den Status moralisch anerkannter Handlungen genießen. Am deutlichsten zeigt dies das Beispiel der ‚Mutterliebe‘, die entgegen der intuitiven Einschätzung keineswegs angeboren, sondern historisch äußerst variabel ist (vgl. z.B. Ariès, 1976; Lorber, 1999). Daß mütterliches²⁴ Fürsorgeverhalten steht und fällt mit der

²³ Damit weist das hier vertretene Handlungskonzept einige Ähnlichkeiten zu dem der *Discursive Psychology* auf. Beide haben die Idee, daß Menschen Konstruktionen ‚für ihre Zwecke‘ benutzen, sie ‚strategisch‘ einsetzen. Das Wort ‚strategisch‘ führt aber bei meinem Konzept insoweit in die Irre, als es suggeriert, jenseits der Konstruktion bestünde etwas Nicht-Konstruiertes. Menschen tun nicht so, als spielten sie das Sprachspiel mit – sie spielen es ‚tatsächlich‘, d.h. mit allen notwendigen Gefühlen etc., mit. Ferner ist ein Vergleich zwischen beiden Konzepten kaum aussichtsreich, weil die *Discursive Psychology* sich, wie mehrfach erörtert, gar nicht explizit auf ein Handlungskonzept festlegen will. Fest steht nur: Die *Discursive Psychology* ist blind gegenüber Handlungsmotivation, so daß sie Handlungen unplausiblerweise auf der ersten Interpretationsebene lokalisieren müßte.

²⁴ Um Mißverständnissen vorzubeugen: Hinsichtlich ‚Vaterliebe‘ gilt freilich Äquivalentes.

für sie erhaltenen, diskursiv ausgehandelten Anerkennung, zeigt auch der gegenwärtige Trend zur vollberufstätigen (und damit besser anerkannten) Mutter (vgl. z.B. Beck, 1990; Zahlen bei Peuckert, 1991, S. 145). Auf diese Weise zeichnet sich auch ab, wie anerkennendes Handeln, indem es der moralischen Integration einer Gemeinschaft dient, *sozial-funktional* ausdeutbar ist. Die Doppelfunktion der Anerkennung zwischen Person und Gesellschaft, bereits aufgeschienen in Honneths Rede der ‚Pointe der Anerkennung‘ (vgl. Kapitel 3.3), wird in folgendem Zitat explizit gemacht:

„Einerseits bemißt sich die Chance einer positiven Selbstbeziehung für die Subjekte selber an Bedingungen, die einen gesellschaftlichen Charakter besitzen, weil sie aus normativ geregelten Formen der wechselseitigen Anerkennung bestehen; andererseits bemißt sich die Chance einer bestimmten Gesellschaft, auf die ungezwungene Zustimmung der eigenen Mitglieder zu stoßen, an ihrer Fähigkeit zur Organisation von Anerkennungsverhältnissen, die die individuelle Entwicklung solcher positiven Formen der Selbstbeziehung ermöglichen.“ (Honneth, 2003c, S. 310)

3.5.3 Überleitende Bemerkungen

Die Prozesse der Anerkennung und der Handlung können nun, wie in Abbildung 1 angedeutet, als untrennbare Teile eines *Positioning*-Prozesses verstanden werden. Indem der Diskurs die Person in der Anerkennungsordnung der Gesellschaft positioniert, legt er gleichzeitig den Grundstein für ihre Vorgehensweise bei der Werbung um Anerkennung mittels eigener Handlungen. Um ein einfaches Beispiel zu wählen: Wer sich selbst von seinen Mitmenschen als häßlich wahrgenommen fühlt und dieses Kriterium als in der Gesellschaft (oder des jeweiligen Submilieus) relevant für die Anerkennung eines Menschen wahrnimmt, dem wird nahegelegt, diese ‚mißachtungswürdige‘ Eigenschaft zu bekämpfen, etwa durch Schönheitsoperationen oder Kosmetik. Ob solche Umpositionierungsversuche gelingen oder die ursprüngliche Position nicht gerade festigen, ist eine empirische Frage. Entscheidend ist die Einsicht in den Zusammenhang zwischen Positioniertwerden und Positionieren. Allerdings ist auch dieser kein deterministischer: Gesellschaft ist kein homogenes Gebilde, sondern stellt vielfache Möglichkeiten bereit, sich dem ‚Mainstream‘-Diskurs zu entziehen, sich etwa Submilieus (oder Sub-Submilieus) anzuschließen, die, um im Beispiel zu bleiben, einen entweder nicht häßlich finden oder Häßlichkeit keine anerkennungsrelevante Bedeutung zumessen. Insofern kann auch Gesellschaftskritik, mit der ich mich im folgenden Kapitel beschäftigen werde, als die Etablierung einer solchen alternativen Positionierungspraxis verstanden werden.

Wichtig ist allerdings auch umgekehrt, daß die Konzepte der Anerkennung und Handlung zwar einerseits jene Übertragung in lokale Subkulturen zulassen, andererseits aber die Möglichkeit von Gesellschaftskritik dadurch erheblich eingeschränkt wird. Diese nämlich ist – wie der Name schon andeutet – nur möglich, wenn sich die Kritik an Maßstäben rechtfertigen kann, die für die *gesamte* Gesellschaft Geltung haben. Der folgende zweite Teil dieser Arbeit behält also immer die für Psychologen ungewohnt anmutende Grundüberzeugung im Hinterkopf, daß eine Gesellschaft bei all ihren Heterogenitäten doch ein Minimum an gemeinsamen moralischen Überzeugungen aufweist. Nur unter dieser Voraussetzung nämlich ist das Projekt der Gesellschaftskritik überhaupt sinnvoll denkbar.

Eingangs dieses Kapitels hatte ich zwei Kriterien für mein Konzeptionsvorhaben geäußert. Während die Erfüllung des ersten (‚psychologisch‘) hinreichend deutlich geworden sein sollte, ist diejenige des zweiten (‚kritisch‘) noch nicht expliziert worden. ‚Kritisch‘ hatte ich solche Arten von Psychologie genannt, die nicht diejenigen negativen Konsequenzen für ihre Behandlungsobjekte haben muß, die für die Mainstream-Psychologie unter Schlagworten wie Selbstdisziplinierung oder Subjektivierung hinreichend bekannt sind.²⁵ Der Grund dafür, daß mein Ansatz derartigen Kritikpunkten entgeht, liegt im bereits erwähnten engen Zusammenhang zwischen Anerkennung und Kritik. Dadurch, daß die Metatheorie auf die Kategorie der Anerkennung hin ausgerichtet wurde, die gleichzeitig die normative Struktur des Diskurses *und* den moralischen Status der Diskursteilnehmer beschreibt, kann es unter dieser Konzeption keine Beschreibung psychischer Zustände geben, die nicht gleichzeitig die moralische Verantwortlichkeit für sie im Diskurs sucht. So ist es diesem ingenüösen Zusammendenken von Sozialem und Individuellem bei Honneth, der ‚Pointe der Anerkennung‘ zu verdanken, wenn ich hier von einem ‚kritischen‘, moralisch vorausgerichteten Sozialkonstruktivismus spreche. Wie Kapitel 5 zeigen wird, ist diese Eigenschaft die entscheidende Voraussetzung für psychologisch fundierte Gesellschaftskritik.

²⁵ Um die Argumentation meiner Arbeit möglichst stringent zu halten, war es unumgänglich, die genaue Erläuterung dieser Kritikpunkte, die ja direkt die psychologische Praxis betreffen, in den diese betreffenden dritten Teil (Kapitel 6.2) zu verschieben. Wem der Begriff der Subjektivierung nicht wenigstens in groben Umrissen vertraut ist, der möge sich zunächst an jener Stelle kundig machen.

Zweiter Teil: Die Anwendung als Gesellschaftskritik

Zum Ende des letzten Kapitels war deutlich geworden, daß mein Vorschlag einer sozialkonstruktivistischen Konzeption durch die Verbindung mit Honneths Anerkennungstheorie gewissermaßen ein inhärentes Kritikpotential in sich trägt. Was ich mit dem Attribut ‚kritisch‘ anzeigen wollte, war die Eigenschaft dieses Ansatzes, durch die zentrale Kategorie der Anerkennung individuelles Erleben mit seinen sozialen Determinanten zusammendenken zu können. Ein Mensch ist immer ein Kind seiner Anerkennungsordnung, aber gleichzeitig kann er sich in ihr frei (versuchen zu) bewegen. Der Diskurs verteilt Anerkennung, und wird doch gleichzeitig nur durch sie aufrechterhalten. Menschliches Leiden ist immer in Kategorien der Anerkennung beschreibbar, und diese seine Beschreibung allein verrät schon seine Ursache, nämlich bestimmte mißachtende Handlungen der sozialen Umwelt, die sich ihrerseits aus bestimmten Anerkennungspraktiken bzw. -ordnungen ergeben.

Wenn beispielsweise eine Ehefrau fremdgeht, bereitet das ihrem Mann nicht per se Leid (es sei denn, sie schläft dafür nicht mehr mit ihm etc.), sondern Leid ruft das Fremdgehen immer nur innerhalb eines bestimmten moralischen Bedeutungshorizonts hervor. Anders als in Fontanes „Effi Briest“ (1985, Original 1895) gilt ein Fremdgehen heute nicht mehr als solch große Ehrverletzung des Mannes, daß dieser – ob er es will oder nicht – den Rivalen zu einem Duell herausfordern muß. In vielen ‚liberalen‘ Lebensgemeinschaften wird der sexuellen Treue nicht mehr diese große Bedeutung im Sinne einer Achtungsbezeugung gegeben, während in manchen islamischen Kulturen – auch hier in Deutschland – das Fremdgehen einer Ehefrau mit ihrem Verstoßen, ja zuweilen Ermorden der Fremdgeherin durch ihre Familie geahndet wird. Man sieht an diesem Beispiel, daß die moralische Bedeutung von Handlungen diskursiv ausgehandelt wird und äußerst flexibel ist: Derselbe Vorgang wird einmal als moralisches Vergehen des Rivalen, das anderemal der Betrügerin, das dritte Mal als überhaupt kein Vergehen verstanden. Einmal ruft er ein Höchstmaß an menschlichem Leid hervor (entweder indirekt, wie bei Fontane, oder direkt, wie in islamischen Kulturen), das anderemal wird er ohne moralische Bewertung einfach zur Kenntnis genommen.

In diesem zweiten Teil soll es um die Frage gehen, wie diese Eigenschaft der vorgestellten Konzeption, menschliches Leid als Ausdruck gesellschaftlicher

(Anerkennungs)verhältnisse zu begreifen, für das Anliegen der Gesellschaftskritik fruchtbar gemacht werden kann. Zunächst (Kapitel 4) müssen hierfür aber die begrifflichen Grundlagen für den Zusammenhang zwischen Psychologie und Gesellschaftskritik geschaffen werden. Dazu werde ich auf verschiedene Varianten ‚kritischer Psychologie‘ zu sprechen kommen und diese hinsichtlich der von ihnen gesetzten Aufgaben und Ziele vergleichen. Erst im Anschluß daran (Kapitel 5) komme ich auf jene Frage zu sprechen, inwieweit mein kritisch-psychologischer Sozialkonstruktivismus der Aufgabe der Gesellschaftskritik besser gerecht wird als herkömmliche kritische Psychologien. Abschließend werde ich versuchen, das Ergebnis dieser Diskussion durch ein Anwendungsbeispiel zu verdeutlichen.

4. Grundlagen und Varianten kritischer Psychologie

Der Zusammenhang zwischen Kritik und Psychologie wird häufig mit dem Begriff ‚kritische Psychologie‘ zu fassen versucht. Rexilius (1988b) sieht die Gemeinsamkeit aller kritischen Ansätze in der Psychologie darin, „Psychologie als Gesellschaftswissenschaft“ (ebd., Titel) zu betreiben. „Kritische Psychologen verfolgen das Ziel, ihre Einsicht, daß die Erklärung für die Auffälligkeiten und Besonderheiten individuellen Verhaltens in der schlechten Wirklichkeit zugrundeliegender Verhältnisse zu finden ist, zur Aufklärung ihrer Klienten und Adressaten über sich und ihre Lebensbedingungen zu nutzen“ (1988a, S. 17). Aufklärung bedeutet hierbei „nicht, anderen die Wahrheit zu vermitteln oder ihnen den Weg zu weisen, wie sie mit ihren Problemen (...) besser fertig werden können, (...) [sondern] zu helfen, das ‚tacit knowledge‘ der Menschen, d.h. ihr latentes Wissen über ihre objektive und subjektive Situation in deren realen Implikationen, Widersprüchen und Dilemmata – entgegen der vielfältigen Behinderungen der Versprachlichung – auf den Begriff zu bringen“ (Osterkamp, 1998, S. 156). Woher weiß aber die kritische Psychologin, worin diese ‚objektive und subjektive Situation‘ jeweils besteht? Sie braucht eine Theorie über den Zusammenhang von Psyche und Gesellschaft, über „the nature of the person and the nature of society“ (Hepburn, 2003, S. 1). Während sie dabei aber nicht in der Mainstream-Psychologie fündig wird (vgl. Kapitel 1), macht sie diese kurzerhand selbst zum Objekt der Kritik, d.h. faßt sie selbst als eine Form jener ‚Behinderung der Versprachlichung‘ auf. Nichtsdestotrotz steht sie aber immer noch vor dem Problem, ihre Kritik theoretisch rechtfertigen zu müssen. Die unterschiedliche Auffassung darüber, wie

explizit, elaboriert und psychologisch fundiert diese Theorie auszusehen hat, führt zu einer Vielzahl unterschiedlicher ‚kritischer Psychologien‘.

„Da ‚kritische Psychologie‘ und vor allem das englische Etikett *Critical Psychology* mittlerweile für alles stehen können, was nicht experimentell-statistisch orientiert ist: vom Sozialen Konstruktivismus über Diskurstheorie bis zur psychoanalytisch orientierten Gruppentherapie, ist zu spezifizieren, was mit Kritischer Psychologie gemeint ist.“ (Markard, 2000a, Absatz 2)

4.1 Aufgaben einer Kritischen Psychologie

Bestimmte Arten kritischer Psychologie müssen sich nun irgendwie begrifflich abgrenzen. Diesen Zweck erfüllt im obigen Zitat die Großschreibung (‚Kritische‘). Sie steht für den vor allem in den 70er und 80er Jahren in Deutschland erarbeiteten Ansatz, dessen populärster Vertreter Klaus Holzkamp (z.B. 1983) ist. Markard (2000a) fährt folgendermaßen mit der Beschreibung eben dieses Ansatzes fort:

„Wesentlich für die hier (re)präsentierte – marxistisch orientierte – Kritische Psychologie ist der Anspruch, fundamentale Psychologie- und Gesellschaftskritik zu verbinden bzw. im Begreifen des Zusammenhangs von gesellschaftlicher und individueller Entwicklung emanzipatorische Psychologie als Subjektwissenschaft zu entwickeln.“ (Markard, 2000a, Absatz 2)

„[Insofern hat] eine emanzipatorische Psychologie jene menschlichen Möglichkeiten auf den Begriff zu bringen und praktisch zu unterstützen, die *in der vorfindlichen Psychologie begrifflich unterschritten und in der bürgerlichen Gesellschaft real behindert* werden.“ (Markard, 2000a, Absatz 6)

Die Kritische Psychologie versucht also nicht nur, Kritik an Gesellschaft und Mainstream-Psychologie geltend zu machen, sondern hält es für nötig, zur Unterstützung dieses Anliegens eine eigene, hier ‚emanzipatorisch‘ genannte Psychologiekonzeption zu erarbeiten. Die notwendige Theorie über den Zusammenhang zwischen Psyche und Gesellschaft ist im Falle der Kritischen Psychologie eine hoch elaborierte psychologische. Wie Markard (2000b) in Anschluß an Holzkamp (1983) darlegt, zählt sich die Kritische Psychologie zwar einerseits zur Psychologie, versucht jedoch das „verkürzte ‚einzelwissenschaftliche‘ Verständnis der bürgerlichen Psychologie“ (Markard, 2000b, S. 10) zu überschreiten. Wenn man sich das marxistisch eingefärbte Attribut ‚bürgerlich‘ wegdenkt und statt dessen den oben eingeführten Begriff ‚Mainstream-Psychologie‘ einsetzt, erkennt man zweifellos Parallelen zwischen kritisch-psychologischem Sozialkonstruktivismus und „marxistische(r) Subjektwissenschaft“ (Markard, 1998, Titel). Der „Anspruch, nicht irgendeine ‚kritische‘ Psychologie oder Psychologiekritik, sondern eine bestimmte, inhaltlich ausgearbeitete Position zu vertreten“ (Holzkamp, 1997a, S. 20) oder, wie es in der angloamerikanischen Rezepti-

on heißt, „to replace the dominant, subject-negating psychology with a ‚critical-emancipatory‘ alternative“ (Maiers & Tolman, 1996, S. 105), unterscheidet diesen Ansatz hingegen von nahezu allen anderen, die unter ähnlichen Etiketten laufen.

In der Tat verzichten die meisten kritischen Ansätze auf eine explizite Gegenkonzeption zur einhellig kritisierten Mainstream-Psychologie und beschränken sich völlig auf diese Psychologiekritik. Markard (2000b, S. 14) zitiert in diesem Zusammenhang den deutschen kritischen Psychologen Grubitzsch, der Psychologie- und Gesellschaftskritik ohne eine solche Gegenkonzeption betreiben will, wodurch der Rückgriff auf alltagspsychologische Versatzstücke oder soziologistische Deutungsmuster unvermeidlich erscheint. Das beste Beispiel aber für eine so verstandene kritische Psychologie ist die bei Prilleltensky und Fox (1997) vorgestellte nordamerikanische Variante: „we evaluate the theories and practices of psychology in terms of how they maintain an unjust and unsatisfying status quo“ (S. 3). Nach welchen Kriterien kritisiert wird, bestimmen die „certain values“ (S. 8) der Forschenden, „such as social justice or empowerment“ (ebd.). Anhand dieser eigenen ‚values‘ will man dann „challenge dominant societal values and the institution that reinforce them“ (S. 5). Auf welche Theorie man seine Kritik stützt, ist anscheinend eine Frage des Geschmacks: Nach einer illustren Aufzählung von Feminismus über marxistische Psychologie bis hin zu Sozialkonstruktivismus und Postmodernismus wird konstatiert: „All find a place within critical psychology as we define it to the extent they aim to eliminate oppression, promote social justice, and redirect society’s values“ (S. 16). Nach dieser Kennzeichnung muß wohl geschlossen werden, daß die kritischen Psychologen eine politische Gruppierung sind, die ihre privaten Vorstellungen von guter Psychologie und guter Gesellschaft mit rhetorischer Unterstützung durch provokante Theorien durchsetzen will.

Eine Mittelposition zwischen der begrifflich hoch elaborierten Kritischen Psychologie und der atheoretischen nordamerikanischen *Critical Psychology* nimmt die europäische *Critical Social Psychology* (z.B. Ibanez & Iniguez, 1997) ein. Obwohl diese sich vorwiegend auf sozialkonstruktivistische Theorien beruft, ist sie an dieser Stelle, wo es nicht um kritische Inhalte, sondern um die formale Rahmenkonzeption einer kritischen Psychologie geht, noch nicht von Interesse (vgl. aber Kapitel 4.2).

Angesichts der Tatsache, daß ich in Kapitel 3 bereits eine alternative (nämlich sozialkonstruktivistische) Psychologie zu konzipieren versucht habe, dürfte es kaum verwundern, daß ich das Vorgehen der Kritischen Psychologie gegenüber dem der

Critical Psychology vorziehe. Bevor ich in Kapitel 5 jedoch die Frage stellen kann, wie Kritik auf der Grundlage dieser Konzeption praktisch vorgenommen werden kann, muß ich zuvor noch genauer die Aufgaben einer Kritischen Psychologie untersuchen. Die Großschreibung („Kritischen“) soll hier nichts über die *Inhalte* der Holzkampschen Konzeption aussagen (diese werde ich weiter unten als ‚marxistische Subjektwissenschaft‘ bezeichnen), sondern nur über dessen formale Vorstellung von Kritik. Daher spreche ich auch nicht, wie sonst üblich, von *der* Kritischen Psychologie, sondern benutze den unbestimmten Artikel.

Markard (2000b) versucht den Kritikbegriff der Kritischen Psychologie zu explizieren und dabei insbesondere die oben zitierte Rede von der Verbindung zwischen Psychologie- und Gesellschaftskritik zu erläutern. Die folgenden Ausführungen beziehen sich lose auf diese Arbeit, ohne sich ihr ob ihrer Weitläufigkeit und begrifflichen Abstraktheit vollständig sicher zu sein. Zunächst will ich verschiedene Varianten von Kritik im Rahmen einer Kritischen Psychologie analytisch unterscheiden:

1. *Funktionsmäßige Psychologiekritik*, d.h. soziologische Studien über die Bedeutung psychologischer Institutionen (Institute, Beratungsstellen, Therapieangebote etc.) für die Gesellschaft oder gesellschaftliche Teilgruppen. Beispiel: Entlarvung der Psychologie als Disziplinierungs- und Kontrollinstanz (Foucault, Rose; Kapitel 2.2).
2. *Deskriptive Psychologiekritik*, d.h. Kritik an psychologischen Theorien und Methoden hinsichtlich der wissenschaftlichen Kriterien, nach denen diese (wenigstens implizit) konzipiert worden sind. Beispiele: Kritik an einem psychologischen Test wegen mangelnder Objektivität; Kritik an einer sozialpsychologischen Theorie wegen der Vernachlässigung kultureller Hintergründe.
3. *Politische Psychologiekritik*, d.h. Kritik an psychologischen Theorien und Methoden hinsichtlich moralischer Kriterien, die von einem externen Standpunkt an sie angelegt werden. Dieser externe Standpunkt kann sich z.B. aus Alltagspsychologie, alternativen psychologischen Paradigmen, Soziologie oder Politologie speisen, beinhaltet aber immer eine mindestens implizite Psychologie. Beispiele: Kritik an einer psychologischen Therapieform wegen ihrer Neigung, das vom Klienten vorgebrachte Problem diesem selbst zuzuschreiben; Kritik an einer sozialpsychologischen Theorie über Vorurteile wegen ihrer Tendenz, menschliche Voreingenommenheiten zu naturalisieren und somit zu rechtfertigen.
4. *Psychologische Gesellschaftskritik*, d.h. Kritik an gesellschaftlichen Zuständen hinsichtlich moralischer Kriterien, die sich aus einer psychologischen Theorie ergeben.

(Diese Theorie kann mehr oder weniger von einer Gesellschaftstheorie abgeleitet sein, s.u.) Beispiele: Kritik an der gesellschaftlichen Forcierung mütterlicher Berufstätigkeit aufgrund von Erkenntnissen über mit dieser einhergehenden kindlichen Folgeschäden; Kritik an der gesellschaftlichen Forcierung beruflicher Flexibilität aufgrund von Erkenntnissen über einhergehende psychosoziale Folgeschäden.

Die ersten beiden und teilweise auch die dritte der Kritikvarianten sind Bestandteil der allermeisten kritischen Psychologien, auch wenn sie selten so explizit auseinandergelassen werden. So spricht etwa Maiers (2000) von „radikale(r) Kritik an einer psychologischen Kontroll- und Legitimationswissenschaft, die durch ihre Personalisierung (Naturalisierung) gesellschaftlicher Widersprüche bürgerliche Herrschaft zu verschleiern hilft“ (S. 19). Die vierte Kritikart hingegen wird nur von denjenigen vertreten, die über die geforderte eigene Psychologiekonzeption verfügen. Zwar ist prinzipiell auch die Mainstream-Psychologie in der Lage, Gesellschaftskritik zu üben, aber im Rahmen der Diskussion um kritische Psychologie, die sich ja gerade durch die Ablehnung der Mainstream-Psychologie definiert, ist dies nicht von Interesse. Die von Markard beschriebene Verbindung von Psychologie- und Gesellschaftskritik scheint nun also offenzuliegen: Deskriptive und politische Psychologiekritik bilden den Rahmen für eine alternative Psychologiekonzeption, auf deren Basis Gesellschaftskritik begründet werden kann. Die funktionsmäßige Psychologiekritik ist hiernach, so rhetorisch ergiebig sie auch sein mag, nicht notwendig für eine Kritische Psychologie; sie ist letztlich, wie oben erwähnt, kaum mehr als eine (nur implizit kritische) soziologische Beschreibungsweise, die psychische (oder zumindest: psychologische) Implikationen völlig ausblendet (vgl. die Fehldeutung Foucaults als Psychologiekritiker, Kapitel 2.2 und 4.2).²⁶

Psychologie- und Gesellschaftskritik befruchten sich also gegenseitig. Psychologiekritik bleibt ohne Gesellschaftskritik stumpf, weil es – um Marx etwas abzuwandeln – eine richtige Psychologie in der falschen Gesellschaft aufgrund deren engen Zusammenhangs kaum geben kann. Dann nämlich verkommen diese gut gemeinten Versuche (die häufig unter Stichworten wie ‚Empowerment‘ oder ‚Gemeindepsycho-

²⁶ Gesellschaftskritik gewinnt in der Konzeption der Kritischen Psychologie damit eine gegenüber Psychologiekritik herausgehobene Bedeutung. Letztere ist überwiegend nur Mittel zum Zweck für erstere – wiewohl natürlich anhand einer alternativen Psychologiekonzeption auch wiederum neue politische Psychologiekritik (dann als Spezialfall von Gesellschaftskritik) möglich wird. Außerdem definiert sich jene Psychologiekonzeption ja nicht allein aus der Psychologiekritik, sondern braucht weitere, eigenständige (z.B. sozialkonstruktivistische) Annahmen.

logie' laufen) wieder nur zur Reparaturinstanz einer chronisch defekten Gesellschaft. Umgekehrt profitiert Gesellschaftskritik von Psychologiekritik (bzw. der sich letztlich ergebenden alternativen Psychologiekonzeption), weil sie so auf ‚kritisch bereinigte‘ Kategorien psychischen Leids zurückgreifen kann. Daß hierfür Bedarf besteht, zeigt etwa die Vorgehensweise des (soziologischen) Gesellschaftskritikers Honneth (2002, S. 55), der seine These, das aggressive Verwerten menschlicher Selbstverwirklichungsressourcen zu wirtschaftlichen Zwecken ziehe psychische Schäden bei den Betroffenen nach sich, mit der zunehmenden Verbreitung der psychiatrischen Diagnose ‚Depression‘ belegen will. Insofern war wohl Rexilius' (1988a) rückblickende Einschätzung, kritische Psychologie könne „den Anspruch vertreten, kritische Gesellschaftstheorie auf erweiterte und gefestigte Grundlagen gestellt zu haben“ (S. 17), zu optimistisch.

Dies legt aber anders herum nahe, daß Kritische Psychologie „als *Psychologie*, die *Kritik* im Namen führt, (...) sich mit gesellschaftstheoretischen Entwicklungen befassen“ muß, denn „[d]as Gesellschaftliche ist (...) selber theoretisch so umstritten wie das Psychische“ (jeweils Markard, 2000b, S. 26). Damit die Rede von ‚der‘ Gesellschaft nicht zur „leeren Abstraktion“ (ebd.) wird, muß eine Kritische Psychologie sich gesellschaftstheoretisch positionieren. Neben der bereits angesprochenen Frage der psychologischen Stützung von Kritik liegt hier der zweite Streitpunkt zwischen kritischen Psychologien. Die Holzkampsche Kritische Psychologie richtet sich in dieser Frage dezidiert „gegen die disziplinäre Trennung von Psychologie und Gesellschaftstheorie“ (ebd., S. 32), was sich in der geläufigen Kennzeichnung als ‚marxistische Subjektwissenschaft‘ niederschlägt. Einen ähnlichen Brückenschlag habe ich ja in Kapitel 3.5 mit meiner Konzeption postuliert – wobei ich aber nicht Marx in die Psychologie, sondern Honneth in den Sozialkonstruktivismus eingebettet habe. Um diese und weitere inhaltlichen Fragen einer Kritischen Psychologie soll es im folgenden Abschnitt gehen.

4.2 Sozialkonstruktivistische Ausrichtungen kritischer Psychologien

Eine kritische Psychologie kann, so wurde im letzten Abschnitt deutlich, vor allem drei Aufgaben erfüllen: Psychologiekritik, Gesellschaftskritik und das Anbieten einer alternativen Psychologiekonzeption. Längst nicht jede kritische Psychologie bekennt sich jedoch, wie ebenfalls bereits angesprochen, zu allen diesen Aufgaben, insbesondere nicht zur letztgenannten. Viele Ansätze beschränken sich anhand von Theorien und

Methoden anderer Disziplinen, insbesondere der Soziologie, auf die erörterten Formen der Psychologiekritik.²⁷ Im folgenden möchte ich einen kurzen Überblick über die wichtigsten theoretischen Entwicklungen kritisch-psychologischen Denkens geben. Aus Platzgründen beschränke ich mich dabei auf solche, die im weitesten Sinne als sozialkonstruktivistisch aufzufassen sind.

4.2.1 Gesellschaftskritik

Überraschenderweise ist eine davon die bereits erwähnte ‚marxistische Subjektwissenschaft‘ Holzkamps. Freilich würden die heutigen (wie auch die früheren) Vertreter dieses Ansatzes eine solche Etikettierung weit von sich weisen. Wenn man, wie dies häufig der Fall ist, Sozialkonstruktivismus mit Gergens Arbeiten gleichsetzt (vgl. Kapitel 1), dann geschieht diese „Absage an alle Konzeptionen, die die Gesellschaft in ein Sammelsurium von Situationen auflösen“ (Markard, 2000b, S. 38) auch ganz zurecht.²⁸ „Nicht *daß* Menschen in Kontexten handeln, ist eine spezifisch kritisch-psychologische Aussage. Für uns spezifisch ist vielmehr die Frage, welche Handlungswidersprüche sich daraus ergeben, daß in unmittelbar kontextfixiertem Handeln dessen *gesellschaftliche Vermitteltheit* ausgeblendet wird“ (Markard, 1998, S. 38). Daß eben diese gesellschaftliche Vermitteltheit aber von einigen sozialkonstruktivistischen Ansätzen (wie der Foucaultschen Diskursanalyse, vgl. Kapitel 3.1) wenigstens in Ansätzen sehr wohl berücksichtigt wird, scheint sich nur langsam herumzusprechen. Immerhin bemerkt Maiers (2000) zu „verschiedenen Spielarten des Sozialkonstruktivismus“ (S. 21): „Ihre Relevanz ist (...) daran zu bemessen, ob und wie sie zu den neuen historischen Konstellationen individueller Vergesellschaftung Stellung beziehen: Erweist sich der in ihnen jeweils zugrundegelegte Begriff gesellschaftlicher Praxis als tragfähig, die Vermittlungen von Individuum und Gesellschaft zu begreifen?“

²⁷ Inwieweit es nun Sinn macht, solche Ansätze überhaupt ‚Psychologie‘ zu nennen, soll hier nicht diskutiert werden. Jedenfalls ist klar, daß man sich auch kritischer Psychologe nennen kann, wenn man soziologische Gesellschaftskritik übt.

²⁸ Ähnliches findet man bei Meyer-Sieberts (1998) Rezeption des ‚dekonstruktivistischen Feminismus‘: „Die Erkenntnis der Konstruiertheit der Welt einschließlich der Menschen als Geschlechter wird (...) nur auf der Diskursebene analysiert unter Ausklammerung der Frage nach den (Re)ProduzentInnen der Konstruktionen. Der ‚dekonstruktivistische Feminismus‘ enthält also begrifflich keine Vermittlung abstrakter Konstruktionen und gesellschaftlicher Praxis, d.h. konkreter Menschen und deren Handlungsfähigkeit. (...) Dazu bedarf es das Wissen über die Strukturen des kapitalistischen Partiarchats und dessen ideologischer Absicherung z.B. durch Konstruktionen von Heterosexualität, aber nicht, um von da aus deterministisch das Handeln des einzelnen zu erklären, sondern um erkennen zu können, welche Bedeutungen die einzelnen den Strukturen geben und wie sie darin ihr Handeln definieren“ (S. 145-6).

(ebd.). Die Diskussionen im ersten Teil dieser Arbeit haben sich diesem Problem hinreichend gewidmet. Klar sollte geworden sein, daß die sozialkonstruktivistische Denkweise zumindest das *Potential* zu einer solchen Konzeption hat (wenn sie nicht von der ‚Gergen extravaganza‘ bzw. vom postmodernen Zeitgeist geblendet wird).²⁹

Sind aber nicht Marxismus und Sozialkonstruktivismus unauflösbare Gegensätze? Zur keineswegs neuen Frage, inwieweit der Holzkampsche Ansatz überhaupt (noch) bzw. in welcher Form marxistisch ist, möchte ich hier nicht Stellung nehmen (vgl. Markard, 1998). Immerhin scheinen seine Vertreter erkannt zu haben, daß ‚das Gesellschaftliche selber theoretisch umstritten‘ ist (s.o.). In jedem Fall umfaßt ihre Gesellschaftstheorie (d.h. die Begrifflichkeiten, mit denen sie gesellschaftliche Zustände beschreiben) marxistische Züge.³⁰ Wenn sie dann aber davon sprechen, daß diese Zustände den Menschen als ‚Bedeutungen‘ gegenüberstehen, so fragt man sich, wo das spezifisch materialistische Element dieses Ansatzes noch zu finden sein soll. Zwei Zitate aus einschlägigen Überblicksarbeiten sollen diese Unklarheit verdeutlichen:

„Gesellschaft ist dem Individuum nie in ihrer Totalität, sondern nur in ihren dem Individuum zugewandten Ausschnitten gegeben. (...) Gesellschaftliche Bedingungen determinieren menschliches Handeln nicht, sondern sie sind als ‚Bedeutungen‘ zu fassen, die für die Menschen Handlungsmöglichkeiten repräsentieren, zu denen sie sich verhalten können und müssen. (...) Wie gesagt, wird die Weltseite (die Bedingungen) dabei gefasst als *Bedeutungen*, zu denen sich das Individuum als seinen – subjektiv akzentuierten Handlungs*prämissen* – verhalten kann und muss, wenn es im Zuge gegebener Lebensproblematiken aus subjektiven Lösungsnotwendigkeiten heraus Handlungsintentionen entwickelt.“ (Markard, 2000a, Absätze 8-9)

„The specifically human individual psyche is reflected as a partial aspect of more comprehensive historical, societal structures. Humans do not respond to external stimuli but to meaning structures which are generalized societal possibilities of action. These, however, do not determine action directly, but act only as premises for action. What a person actually does in a situation is mediated by subjective grounds for action, that is, by what appears to be reasonable or appropriate from the standpoint of the subject.“ (Holzkamp, 1992, S. 193, Abstract)

Die Parallelen zu dem in Kapitel 3 vorgestellten kritisch-psychologischen Sozialkonstruktivismus dürften offenkundig sein. Beispielsweise findet sich das dort vorgestellte Handlungskonzept hier wieder, wobei die Teilautonomie des Handelnden

²⁹ Jandl (1999) und Cavkaytar (2000) haben jüngst versucht, Verbindungen zwischen Sozialkonstruktivismus und Holzkamps Kritischer Psychologie aufzuzeigen. Allerdings gehen sie beide fast ausnahmslos vom Gergenschen Sozialkonstruktivismus aus und sind daher für meine Arbeit nicht von Interesse.

³⁰ Etwa bei Markard (2000a): „Zweierlei wurde schnell deutlich, erstens, dass diese Einschränkungen mit der kapitalistischen Struktur ‚unserer‘ Gesellschaft verbunden sind, und zweitens, dass die Perspektive einer emanzipatorischen Psychologie kaum ohne die *Perspektive materieller Verhältnisse* formuliert werden kann, in denen der Mensch – mit dem kategorischen Imperativ von MARX (...) gesprochen – nicht mehr ‚ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen‘ ist, anders formuliert, Verhältnisse, worin real ‚die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist‘ (...), ein Standpunkt, der einschließt, gegenläufige Verhältnisse ‚umzuwerfen‘ (...), nicht bloß – typisch ‚psychologisch‘ – umzuinterpretieren oder wegzudiskutieren“ (Absatz 5).

durch die Rede von ‚subjektiv akzentuierten Handlungsprämissen‘ (die ‚reasonable‘ für das Subjekt erscheinen) zu fassen versucht wird. Derartige Begriffe muten freilich aus sozialkonstruktivistischer Sicht etwas zu individualistisch und humanistisch an – was aber über die Gemeinsamkeiten nicht hinwegtäuschen sollte.³¹ Eine gravierende Schwäche dieses Ansatzes im Vergleich zum Sozialkonstruktivismus besteht hingegen darin, daß der Zusammenhang zwischen gesellschaftlichen ‚Bedingungen‘ und ‚Bedeutungen‘ nicht erläutert wird, so daß die für jede Kritische Psychologie entscheidende Schnittstelle zwischen Person und Gesellschaft unbestimmt bleibt. Trotz des Etiketts ‚marxistische Subjektwissenschaft‘ stehen Marxismus und Subjektwissenschaft relativ unverbunden nebeneinander.

Mit der These, daß die marxistische Subjektwissenschaft – ob man sie marxistisch nennt oder nicht – viele Gemeinsamkeiten mit sozialkonstruktivistischen und kulturalistischen Ansätzen hat, wende ich mich nicht zuletzt auch gegen die konsequent ablehnende Rezeption der Kritischen Psychologie innerhalb der deutschen sozial- und kulturwissenschaftlichen Psychologie.³² Andererseits sollte aber auch deutlich geworden sein, daß sich die ‚marxistische Subjektwissenschaft‘ aufgrund ihrer vagen, häufig wechselnden Begrifflichkeiten auch nicht eben zur Rezeption anbietet (von ihrem *eigenen* Abgrenzungsbedürfnis ganz abgesehen). Unabhängig davon, wie groß die *inhaltliche* Übereinstimmung zwischen meinem Ansatz und der Subjektwissenschaft neuerer Prägung ist, werde ich von letzterer aufgrund der erwähnten inhaltlich-konzeptuellen Schwächen für den weiteren Verlauf meiner Arbeit nur von ihrer oben beschriebenen *formalen* Konzeption Gebrauch machen und in Kapitel 5 meinen (inhaltlichen) Ansatz darin einzubinden versuchen.

Wenn Maiers (2000) beiläufig davon spricht, daß auf den Sozialkonstruktivismus „in der internationalen Diskussion über ‚kritische Psychologie‘ vielfach positiv Bezug

³¹ Sogar die Idee der Anerkennung ist bei Holzkamp (1983; 1997a) angelegt: „So leidet ein Individuum z.B. nicht nur isoliert ‚Hunger‘ als spezielle Bedürfnisspannung, sondern es leidet darin und gleich elementar an seiner Ausgeliefertheit in eine Situation, in welcher es so weitgehend von der versorgenden Verfügung über seine eigenen Lebensbedingungen abgeschnitten ist, daß es hungern muß“ (Holzkamp, 1997a, S. 31, Hervorhebungen und Eigenzitationen weggelassen). Der Hungernde müsse mit solchen Handlungsmöglichkeiten ausgestattet werden, „daß ein Leben nicht nur ohne Hunger, sondern ohne die fremdbestimmte Bedrohtheit durch Hunger, also ein menschenwürdiges Leben, möglich ist“ (ebd.).

³² Straub (1999a) beispielsweise wirft ihr ohne weitere Erläuterung in einer Fußnote einen „Gesellschaftsbegriff, der Kultur und Psychisches lediglich als abgeleitete Phänomene erscheinen läßt“ (S. 170-1) vor, wengleich er hinzufügt: „vor allem in früheren Schriften“ (ebd.). Auch Hartmann und Werbik (2001) beziehen sich nur auf die frühen Schriften der 70er Jahre, wenn sie ebenfalls ohne jede Erläuterung von „dogmatischen Grundthesen des historischen und dialektischen Materialismus“ (S. 158) sprechen. Bei aller Ähnlichkeit in den Grundannahmen scheint man sich entschieden abgrenzen zu wollen (oder zu müssen?), gleichzeitig aber von Neuentwicklungen nichts wissen zu wollen.

genommen wird“ (S. 21), dann kann dies nur auf bewußte Untertreibung oder fehlende Rezeption vonseiten des Autors zurückgeführt werden. Wenn man von den erwähnten nordamerikanischen Kritikbemühungen absieht, so erscheint es vielfach so, als würden die Begriffe *Social Constructionism* und *Critical Social Psychology* synonym gebraucht (wobei der Zusatz ‚Social‘ hier keine inhaltliche Bedeutung hat, vgl. Burman, 1997). Spears (1997) etwa spricht in seiner Einleitung zum (meines Wissens nach) Gründungswerk der „Critical Social Psychology“ (Ibanez & Iniguez, 1997, Titel) von einem „general commitment to constructionism“ (S. 2).

Wie im ersten Teil dieser Arbeit deutlich geworden ist, trägt jeder sozialkonstruktivistische Ansatz ein inhärentes Kritikpotential in sich. Parker (1998a) versucht in der Einleitung zu seinem Herausgeberwerk die dortigen ‚rein‘ sozialkonstruktivistischen Beiträge von ‚starker‘ kritischer Psychologie (worunter er z.B. die nordamerikanische und deutsche Tradition faßt) abzugrenzen: „even though all the contributors would think of themselves as being ‚critical‘, the debates (...) are themselves ‚outside‘ the strongest currents of critical psychology internationally“ (S. 4).

Ein Blick in die einschlägigen Publikationen läßt jedoch Zweifel entstehen, ob eine solche Trennung zwischen unkritischem und kritischem Sozialkonstruktivismus überzeugend ist. Bei Ibanez und Iniguez (1997) beispielsweise wirkt das Etikett *Critical Social Psychology* eher wie ein neues Modewort für den abgegriffenen Term *Social Constructionism*. In keinem einzigen Beitrag des Sammelbands wird erläutert, was eigentlich mit welchen Mitteln kritisiert werden soll. Statt dessen ist ein beliebtes Thema, mit welcher epistemologischen Position man am besten ‚kritisch‘ sein kann. Die Lager spalten sich also wiederum in Realisten und Relativisten. Für die Realisten ist Kritik nur mit einer Vorstellung von Realität möglich, auf die sie gestützt und somit legitimiert werden kann. Nur wenn man als gegeben annimmt, was Menschen de facto brauchen und was ihnen de facto verwehrt wird, kann sich die Möglichkeit von Kritik (im Sinne einer ‚Anprangerung‘ von gesellschaftlichen Mißständen) ergeben. Für die Relativisten hingegen ist gerade das Beharren auf einer bestimmten Realität konservativ und ‚unkritisch‘, weil diese Realität ja immer nur aus den etablierten Diskursen abgeleitet sein kann und diese daher weiter bestärkt. In seinem einleitenden Überblick zu jenem Sammelband konstatiert Spears (1997) nüchtern: „Just as realism can be seen to buttress positivist science and all the sins of certainty and reification, so

can relativism be seen to signal an absence of any political commitment or critique, or at least a solid platform (a foundation) on which to ground action" (S. 9).³³

In jüngster Zeit äußert sich der Trend zum ‚critical‘ Sozialkonstruktivismus in einer Fülle von Einführungslehrbüchern: Hepburn (2003, bei Sage), Gough und McFadden (2001, bei Routledge) und Widdicombe (2004, bei Maidenhead Open University) tragen alle dieselbe Wortkreation im Titel: *Critical Social Psychology*. Ähnlich wie bei Markard findet man auch bei Hepburn (2003) die Rede von der „dual task of criticizing society and criticizing the discipline [psychology]“ (S. 1), die der *Critical Social Psychology* eigen sei. Wenn es jedoch weiter heißt, daß Gesellschaftskritik sich hierbei Phänomenen wie „racism and nationalism, sexism and heterosexism“ (ebd., S. 16) zuwende, erweist sie sich als weitgehend begrenzt auf institutionalisierte rechtliche Ungleichbehandlung von Randgruppen. Für andere, wohl nicht minder dringliche soziale Mißstände wie wachsende soziale Ungleichheit und wirtschaftlich erzwungene Individualisierung oder gar für radikale Systemkritik hingegen scheint kein Platz zu sein. Diese Beschränkung auf ‚liberale‘ Kritikkonzepte wird erst verständlich, wenn man sich die strikt relativistische, teilweise gar postmoderne Position Hepburns (ebd., ch. 8-9) vergegenwärtigt: Wo es nur Diskurs (d.h. hier: ‚talk and text‘) gibt, kann auch nur Diskurs kritisiert werden, und zwar nach Kriterien, die bereits im Diskurs enthalten sind. „The discourse becomes both explanandum and explanans in a world where there is nothing but or beyond the text“ (Spears, 1997, S. 17). Kritik besteht dann einzig darin, aufzuzeigen, wie im Diskurs verschiedene gesellschaftliche Gruppen unterschieden und mit bestimmten (Vor-)Urteilen gekennzeichnet werden (vgl. die vielzitierte Studie von Wetherell & Potter, 1992, über Rassismus in Neuseeland).

„In general, it seems that biological determinism has been used to justify social inequality on the basis of natural difference. Social constructionism, in opening up the sphere of free will, choice and the potential for progressive social change, has been associated with positive politi-

³³ Vorbilder für diese unversöhnlichen Positionen finden sich wiederum in der Philosophie:

„Ich glaube tatsächlich, daß philosophische Theorien einen erheblichen Unterschied für jeden Aspekt unseres Lebens machen. Meiner Meinung nach ist die Verwerfung des Realismus, die Leugnung ontologischer Objektivität, eine wesentliche Komponente der Angriffe auf epistemische Objektivität, Rationalität, Wahrheit und Intelligenz im zeitgenössischen intellektuellen Leben. (...) Der erste Schritt im Kampf gegen den Irrationalismus – nicht der einzige, aber der erste Schritt – ist eine Widerlegung der Argumente gegen den externen Realismus und eine Verteidigung des externen Realismus als Voraussetzung großer Gebiete des Diskurses“ (Searle, 1997, S. 206).

„...daß eine Kultur, in der wir nicht mehr wie der Skeptiker nach der wirklichen Annäherung an die Wahrheit fragen, besser wäre als eine Kultur, in der von Philosophieprofessoren die Versicherung abverlangt wird, wir steuerten tatsächlich auf die Wahrheit zu. In einer solchen Kultur wären wir nämlich weit empfänglicher für die herrliche Vielfalt der menschlichen Sprachen und der mit diesen Sprachen einhergehenden sozialen Praktiken...“ (Rorty, 2000b, S. 15)

cal developments and liberation strategies. Rhetorically, social constructionism is a very powerful correlative to reactionary arguments. Demonstrate that some experience varies between cultures, and it becomes very difficult to justify the perpetuation of negative treatment on the basis of nature." (Shakespeare, 1998, S. 176)

Sozialkonstruktivismus ist also eine rhetorische Figur, die „allows for social change: if an experience is not natural, then it is dynamic and open to social interventions based on progressive values“ (ebd., S. 171). Ähnlich argumentieren im deutschen Sprachraum Baecker et al. (1992): Alles und jedes soll kritisch-distanziert betrachtet bzw. dekonstruiert werden, und „[l]egitimiert wird diese Verfremdungs- oder Verstörungsabsicht durch unsere Überzeugung, daß dadurch Möglichkeitsräume erweitert werden. Wir finden es generell anstrebenswert, daß Menschen Verhaltens- und Sprachskripte reflektieren und sie zumindest manchmal bewußt auswählen“ (S. 137). Wenn man allerdings sozialkonstruktivistische Argumente so theorie- bzw. kontextlos verwendet, braucht man sich nicht zu wundern, wenn man mit ihnen auch ungewollte Effekte herbeiführt, z.B. liebgewonnene Identitäten gleich mit dekonstruiert, wie es aus der feministischen Diskussion hinlänglich bekannt ist (vgl. Gergen, 2002; Shakespeare, 1998). Wenn ‚alles nur konstruiert‘ ist, dann verliert die rhetorische Waffe schnell ihre Schärfe. Zwar soll sie „a powerful resource for social psychologists who question the *status quo*“ (Hepburn, 2003, S. 193) sein – aber für welche Zwecke sie eingesetzt werden soll, ist anscheinend Sache des Common-Sense (vgl. ähnlich: Rorty, 2000b; kritisch dazu: Honneth, 2000a, S. 74ff).

Bestenfalls kann sich relativistische Gesellschaftskritik aufgrund dieses Fehlens einer gesellschaftstheoretischen Verankerung wie gesagt in den Dienst bereits bestehender sozialer Gruppen bzw. Bewegungen (nach Shakespeare etwa Frauen, Homosexuelle, Behinderte oder ethnische Minderheiten) stellen, nicht aber selbst neue Richtungen der Kritik aufzeigen. In diesem Zusammenhang weist Honneth (2003d) unter Berufung auf Bourdieus monumentale Studie „Das Elend der Welt“ (1997) auf die vielfältigen gesellschaftlich erzeugten Leiden hin, die *jenseits* der öffentlichen Wahrnehmungsschwelle liegen und somit erst durch Sozialwissenschaftlicher artikuliert werden müssen (vgl. die Kontroverse in Fraser & Honneth, 2003a). Ganz ähnlich will Steinhardt (2003) „die Ursachen des Leids, das von den Subjekten gegenwärtig oftmals nicht mehr konkret benannt werden kann, sondern als diffuse Erfahrung wahrgenommen wird“, bewußt machen mit dem Ziel einer „Befreiung von – zunehmend nach innen genommenen – gesellschaftlichen Zwängen“ (jeweils S. 9). Ganz ähnlich werde ich in Kapitel 5.2.1 argumentieren, wenn ich jene ‚diffuse Erfahrung‘

über den Anerkennungsbegriff zugänglich machen möchte. Allgemein ist aber zunächst mit Spears (1997) zu konstatieren, daß die geschilderte begrenzte kritische Reichweite nur mittels einer Subjektkonzeption beseitigt werden kann, durch die menschliches Leid artikulierbar wird: „A theory of the subject (...) would seem to be an important ingredient for a critical psychology if it is to have bite, and allow us to descend from the fence“ (ebd., S. 17).³⁴ Während für eine solche Konzeption oft die Psychoanalyse (Parker, 1997), teilweise gar Holzkamps Subjektwissenschaft (Willig, 1999a) vorgeschlagen wird, habe ich mich auf eine andere festgelegt (vgl. Kapitel 3).

Die Notwendigkeit einer sozialkonstruktivistischen Subjektkonzeption ist also nicht nur, wie in Kapitel 1 postuliert, aufgrund theoretischer Argumente gegeben, sondern auch um Gesellschaftskritik zu ermöglichen. Von dieser Position aus erscheint es geradezu grotesk, wenn relativistische Vertreter einerseits nicht müde werden, die diskursive Produktion von Selbst, Identität und Subjektivität zu beschreiben, diese Konzepte andererseits aber nicht in ihre Kritikansätze einbinden, so als handele es sich um ein ‚Schein-Selbst‘, um ‚nur konstruierte‘ Identität etc. Um die nicht selten dahinterstehende radikale Ablehnung alles Psychologischen, die sich zuweilen in eine ideologisch anmutende Verdammung alles Individuellen zugunsten postmoderner ‚Freiheit‘ zuspitzt, soll es unter anderem im folgenden gehen.

4.2.2 Psychologiekritik

Die *Critical Social Psychology* widmet sich, wie ich versucht habe aufzuzeigen, nur in wenigen Ansätzen den kritisch-psychologischen Aufgaben der Gesellschaftskritik und der Psychologiekonzeptionierung. Daß man hier wesentlich häufiger auf psychologiekritische Studien trifft, ist schon deshalb nicht verwunderlich, weil jedem Sozialkonstruktivismus zweifelsohne eine mehr oder weniger explizite Kritik an der Mainstream-Psychologie innewohnt. „Discourse analysis is attractive to many psychologists because it allows the researcher to problematize the categories used in mainstream psychology“ (Willig, 1999c, S. 2). Im ersten Teil dieser Arbeit hatte ich den

³⁴ Wie nicht mehr überraschen dürfte, sind die Realistinnen da ganz anderer Meinung: „I will continue to argue throughout this book that the slide back into explanations that take traditional notions of subjectivity for granted re-import part of the problem that critical psychology arose to tackle – the idea of seeing the person as the source of their own individual problems“ (Hepburn, 2003, S. 150-1). Ganz abgesehen davon, daß ‚throughout this book‘ noch untertrieben ist und dabei das *book* immerhin ein Lehrbuch sein will, sollte wohl die Haltlosigkeit dieses Arguments (jedenfalls in dieser Allgemeinheit) hinreichend klargeworden sein.

Gegenstand dieser Kritik mit dem Begriff ‚Naturalismus‘ zu fassen versucht. Jeder Sozialkonstruktivismus definiert sich demnach immer in Abgrenzung zur Mainstream-Psychologie und erklärt sich so implizit selbst zu einer Art Psychologie (wenn auch nicht zu dieser speziellen). Wie sich gezeigt hatte, wird dieser Anspruch, eine Alternative zur Mainstream-Psychologie zu sein, kaum erfüllt. Oft erscheint es eher, als wolle man die Psychologie durch eine bestimmte Art von Soziologie ersetzen. Aus dieser Einsicht heraus habe ich im ersten Teil dieser Arbeit versucht, das Programm des Sozialkonstruktivismus auf die psychologische Erklärungsebene ‚zuendzudenken‘. Für diesen Versuch gab jene Naturalismus-Kritik nur die Richtung vor, war aber keinesfalls mit ihm identisch. Kritik an der Mainstream-Psychologie bestimmt aber nicht nur, wie wir gleich sehen werden, *keineswegs* schon von sich aus eine alternative Psychologiekonzeption, sondern manche Kritikarten schließen deren Möglichkeit gar von vornherein aus. Ein wenig Ordnung in diese unübersichtliche Kritiklandschaft wollen die folgenden Ausführungen bringen. Als Ausgangspunkt greife ich auf den in Kapitel 3.1 erörterten Parkerschen *Critical Realism* zurück. Gemäß der Unterscheidungen in Kapitel 4.1 kann nun nämlich angegeben werden, welche Arten von Psychologiekritik Parker umsetzen in der Lage ist.

Wenn Parker *erstens* erforschen will, ‚how psychological facts are socially constructed‘ (vgl. Kapitel 3.1), dann kann man dies als deskriptive Psychologiekritik verstehen: Sozialkonstruktivisten entlarven den angeblich naturwissenschaftlich erforschten Gegenstand der Psychologen als deren sozial ausgehandeltes Produkt. In diesen Bereich fällt auch das, was Hepburn (2003) „critique of mainstream social cognition work“ (S. 183; ch. 2) nennt und hinreichend bekannt sein dürfte, jedoch keineswegs spezifisch sozialkonstruktivistischen Ursprungs ist.

Parkers *zweites* Anliegen, zu erforschen ‚how the underlying historical conditions emerged that gave rise to the psy-complex‘, ist unschwer als funktionsmäßige Psychologiekritik zu bestimmen. Es geht um die geschichtlichen Umstände, unter denen psychologische Theorien und Praktiken entstehen konnten. Diese Art der Kritik ist wohl die mit Abstand am weitesten verbreitete innerhalb und außerhalb des Sozialkonstruktivismus. Stäuble (1990) konstatiert: „Historische Psychologiekritik hat sich in den letzten Jahren beunruhigend erfolgreich etabliert“ (S. 22). Innerhalb des Sozialkonstruktivismus sind hier vor allem die Arbeiten von Nikolas Rose (z.B. 1989; 1996) zu nennen, im deutschsprachigen Raum ist Michael Sonntag (z.B. 1988; 1999) der wohl hartnäckigste Vertreter. So unterschiedlich all diese Ansätze auch sein mögen –

Bezugsperson ist doch in den meisten Fällen Michel Foucault. Es könnten wohl ganze Regale gefüllt werden mit Arbeiten über die Frage, ob man mit Foucault ‚kritisch‘ sein kann oder nicht. Während ich diese Debatte hier nicht aufgreifen will (vgl. etwa Honneth & Saar, 2003), will ich mit Honneth (2003b) doch zumindest einen kleinen Überblick über die Argumente geben, mit denen häufig – und meiner Meinung nach zurecht – die Kritikunfähigkeit Foucaults begründet wird:

„[U]nklar ist (...) vor allem, ob es ausreicht, die bloß kontingente Herkunft einer allgemein akzeptierten Auffassung nachzuweisen oder ob deren dunkler, ‚unmoralischer‘ Entstehungskontext in Macht- und Unterwerfungspraktiken demonstriert werden muß. Beide Alternativen sind jeweils mit Problemen eigener Art behaftet (...): In bezug auf den ersten Fall stellt sich die Frage, ob eine (...) Überzeugung schon dadurch in ihrer Geltung bestritten oder zumindest angezweifelt werden kann, daß ihre Herkunft in bloß zufälligen, gewissermaßen sachfremden Entstehungsbedingungen freigelegt wird; hingegen läßt sich angesichts der zweiten Alternative fragen, ob nicht die negative Beschreibung der Entstehungsursachen ein evaluatives Vokabular voraussetzt, das sich der Geltung jenes Überzeugungssystems verdankt, welches durch den genealogischen Nachweis gerade entwertet werden soll.“ (Honneth, 2003b, S. 118-9)

Bei Rose (1989) etwa ist auch vollkommen unklar, ob seine Analyse der Entstehung des Psychischen überhaupt als Kritik gedeutet werden soll oder nicht: „Our personalities, subjectivities, and ‚relationships‘ are not private matters, if this implies that they are not the objects of power. On the contrary, they are intensively governed. Perhaps they always have been. Social conventions, community scrutiny, legal norms, familial obligations and religious injunctions have exercised an intense power over the human soul in past times and other cultures“ (S. 1). Offensichtlich ist hier unklar, was denn die ‚human soul‘ sein soll – wenn sie doch immer ‚intensively governed‘ wurde und wird. Weil die Seele *immer* ‚governed‘ ist, macht die Rede von einer ‚governed soul‘ keinen Sinn. Womöglich verbirgt sich hinter all der ‚dunklen‘ Rede des „Governing the Soul“ (ebd., Titel) einfach nur die im Sozialkonstruktivismus keineswegs neue Einsicht, daß der Mensch mehr ein Kultur- als ein Naturwesen ist.³⁵ Oder anders: Für Rose ist eine empörende Enthüllung, was für Rosa eine Selbstverständlichkeit ist: daß nämlich die menschliche ‚Seele‘ nicht aus sich selbst heraus, sondern in sozialer

³⁵ Diese ‚Dunkelheit‘ können auch Erläuterungen wie die folgenden nicht ‚erhellen‘: „It is not, however, a question of recycling the familiar humanist critique of psychology as a science of adaptation (...) Rather than basing a critique upon the need to rescue individual responsibility and subjective fulfilment from social repression, we need to recognize the extent to which our existence as selves, our awareness of our individuality, our search for our own identity, is itself constituted by the forms of identification and practices of individualization by which we are governed, and which provide us with the categories and goals through which we govern ourselves“ (Rose, 1989, S. 130-1). Angesichts dieser Vorstellung der totalen Fremdbestimmtheit kann die mehrfach erörterte radikale Psychologiefindlichkeit weiter Bereiche des Sozialkonstruktivismus nicht mehr überraschen.

Interaktion entsteht. Wie auch immer man das Verhältnis zwischen Sozialkonstruktivismus und Foucault sehen möchte (vgl. Dean, 1998; Hepburn, 2003), hat doch Stäuble (1990) rückblickend sicherlich damit recht, „daß die sozialgeschichtliche Rekonstruktion der Entstehung und Entwicklung der Psychologie nicht zugleich eine adäquate Gegenstandsbestimmung für eine ‚kritische Psychologie‘ bringen konnte“ (S. 21), weil ihr eine gesellschaftstheoretische Einbettung und ein Subjektbegriff gefehlt habe (vgl. auch selbstkritisch: Stäuble, 1996).

Zur dritten Form der Psychologiekritik, die ich ‚politisch‘ genannt habe, muß Parker wegen seiner radikal psychologiekritischen Haltung stumm bleiben. Da er keine Aussagen über Subjektivität zulassen will, kann er auch keine Aussagen über psychisches Leid treffen und somit weder eine Psychologie- noch eine Gesellschaftskritik³⁶ auf moralische Grundlagen stellen. Innerhalb des Sozialkonstruktivismus ist diese Form der Kritik eher wenig verbreitet; in der deutschen sozialwissenschaftlichen Psychologie bemüht sich Heiner Keupp (z.B. 1988; 1994) um sie. Ich werde sie als einzige der drei beschriebenen Formen im folgenden Kapiteln aufnehmen und fortentwickeln. Denn während es seit Wittgenstein und Foucault keineswegs mehr neu, geschweige denn produktiv ist, psychologische Redeweisen und Praktiken von einem äußeren, undekonstruierbaren Standpunkt aus zu ‚dekonstruieren‘, kommt es vielmehr darauf an, eine alternative Vorstellung von Psychologie zu entwickeln, die sich – ganz in Holzkamps Sinne – ‚festlegt‘. Anstatt sich im philosophischen ‚Elfenbeinturm‘ zu verschanzen, heißt es endlich, dem eigenen Namen gerecht zu werden und nicht nur ‚critical‘, sondern auch ‚psychology‘ zu sein.

Gemäß der im ersten Teil ausgeführten kulturalistischen Sichtweise kann Kritik eben nicht sinnvoll ‚von außen‘ erfolgen (eben weil es dieses Außen nicht gibt), sondern ist immer in eine Kultur eingebettet und kann sich nur auf sie (z.B. auf die von ihr hervorgerufenen Anerkennungserwartungen) als normatives Kriterium berufen. Ganz egal, ob es nun zufällig um psychologische oder andere gesellschaftliche Praktiken geht: der kritisch-psychologische Sozialkonstruktivist muß immer die Rolle des Anwalts dessen spielen, das ‚eigentlich‘ – d.h. gemäß der jeweiligen kulturellen Tiefengrammatik – sein *sollte*, aber aus welchen Gründen auch immer nicht *ist*. Die

³⁶ Daß Gesellschaftskritik bei Parker unmöglich ist, hat implizit bereits Kapitel 3.1 gezeigt: Sein dortiges drittes Anliegen, zu erforschen ‚how subjectivity is discursively reproduced within present social arrangements‘, hatte sich als unmöglich erwiesen, weil bei ihm (wie auch bei Foucault) „die Geschichte von Subjektivität zur Geschichte von Diskursen über Subjektivität“ (Stäuble, 1990, S. 29) wird.

Frage ist also nicht, ob Psychologie ‚den Status Quo‘ (wie es oben so schön unbestimmt bei Hepburn heißt) bestärkt oder nicht, sondern ob dieser (jeweils zu spezifizierende) Status Quo es wert ist bestärkt zu werden oder eben (psychologisch) kritisiert werden muß. Im folgenden Kapitel versuche ich diese Andeutungen zu konkretisieren.

5. Möglichkeiten sozialkonstruktivistischer Gesellschaftskritik

Vor dem Hintergrund des vorangegangenen Kapitels sollten die Grundbestandteile einer Kritischen Psychologie im Rahmen meines eigenen Ansatzes bereits sichtbar geworden sein. Ich will sie kurz in aller Deutlichkeit wiederholen: Damit eine Kritische Psychologie alle postulierten Aufgaben erfüllen kann, braucht sie theoretische Vorstellungen von Individuum und Gesellschaft, die möglichst eng miteinander verbunden sind. Die nordamerikanische *Critical Psychology* hat sich hierin als vollkommen atheoretisch erwiesen, die *Critical Social Psychology* als mindestens gesellschaftstheoretisch blind, und schließlich die marxistische Subjektwissenschaft als zwar formal adäquat, aber inhaltlich unausgereift und inkonsistent. Wenn es bei meiner Kritischen Psychologie überhaupt noch sinnvoll ist, zwischen Gesellschafts- und Subjekttheorie zu unterscheiden, so folge ich in ersterer konsequent Honneth (1992; 2003d), während ich letztere – freilich auch unter Einbeziehung Honneths Arbeiten – eigens konzipiert habe (vgl. Kapitel 3). Letztere ermöglicht *psychologische* Gesellschaftskritik, die also über bekannte soziologische Kritikansätze hinausgeht: „*Psychologische* Kritik hat es vor allem mit der Interpretation solcher Aspekte der Handlungs- und Lebenspraxis zu tun, die mit dem von Menschen erfahrenen (oder erwarteten) *Leid* in Zusammenhang stehen. (...) Das bestehende oder befürchtete Leid von Menschen verkörpert den Bezugspunkt psychologischer Vernunft“ (Straub, 1999a, S. 356). Erstere hingegen ermöglicht es der (psychologischen oder soziologischen) Kritik, den Gegenstand der Kritik, der weiterhin Diskurs ist, nicht entkontextualisiert zu durchleuchten, sondern gesellschaftstheoretisch verorten zu können.

Praktisch heißt dies, daß als Maßstab der Kritik nicht länger gelten kann, daß etwas ‚nur konstruiert‘ ist, ja noch nicht einmal, daß diese Konstruktion bestimmten sozialen Funktionen oder gesellschaftlichen Gruppen dient. An die Stelle provokativer Entlarvungsrhetorik muß eine gewissenhafte Analyse von Diskursen treten, die nur dann deren Kritik zum Ergebnis hat, wenn sich anhand theoretisch begründeter Maßstäbe zeigt, daß jene Diskurse menschliches Leid befördern.

Inwieweit sich diese freilich gewagte Absicht realisieren läßt, soll sich an den folgenden Ausführungen erweisen. Zunächst (Kapitel 5.1) werde ich die Kritikkonzeptionen der in Kapitel 3 als ‚kulturalistisch‘ betitelten Ansätze (Rosa, Honneth) vorstellen und einschlägige Kritikthemen anreißen. Während es sich hierbei um eher rezeptive Ausführungen handeln wird, die aber für das Gesamtverständnis unerläßlich sind, werde ich mich im Anschluß daran (Kapitel 5.2) um die meines Wissens noch nicht bearbeitete Frage bemühen, wie die Ansprüche jener Kritikform mit den methodischen Mitteln des Sozialkonstruktivismus bewältigt werden können.

5.1 Kritik im Kulturalismus

Die zwei wichtigsten Bestimmungsstücke von jeder Kritik und somit auch von Gesellschaftskritik sind ihre Adressaten (*wer* wird kritisiert?) und ihr Maßstab bzw. Kriterium (*weswegen* wird er kritisiert?). Im folgenden will ich zu zeigen versuchen, daß die in Kapitel 3 vorgestellte kulturalistische Konzeption beide Leerstellen überzeugend ausfüllen kann.

Gesellschaftskritik tut sich oft schwer damit anzugeben, *wer* denn überhaupt kritisiert wird. Wenn sie aber keine konkreten Adressaten der Kritik kundtun kann, dann erscheint ihre praktische Relevanz leicht zweifelhaft: denn Kritik an Dingen oder Zuständen (d.h. nicht an verantwortlichen Personen) kommt uns sinnfrei vor, eben weil niemand ‚zur Verantwortung gezogen‘ werden kann und somit keine Aussicht auf praktische Auswirkungen der Kritik besteht. Bestimmte gesellschaftliche Umstände (wegen ihrer ‚Unmenschlichkeit‘ o. Ä.) zu kritisieren, ist leicht dem Vorwurf ausgesetzt, ebenso sinnvoll zu sein wie Kritik am Wetter oder an der Schwerkraft.

Dieser heutzutage populäre Eindruck (vgl. z.B. Rorty, 2000b; kritisch dazu: Fraser & Honneth, 2003a und Strasser, 2001) ist jedoch leicht als Irrglaube zu entlarven – zumindest wenn man sich den in Kapitel 3 vorgestellten kulturalistischen Ansätzen verschreibt. Nach ihnen ist es nämlich kaum verwunderlich, daß Menschen ihre kulturelle und gesellschaftliche Umwelt nicht als konstruiert wahrnehmen, sondern sie ontologisieren, als natürlich ansehen. Ein schmerzhaftes Ritual etwa ist dann nicht kritisierbar, weil es gar nicht als solches aufgefaßt wird; man ‚macht das eben so‘. Andererseits, so könnte man einwenden, sind sich die Menschen doch gerade in unserem modernen, ‚aufgeklärten‘ Zeitalter darüber im klaren, daß es keine höheren Mächte oder unumstößliche Prinzipien gibt, nach denen Menschen ihr Leben richten,

sondern daß alles eine Sache von Aushandlung und Gewohnheit ist. Es ist also bei der Rechtfertigung von Gesellschaftskritik nicht mit dem Verweis auf den Kulturalismus getan, sondern es muß ganz spezifisch untersucht werden, welche *inhaltlichen* Wissensbestände uns unser modernes Zeitalter an die Hand gibt, um zu dem Schluß zu gelangen, daß Gesellschaft unkritisierbar ist. Bei dieser Frage stößt man freilich auf die Individuumszentriertheit unserer modernen Epoche (vgl. z.B. Sonntag, 1999; Todorov, 1996): Wenn die Gesellschaft so ist, wie sie ist, dann muß das daran liegen, daß der Mensch so ist, wie er ist – nicht andersherum.

Es mag vielleicht überraschen, daß ich der Frage, wie Gesellschaftskritik sich in ihrer Möglichkeit zu allererst rechtfertigen kann, so viel Raum schenke. Aber wie bereits angeklungen sein dürfte, betritt man bei der Beobachtung, daß Gesellschaftskritik heutzutage abwegig erscheint, schon eines der wichtigsten Felder auf diesem Gebiet. Denn eigentlich ist Kritik heute, wie Johanno Strasser (2001) beredt darstellt, allgegenwärtig: In institutionell organisierten Evaluationen wird fortwährend Leistung kontrolliert und zu Verbesserung aufgefordert. Menschen beurteilen auf der Suche nach Erfüllung und Selbstverwirklichung ständig ihre Lebenssituation, sich selbst, ihre Beziehungen und vieles mehr. All diese Kritikformen haben indes eines gemeinsam: Sie sind immer nur Kritik ‚innerhalb‘ bestimmter enger Vorgaben, die jedoch ihrerseits nicht infrage gestellt werden. Die Evaluation in einer Firma dient dem wirtschaftlichen Erfolg des Unternehmens (für den die ‚Mitarbeiterzufriedenheit‘ ein nur untergeordnetes Ziel sein kann). Das kritische Zweifeln an der Tragfähigkeit der Partnerbeziehung spielt sich im Regelfall innerhalb eines engen soziokulturell bereitgestellten Vorstellungsraumes ab, wie Partnerbeziehungen auszusehen haben. Entgegen dieser Kritikarten, die sich einfach systemimmanenter Kriterien bedienen, betrifft Gesellschaftskritik gerade diese Kriterien selbst (Markard, 2000b). Gesellschaftskritik will darauf hinweisen, daß die Fragen der Menschen, wie sie ihr Leben gestalten und verbessern können, nicht im engen privaten Handlungsspielraum aufhört, sondern auch in jene Gebiete hineinreicht, die sie als ‚Sachzwänge‘, ‚ökonomische Notwendigkeiten‘ etc. zu verstehen gewohnt sind. Strasser sieht gerade in der gegenwärtigen gesellschaftspolitischen Situation ein enormens Kritikpotential:

„Je provokativer der globalisierte Kapitalismus zentrale Lebensbedürfnisse der Menschen verleugnet, denke ich, je radikaler er die sozialen und natürlichen Lebensgrundlagen gefährdet und die Menschen zu Bauern auf dem Schachbrett der ‚global player‘ erniedrigt, je tiefer die Marktrationalität in das Leben der Menschen eindringt und je weiter die ‚Kolonialisierung der Lebenswelt‘ (Habermas) fortschreitet, um so unabweisbarer wird sich in einem Akt der Selbst-

verteidigung das Nachdenken über Alternativen der Wirtschafts- und Lebensweise wieder zu Wort melden – nicht als schlichte Neuauflage der weitgehend marxistisch geprägten Gesellschaftskritik der 60er und 70er Jahre, aber womöglich nicht weniger radikal, weil in massenhafter eigener Leidenserfahrung gründend.“ (Strasser, 2001, S. 19)

Ohne hier schon auf die angeklungenen inhaltlichen Aspekte eingehen zu wollen, sollte bis hierhin klargeworden sein, daß Gesellschaftskritik gar keine eigenen *Vorstellungen vom guten Leben* zu haben braucht, weil diese hinreichend verbreitet sind (und, nebenbei gesagt, Menschen sich ohnehin nicht von Sozialwissenschaftlern andere Vorstellungen einreden lassen würden³⁷). Das häufig geäußerte Argument, Gesellschaftskritik sei von solchen ethischen Maßstäben abhängig und in einer werteppluralistischen Gesellschaft somit unmöglich, trifft daher auf ihre hier vertretene kulturalistische Ausformung nicht zu. Sie muß nur aufzeigen, daß erstens die vorhandenen Vorstellungen vom guten Leben durch bestimmte kulturelle Praktiken in ihrer Verwirklichung behindert oder gar hinsichtlich ihrer Artikuliertheit ‚verschüttet‘ werden und daß zweitens diese Praktiken keineswegs unausweichlich und naturgegeben, sondern politisch-gesellschaftlich veränderbar sind. Aufgabe kulturalistisch fundierter Gesellschaftskritik kann also *nicht* sein, den Mensch über seine ‚wirkliche‘ Natur und seine ‚wahren‘ Bedürfnisse aufzuklären, sondern, ganz im Gegenteil, seine ‚zweite Natur‘, seine kulturelle Konstitution auf interpretativem Wege ausfindig zu machen und aktuelle Verletzungen jener zu kritisieren. An die Stelle der Aufklärung über die Natur des Menschen tritt die ‚Aufklärung‘ (wenn man es noch so nennen will) über die kulturelle Konstitutiertheit des Menschen. Sie ist insofern keine Aufklärung mehr, als sie nicht explizit erfolgen muß: Für die Person, die sich Gesellschaftskritik zu eigen machen und politisch durchsetzen soll, spielt ja keine Rolle, ob es sich bei ihren tiefsitzenden Bedürfnissen um ihre erste oder zweite Natur handelt (sie wird sie ohnehin nicht ablegen oder verändern wollen). Explizit muß Gesellschaftskritik nur auf der Gesellschaftsseite werden, d.h. sie muß aufzeigen können, daß es Praktiken, Diskurse, Institutionen etc. gibt, die den extrahierten ‚tieferliegenden‘ Vorstellungen des guten Lebens widersprechen.

Fassen wir zusammen: Die Frage nach dem Adressaten von Gesellschaftskritik wird von dem in Kapitel 3 vorgestellten Kulturalismus dadurch gelöst, daß er ihn entpersonalisiert. Das heißt jedoch weder, daß er statt dessen auf abstrakte, theorielastige

³⁷ Dennoch ist dem von Baecker et al. (1992, S. 138) gemachten Vorschlag, die sozialkonstruktivistische Forscherin selbst solle zuweilen neue Konstruktionen entwerfen, ein gewisser Charme abzugewinnen. Diese Option will ich hier aber nicht weiter vertiefen.

Begriffe wie ‚das Kapital‘ (marxistisch) oder ‚das System‘ (umgangssprachlich) verfällt, noch, daß völlig ausgeblendet werden muß, wer an der Entwicklung und Fortschreibung der apersonalen Bedeutungsgehalte beteiligt ist und wer nicht. Wichtig ist hier zunächst nur, daß allein konkrete, inhaltlich unreibare kulturelle Zusammenhänge kritisiert werden, seien dies nun bestimmte Redeweisen, vorfindbare Praktiken oder institutionell geregelte Handlungsabläufe. Entscheidend ist immer, daß sie prinzipiell (wenn auch nicht immer auf einfachem Wege) empirisch zugänglich ist. Die Fruchtbarkeit einer sozialkonstruktivistischen Herangehensweise dürfte augenscheinlich sein und wird in Kapitel 5.2 näher erläutert. Die Frage nach dem Maßstab von Gesellschaftskritik (d.h. die Frage, *wann* Diskurse, Praktiken etc. kritikwürdig sind) wird dadurch gelöst, daß ethische Vorstellungen des guten Lebens nicht der Kritik selbst innewohnen, sondern von ‚tieferliegenden‘ gesellschaftlichen Diskursen und Praktiken abgeleitet werden. Während der Gegenstand der Kritik – um auf die Terminologie in Kapitel 3.5 zurückzugreifen – Teil der ersten Interpretationsebene ist, muß ihr Maßstab durch eine Theorie erschlossen werden und liegt somit auf der zweiten Interpretationsebene. Wie man sich diese Erschließung im einzelnen vorzustellen hat, wird deutlicher werden, wenn ich im folgenden die Kritikkonzepte der beiden in Kapitel 3 vorgestellten sozialphilosophischen Ansätze vorstellen werde.

5.1.1 Interpretation von kulturellen Tiefenstrukturen als Mittel der Kritik

Honneth (2000b) bezeichnet bei seiner Darstellung der historischen Entwicklung und zeitgenössischen Lage der Sozialphilosophie deren wichtigstes Anliegen als „Kritik eines gesellschaftlichen Zustands, der als entfremdet oder sinnlos, verdinglicht oder krank empfunden wird“ (S. 55). Diese Kritik an „Pathologien des Sozialen“ (ebd., Titel) sieht Honneth in der Gegenwart durch Gründe erschwert, die nach der bisherigen Diskussion nicht neu erscheinen dürften:

„Von Rousseau über Hegel und Marx bis zu Plessner und Hannah Arendt war die Sozialphilosophie stets durch anthropologische oder geschichtsphilosophische Denkfiguren geprägt, aus denen die ethischen Kriterien für soziale Pathologien sich so übergangslos ergaben, daß sie als solche gar nicht zu erkennen waren; durch Nietzsche mit großer Konsequenz vorbereitet und durch Foucault für unsere Gegenwart schließlich noch einmal dramatisch zugespitzt, ist diese äußere Schale der Sozialphilosophie aber inzwischen so vollständig zertrümmert, daß ihr ethischer Kern offen zutage liegt. Insofern hängt die Zukunft der Sozialphilosophie heute im ganzen von der Möglichkeit ab, ethische Urteile über die notwendigen Voraussetzungen menschlichen Lebens auf überzeugende Weise zu rechtfertigen. Drei Alternativen sind es, die sich für eine Lösung der damit umrissenen Aufgabe anzubieten scheinen.“ (Honneth, 2000b, S. 66)

Wie sehen also jene drei Kritikmöglichkeiten aus, die sich trotz der Unmöglichkeit anthropologischer und geschichtsphilosophischer Rechtfertigungen immer noch auf ein *ethisches* Fundament berufen können, um zeigen zu können, warum bestimmte gesellschaftliche Praktiken bestimmten Ansprüchen von Menschen einer bestimmten Gesellschaft widersprechen und somit als soziale Pathologie zu bezeichnen sind? Wie sehen Kritikansätze aus, die den poststrukturalistischen Einwänden entgehen und somit nicht zuletzt auch in das Programm des Sozialkonstruktivismus hineinpassen?

Als erste Möglichkeit nennt Honneth die „Prozeduralisierung der Ethik“ (ebd., S. 66), also das Übertragen der Frage nach dem guten Leben an die Gesellschaftsmitglieder selbst. Diese Alternative entspricht auf den ersten Blick am ehesten dem ‚Geist‘ des Sozialkonstruktivismus und wird so auch, wie in Kapitel 4.2.1 gezeigt, von diesem am häufigsten vertreten: Zu fordern ist, was Menschen öffentlich bekunden, und zu kritisieren ist, was diesen Bekundigungen zuwiderläuft. Wenn allerdings die Gesellschaftsmitglieder selbst entscheiden, was als ‚pathologisch‘ an ihrer sozialen Lebensform zu gelten hat, dann heißt das nichts anderes, als daß sich „die Sozialphilosophie als ein theoretischen Unternehmen gewissermaßen selbst auflöst“ (ebd., S. 66-7). Wenn kritische Theorie nichts weiter tun kann als zum Beispiel „die Feministinnen mit ein wenig Munition für ihre speziellen Zwecke auszurüsten“ (Rorty, 2000b, S. 306), dann wird viel Kritikwürdiges übersehen, ja vielleicht werden gar potentiell kritikwürdige Kritikformen durch ihre blinde Übernahme unterstützt (vgl. Kapitel 4.2.1; Honneth, 2003d). Die zweite Kritikmöglichkeit, die im Entwurf einer formalen Anthropologie besteht, habe ich bereits in Kapitel 3 kurz vorgestellt. Sie macht nur Angaben über „die allgemeinen Bedingungen einer ungezwungenen Artikulation menschlicher Lebensideale“ (Honneth, 2000b, S. 68), nicht aber über diese selbst. Bei der dritten Möglichkeit schließlich, die ebenfalls bereits angesprochen wurde, nicht zuletzt weil sie „am ehesten in Einklang mit den Absichten Foucaults steht“ (ebd.), spricht Honneth von einer „hermeneutische(n) Rückbesinnung auf die ethischen Werte, von denen sich die Moderne in ihrem kulturellen Selbstverständnis leiten läßt“ (ebd.). Rosa (1998) ist wohl zuzustimmen, wenn er die zweite und dritte Möglichkeit nicht als alternativ, sondern als komplementär ansieht: „Eine ‚hermeneutische Rückbesinnung‘ auf die konstitutiven Werte einer Epoche, die verbindliche ethisch-politische Urteile für die Kultur dieses Zeitalters ermöglichen soll, (...) bedarf notwendig der Fundierung und Einbettung in einer formalen Anthropologie, welche das Wesen von Individuum und Gesellschaft und ihr Verhältnis zueinander auf eine

Weise bestimmt, die jene Urteile begründet“ (S. 27-8). Etwas einfacher gesagt: Erst auf der Basis einer bestimmt gearteten formalen Anthropologie wird jene ‚hermeneutische Rückbesinnung‘ theoretisch möglich und sinnvoll. Zu dieser Einsicht ist allerdings mittlerweile anscheinend auch Honneth gelangt, wenn er sich in Arbeiten jüngerer Datums (vor allem 2003d) selbst immer stärker der ‚hermeneutischen Rückbesinnung‘ verpflichtet fühlt (vgl. Kapitel 3.3).

Wie sehen aber nun die Kritikansätze auf Basis dieser dritten Möglichkeit konkret aus? Allgemein läßt sich zunächst mit Rosa sagen,

„...daß die Hauptaufgabe kritischer Sozialphilosophie eine *interpretative* ist. Sie besteht in der Interpretation sowohl der sozialen Praktiken und Institutionen einer Gemeinschaft, einschließlich der ihnen innewohnenden impliziten Deutungsmuster, als auch der *expliziten*, etwa in der politischen Rhetorik zutage tretenden Deutungsmuster und der ihnen zugrundeliegenden moralischen Landkarte. Von entscheidender Bedeutung ist dabei die Aufdeckung von Inkonsistenzen vor allem zwischen Theorie und Praxis, aber auch zwischen unterschiedlichen Theorien und zwischen verschiedenen Praktiken in unterschiedlichen gesellschaftlichen Sphären.“ (Rosa, 1998, S. 289)

Rosa geht nun (mit Taylor, 1994) davon aus, daß unsere moderne Identität vor allem von zwei (kulturell entwickelten) Angeboten zur Selbstinterpretation gespeist wird: dem *Naturalismus* und dem *romantischen Expressivismus*. Ersterer bietet dem modernen Menschen ein Selbstkonzept an, dessen Bausteine „die *desengagierte Vernunft*, das *punktförmige Selbst* und eine *atomistisch-individualistische* Gesellschaftsauffassung“ (Rosa, 1998, S. 343) sind, und äußert sich beispielsweise in der zeitgenössischen Konsumgesellschaft. Der romantische Expressivismus hingegen vermittelt ein Bild des Menschen als „Einheit mit der Natur, mit dem Kosmos/Gott und mit der Gemeinschaft“ (ebd., S. 355) und drückt sich heute beispielsweise im Streben nach Selbstverwirklichung aus. Beide Deutungen bzw. Paradigmen sind einerseits vielfach kulturell verobjektiviert und uns somit ‚tief‘ eingeschrieben, andererseits aber geraten sie doch nicht selten in Konflikt, wie sich wohl am besten im Fach Psychologie selbst (als dem Versuch, expressive Vorgänge naturalistisch erklären zu wollen) beobachten läßt. Gesellschaftskritik muß nun dort erfolgen, wo sich das eine Paradigma zu weit in die Domäne des anderen hineinwagt. Hierbei geht es gegenwärtig, so die in der Soziologie wohl wenig umstrittene Zeitdiagnose, um die von Habermas mit dem Begriff der ‚Kolonialisierung der Lebenswelt‘ auf den Punkt gebrachte „unkontrollierte Verselbständigung der instrumentalistischen und atomistischen Vorgaben des *Naturalismus*“ (ebd., S. 550-1; vgl. Kapitel 5.1.2).

Nun gibt es für Rosa allerdings „das entscheidende Problem, daß es (...) keine ‚neutrale‘ oder ‚objektive‘ Artikulation oder Interpretation der kulturellen Selbstdeutungen und der sozialen Realität geben kann“ (ebd., S. 294). Begriffe wie Naturalismus und Expressionismus erscheinen zwar nicht unplausibel, aber nichtsdestotrotz bestehen freilich eine Vielfalt von alternativen, zu diesen querlaufenden Unterscheidungen. Zudem ist auch ungeklärt, wieviel vom einen oder anderen Paradigma in welchem Lebensbereich denn ‚gesund‘ ist für den Menschen, und schließlich erscheint dieses Kritikkonzept durch die schwer zugängliche Begrifflichkeit wenig zur praktischen Anwendung geeignet. All diese Einwände erscheinen mir indes bei Honneths theoretisch und lebensweltlich besser fundierten Idee der *Kritik an Mißachtungsverhältnissen* berücksichtigt zu sein.

Honneth (2000a; 2003d) nämlich weist der formalen Anthropologie sehr viel mehr Gewicht zu als Rosa. Wie in Kapitel 3.3 gesehen, laufen ganz unterschiedliche Theoriestränge bei ihm auf den Anerkennungs begriff zu. Kritik hält er dort für angebracht, wo Menschen Anerkennung vorenthalten wird, die ihnen ‚eigentlich‘ (d.h. gemäß basaler kultureller Normen und Traditionen) zustehen müßte.

„[A]ls Kriterium für das, was als ‚Störung‘ oder Fehlentwicklung des gesellschaftlichen Lebens gelten muß, (...) müssen die intersubjektiven Voraussetzungen der menschlichen Identitätsentwicklung im ganzen herangezogen werden. Solche Voraussetzungen finden sich in den sozialen Kommunikationsformen, in denen der einzelne aufwächst, zu einer sozialen Identität gelangt und sich schließlich als das zugleich gleichberechtigte und einzigartige Mitglied begreifen lernen muß; sind diese Kommunikationsformen nun so beschaffen, daß sie nicht das Maß an Anerkennung bereitstellen, das zur Bewältigung jener verschiedenen Identitätsaufgaben nötig ist, so muß das als Indikator einer Fehlentwicklung einer Gesellschaft gelten.“ (Honneth, 2000a, S. 103)

Ist nicht aber, so könnte man einwenden, Anerkennung etwas zutiefst Privates, etwas, das Menschen sich von Angesicht zu Angesicht entgegenbringen, und mithin vollkommen unabhängig von Gesellschaftsstrukturen? Dieser Einwand vergißt, daß Honneth, wie in Kapitel 3.3 beschrieben, Anerkennung ja gerade *in* den Gesellschaftsstrukturen verortet bzw. institutionalisiert sieht. Anerkennung ist immer intersubjektiver Natur, und jede Handlung – und sei sie noch so ‚privat‘ – impliziert die ‚soziale Währung‘ Anerkennung.

Freilich muß die Anerkennungskomponente einer Handlung nicht vollständig in ihr aufgehen. Zum Beispiel tut ein Faustschlag ‚rein körperlich‘ weh, ist eine Vergewaltigung ‚rein körperlich‘ unangenehm, und ein Leben in Armut bringt ‚rein körperliche‘ Hungergefühle mit sich. Diese Erfahrungen sind jedoch für die kritische

Forschung nicht sonderlich interessant, da sie – eben weil sie sich körpernah vollziehen – interindividuell sehr konstant und zudem von außen recht leicht erschließbar sind: Daß Schläge oder Fußtritte wehtun, muß kritische Forschung nicht erst herausfinden; die Gesellschaft berücksichtigt diese Erkenntnis bereits in ihrer Rechtsordnung. Daß die Verletzung von Anerkennungserwartungen auch ‚wehtut‘, wird hingegen nur teilweise in der Rechtsordnung berücksichtigt, so etwa im Falle der ‚öffentlichen Verunglimpfung‘ oder der ‚Vergewaltigung‘. Diese Anerkennungskomponente einer Handlung, die ebenfalls, ja vielleicht noch in viel größerem Ausmaß Leid verursachen kann, ist in unserem alltäglichen Handeln *implizit* stets gegenwärtig: Von einem Tier geschlagen zu werden, bereitet rein körperlichen Schmerz; von einem geistig behinderten Kind geschlagen zu werden, bereitet nur wenig Mißachtungsgefühle; von einem Mitmenschen, womöglich einem Vertrauten, geschlagen zu werden, führt dagegen zu starken Mißachtungsgefühlen, vielleicht gar einem ‚Trauma‘. Ebenso dürfte die Vergewaltigung durch einen Menschenaffen einer Frau nicht so sehr zum Schaden gereichen wie durch einen Menschen; und ob man sich in einer bestimmten Situation ‚sexuell belästigt‘ fühlt, hängt nicht wenig davon ab, gemäß welcher kultureller Vorstellungen über Sexualität (z.B. ‚männliche‘ oder ‚weibliche‘) man sozialisiert worden ist, d.h. ob man seine Sexualität überhaupt als ‚belästigbar‘ ansieht.

Wie an diesen Beispielen deutlich wird, ist diese Art Leiden intersubjektiv zugänglich, d.h. es ist für die Forschung besonders gut geeignet, eben weil es nur ‚in Beziehungen‘ auftaucht.³⁸ Ebenfalls ist offensichtlich, daß es von kulturellen Kontexten abhängig ist, d.h. eine im Islam aufgewachsene Frau wird eine Vergewaltigung besser verkraften können, weil sie gar nicht die Erwartung aufgebaut hat, in ihrer Sexualität anerkannt zu werden. Gefühle des Mißachtetwerdens sind immer nur innerhalb einer Kultur möglich, weil es sich um Gefühle handelt, die von kulturell konstituierten Erwartungen (bzw. deren Enttäuschung) abhängig sind. Wie man an den Beispielen sieht, verläuft dieser ‚Attributionsprozeß‘ (das Beziehen von Handlungen auf ‚sich als Person‘) interindividuell äußerst variabel – jedenfalls insoweit, als er ja von den kulturell vorgegebenen Positionen (z.B. Mann vs. Frau) abhängt.

³⁸ Diese Eigenschaft ist auch für die Behandlung psychischer Probleme bedeutsam (vgl. Kapitel 6). Während die Mainstream-Psychologie die Traurigkeit eines Menschen als schwer ergründlichen Defekt seines psychischen Apparats deutet, geht diese Konzeption davon aus, daß sich in der Traurigkeit die Mißachtung durch die soziale Umwelt des Betroffenen (d.h. die Enttäuschung kulturell hervorgebrachter Erwartungen) äußert.

Kritik muß nun also aufzeigen, wo die kulturell konstituierten Anerkennungserwartungen nicht eingehalten werden, oder, um es im soziologischen Jargon auszudrücken: wo das ‚Projekt Moderne‘ noch nicht vollendet ist. Bis hierhin sind allerdings, ähnlich wie bei Rosa, keine Kriterien ersichtlich, nach denen Anerkennung eingefordert werden kann. Verdient beispielsweise ein Neonazi unsere Achtung, wenn er sich als ‚Arier‘ identifiziert und für ein judenfreies Deutschland kämpft? Oder hat nicht gerade er keinen Grund, Anerkennung einzufordern? Honneth (2003d) schlägt als Kriterien für berechnigte Anerkennungsfordernngen bzw. für den „moralischen Fortschritt“ (ebd., S. 218) einer Gesellschaft *soziale Inklusion* und *Individualisierung*³⁹ vor, d.h. einerseits die Anzahl der Gesellschaftsmitglieder, die in die Anerkennungsbeziehungen einbezogen werden, und andererseits die Anzahl derjenigen Persönlichkeitsanteile, die in einer Anerkennungsordnung artikulierbar sind. Zu kritisieren ist eine konkrete Anerkennungsordnung also beispielsweise dann, wenn soziale Wertschätzung bestimmten gesellschaftlichen Teilgruppen verwehrt wird (Kriterium: soziale Inklusion) oder wenn die Idee bestimmter Grundrechte zwar kulturell verankert ist, quasi ‚auf dem Papier‘ steht, aber praktisch nicht umgesetzt wird (Kriterium: Individualisierung). Damit ist vorerst nur noch offen, wie kulturalistische Kritik methodisch vorzugehen hat:

„Die Frage, wie es um das Anerkennungsgefüge einer bestimmten Gesellschaft bestellt ist, kann nun nur durch Untersuchungen beantwortet werden, die sich mit dem empirischen Zustand beschäftigen, in dem sich die institutionellen Verkörperungen dieser drei Anerkennungsmuster jeweils befinden. Für unsere Gesellschaft würde das also Studien verlangen zu Sozialisationspraktiken, Familienformen und Freundschaftsverhältnissen einerseits, zweitens zum Inhalt und zur Anwendungskultur des positivierten Rechts und schließlich zu den faktischen Mustern der sozialen Wertschätzung. Im Hinblick auf diese letzte Anerkennungsdimension läßt sich (...) unter Berücksichtigung vergleichbarer Untersuchungen mit ziemlicher Sicherheit (...) behaupten, daß sich die soziale Wertschätzung einer Person weitgehend daran bemißt, welchen Beitrag sie in Form einer formal organisierten Arbeit für die Gesellschaft erbringt.“ (Honneth, 2000a, S. 104)

Wenn hier von ‚Sozialisationspraktiken‘, rechtlicher ‚Anwendungskultur‘ und ‚faktischen Mustern der sozialen Wertschätzung‘ die Rede ist, ist klar, daß sich die von Honneth geforderten empirischen Studien nicht auf sozialstatistische oder institutionsanalytische Erhebungen beschränken können. Mißachtung ist zwar ein *gesamtgesellschaftlich* geprägtes Phänomen, vollzieht sich aber in *alltäglichen* Kommunikationen zwischen Menschen, oft sogar ‚zwischen den Zeilen‘. Inwieweit der Sozialkonstruktivismus

³⁹ Meiner Ansicht nach paßt hier der Begriff ‚Individuierung‘ (oder ‚Individuation‘) deutlich besser. Den Individualisierungsbegriff verwende ich in seiner soziologischen Bedeutung (vgl. Kapitel 5.1.2 und 6.2).

diesen schwierigen Weg der Anerkennungstheorie ‚in die Praxis‘ erleichtern kann, soll in Kapitel 5.2 besprochen werden. Die ebenfalls im Zitat angesprochene besondere Wichtigkeit der Berufsposition in der Anerkennungsordnung unserer Gesellschaft hingegen leitet zur Frage nach Themen kulturalistischer Kritik über.

5.1.2 Anwendungsmöglichkeiten kulturalistischer Gesellschaftskritik

In welchen Bereichen kann die eben vorgestellte Art von Kritik fruchtbar angewandt werden? Wie nicht überraschen dürfte, kann man die sich bietenden Kritikmöglichkeiten in drei Kategorien einordnen, die den Anerkennungssphären unserer Gesellschaft entsprechen: Kritisiert werden kann die Vorenthaltung von Anerkennung in jeder dieser Sphären, d.h. hinsichtlich Liebe, Recht und sozialer Wertschätzung. Weil diese Sphären sehr eng miteinander verwandt sind, kann es, wie am letzten der nun folgenden Beispiele deutlich werden wird, freilich auch vorkommen, daß ein zu kritisierender Sachverhalt mehr als eine Sphäre betrifft, d.h. gleich in zweierlei oder dreierlei Hinsicht zur Vorenthaltung zugesicherter Anerkennung führt.

Als erstes stellt sich also die Frage, welche Diskurse und Praktiken unserer Gesellschaft eigen sind, die die Realisierung von *Liebe*, d.h. der gegenseitigen emotionalen Zuwendung zwischen Menschen, erschweren. Honneth (2003d) selbst spricht in diesem Zusammenhang von „Rollenklischees, Stereotype(n) und kulturellen Zuschreibungen (...), die der Möglichkeit einer wechselseitigen Anpassung an die Bedürfnisse des Anderen strukturell im Wege stehen“ (S. 222). Obwohl er es bei dieser kurzen Andeutung beläßt, fällt es nicht schwer, konkrete Beispiele zu finden. Wo Menschen über Massenmedien und der dortigen Werbung vermittelt wird, wie sie auszusehen und sich zu kleiden haben, um attraktiv, ja im wahrsten Sinne des Wortes lebenswert zu sein, da wird Liebe unwahrscheinlicher. Denn als Mann muß man ja demnach alle Frauen mit kleinen Brüsten oder dickem Bauch verschmähen, als Frau alle Männer mit Hühnerbrust oder geringer Körpergröße. So kommt es selten vor, daß ein potentieller Partner mal nicht ‚eine Nummer zu groß für mich‘ oder ‚keine gute Partie‘ ist – so daß man lieber Single bleibt. Nicht minder liebesfeindlich sind freilich die vielfältigen beruflichen Zuschreibungen zwischen den Geschlechtern. Beruflich erfolglose oder arbeitslose Männer werden heranwachsenden Generationen als ebenso wenig lebenswert vermittelt wie beruflich ehrgeizige Frauen. Als drittes Beispiel neben Schönheits- und Berufsrollendiskurs mag noch der psychologische Diskurs

dienen. Je mehr nämlich Liebe – etwa durch Soziobiologie und Gehirnforschung – zu etwas Berechenbarem naturalisiert und rationalisiert wird, um so mehr verliert sie ihre eigentliche expressionistische Qualität und wird ein Ding der Unmöglichkeit, ein Widerspruch in sich selbst (Strasser, 2001; vgl. Kapitel 5.1.1). Diese drei Beispiele betreffen jeweils nur *partnerschaftliche* Liebe; Hinweise zu ähnlichen Kritikpunkten hinsichtlich elterlicher Liebe finden sich bei Beck und Beck-Gernsheim (1990).

Alle erwähnten Beispiele sind zwar einerseits – so hoffe ich wenigstens – plausibel, andererseits aber nicht leicht belegbar. Es handelt sich nicht um unmittelbar einsichtige, interindividuell leicht zugängliche Tatsachen, sondern um Denk- und Sprechgewohnheiten, um Diskurse, von denen jeweilige Kostproben erst genau dokumentiert und analysiert werden müssen, um die Kritik legitimieren zu können (vgl. Kapitel 5.2). Diese Eigenschaft unterscheidet die Sphäre des *Rechts* von den anderen beiden: Was Recht ist, ist per definitionem explizit und bedarf nicht diskursanalytischer Aufdeckung (höchstens dessen ‚Anwendungskultur‘, vgl. Kapitel 5.1.1), weswegen ich mir Beispiele zu dieser Sphäre spare (vgl. Honneth, 1992).

Die dritte Sphäre hingegen, die Honneth oft als ‚soziale Wertschätzung‘, zuweilen auch als ‚Solidarität‘ bezeichnet, besitzt sicherlich das größte Potential für sozialkonstruktivistisch unterfütterte Gesellschaftskritik. Wie eine Vielzahl soziologischer Studien gezeigt hat, von denen die bekannteste wohl Bourdieus „Die feinen Unterschiede“ (1982) sein dürfte, läßt sich die soziale Wertschätzung, das ‚Prestige‘ eines Menschen nicht 1:1 aus einem festen Satz von Kriterien wie Beruf oder Einkommen ableiten, sondern wird im sozialen Interaktionsprozeß ausgehandelt. Die Stellung eines Menschen im Wertschätzungsgefüge seiner Gesellschaft muß demnach weniger sozialstatistisch (über- vs. unterdurchschnittliches Einkommen etc.) als diskursanalytisch erforscht und kritisiert werden. Wie aber, so muß zuallererst gefragt werden, kann diese Stellung überhaupt sinnvoll *kritisiert* werden? Sie wird ja, wie in Kapitel 3.3 bereits erläutert, durch die individuelle Leistung des einzelnen für die Gemeinschaft definiert. Ist sie somit nicht allein von der individuellen Einschätzung dieser Leistung der Gesellschaftsmitglieder abhängig? Dieser Einwand griffe nur, wenn klar wäre, was unter ‚Leistung‘ verstanden werden soll. Daß dies aber keineswegs der Fall ist, macht Honneth (2003d) paradigmatisch am Beispiel der Hausarbeit deutlich:

„[D]ie ganze Art der Leistungsbewertung [ist] von vornherein auch von übergreifenden Deutungshorizonten beeinflusst, die ihren Ursprung (...) in weit zurückreichenden Weltbildern haben (...). Hier spielen insbesondere naturalistische Vorstellungskomplexe eine große Rolle, durch die sozialen Teilgruppen ‚essentialistisch‘ bestimmte Kollektiveigenschaften zugeschrie-

ben werden, so daß deren praktische Umsetzung nicht als ‚Leistung‘ oder ‚Arbeit‘, sondern bloß als Verwirklichung einer ‚angeborenen‘ Natur angesehen werden muß: Die Tätigkeit der Hausfrau oder Mutter gilt im sozialontologischen Horizont dieses Naturalismus keinesfalls als ‚produktiver‘ Beitrag zur gesellschaftlichen Reproduktion, der irgendeine Form der sozialen Wertschätzung rechtfertigen würde...“ (Honneth, 2003d, S. 174-5)

Die Einsicht, daß „Erwerbsarbeit (...) nur ein kulturelles Konstrukt“ (Kocka, 2000, Titel) ist, ist für sich genommen nicht unbedingt neu und wohl auch unter Frauen recht verbreitet (vgl. Beck, 1990). Strategien, wie man den geschilderten Benachteiligungen entgegenwirken könnte, legt sie keineswegs schon nahe. Auch die rechtliche Gleichstellung von Hausarbeit mit Erwerbsarbeit würde wohl nicht ausreichen, um die für die Gesellschaft so wichtigen Tätigkeiten der Fortpflanzung und Kindererziehung Männern und Frauen wieder schmackhaft zu machen.

„Erziehungsurlaub? ‚Vergiss es. Es wirkt ja regelrecht uncool, wenn man nicht schnellstmöglich wieder arbeiten geht.‘ Mittlerweile fragt sich Birge Funke, ob die Erwartung, Kind und Karriere unbedingt unter einen Hut zu kriegen, tatsächlich ihre eigene war. ‚Ist das nicht auch etwas, was von außen suggeriert wird?‘, fragt sie.“ (Bittner, 2004, S. 8)

Gefragt ist wohl vielmehr nach einer radikalen Dekonstruktion all jener Vorstellungen und Klischees, die gegenwärtig die Arbeit ‚im Job‘ gegenüber der Arbeit ‚am Kind‘ hinsichtlich Erfüllung, Abwechslung und Interessantheit überlegen erscheinen lassen. Wenn nämlich Hausarbeit als erfüllende und wertvolle Tätigkeit, eben als ‚Arbeit‘ rehabilitiert würde, gäbe es insgesamt wieder mehr Arbeit zu verteilen, die Anzahl der Kinder, die von ihren Eltern aufgrund beruflicher Überlastung vernachlässigt werden, würde sich verringern, und vielleicht würde sich sogar die absolute Anzahl von Kindern erhöhen. Vermieden würde der paradoxe Effekt der Arbeitsgesellschaft, daß im Zuge der Professionalisierung der Erziehung (zugespitzt formuliert) fast mehr Frauen und Männer als Tagesmütter und -väter oder Erzieher(innen) fremde Kinder betreuen, als Hausmänner und -frauen die eigenen – nur damit ein jeder ‚einen Job vorweisen‘ kann. Freilich müßte sorgsam darauf geachtet werden, daß diese Maßnahme nicht einseitig die traditionelle Rollenverteilung zwischen Mann und Frau wieder heraufbeschwört; die Anerkennungspraktiken einer Gesellschaft sollten eben so beschaffen sein, daß – für beide Geschlechter – *weder* ein Zwang in Richtung Beruf *noch* in Richtung Erziehungsarbeit vorhanden ist, sondern daß *beide* Entscheidungen (inklusive Kompromißlösungen) Wertschätzung genießen.

Wie soll aber dieses Ziel erreicht werden? In diesem speziellen Fall dürfte die aussichtsreichste Strategie sein, die erwähnten Mißachtungspraktiken zu thematisieren und ihre Unbegründetheit zu belegen: Häufig vorgebrachte Argumente etwa, nur im

Beruf sei man ‚unabhängig‘, nur hier habe man Teil am sozialen Leben und nur hier sei man ‚etwas wert‘, sind eben keine Vorzüge einer Erwerbsarbeit an sich, sondern ergeben sich direkt aus den Mißachtungspraktiken, die Hausarbeitenden entgegengebracht werden: die fehlende Entlohnung, fehlende soziale Institutionen und Gewohnheiten, die die Isolation Hausarbeitender verhindern könnten, und vieles mehr. Würden diese Mißachtungspraktiken verschwinden, könnten sich viele Männer und Frauen leichteren Herzens für Hausarbeit und gegen einen (oft noch deutlich monotoneren) Job entscheiden.⁴⁰

War bei der Definition des Leistungsbegriffes eher die soziale Inklusion der Maßstab der Kritik, geht es im folgenden Beispiel um Individuierung als anderen möglichen Maßstab, d.h. kritisiert wird nicht die Ausgrenzung einer bestimmten sozialen Teilgruppe aus dem Anerkennungsgefüge, sondern die Mißachtung eines bestimmten Persönlichkeitsanteils bzw. Bedürfnisses, die potentiell alle Gesellschaftsmitglieder betrifft. Gegenstand der Kritik ist dann, grob formuliert, die zunehmende Einengung menschlichen Lebens auf Arbeit und Konsum im Zuge der gegenwärtigen gesellschaftlichen Transformationen. Demnach werden den Menschen einerseits von neoliberaler Wirtschaftsdeologie und andererseits von stetig wachsender Erlebnis- und Unterhaltungsindustrie Sinnangebote gemacht, die eine selbstbestimmte Identitätsfindung behindern. Erstere nämlich veranlaßt die Arbeitnehmer zur Selbstverwirklichung im Job bei gleichzeitiger Vorwegnahme deren Ziels (welches nämlich dem des Unternehmens entspricht); letztere stellt – quasi komplementär dazu – zwar verschiedene Angebote der Sinnfindung zur Auswahl, gibt den Weg dorthin aber im Zuge von Massenabfertigung vor (Beck, 1986; Bröckling, Krasmann, & Lemke, 2000; Honneth, 2002; Keupp, 2002; Schulze, 1993; Sennett, 1998). Auf beide Kritikpunkte müßte freilich weitaus detaillierter eingegangen werden; da hierzu aber mittlerweile eine so große Fülle von Literatur vorliegt (die unter Stichworten wie ‚Kolonialisierung

⁴⁰ Die Aktualität und Dringlichkeit dieser Thematik in der Öffentlichkeit ist unübersehbar. Erst kürzlich wieder hat die Wochenzeitschrift *Die Zeit* (20/2004) dem Themenkreis ‚Frauen zwischen Beruf und Familie‘ einen mehrseitigen Sonderteil gewidmet. Die Beiträge zeigen auf vielfältige Weise, wie sehr Menschen zur Zeit ihr Handeln in Termini der Anerkennung reflektieren. „Wer will behaupten, dass ich weniger leiste oder gar ein unerfüllteres Leben führe, wenn ich den Alltag eines Kindes organisiere und versuche, es zu einem verantwortungsvollen Menschen zu erziehen, als wenn ich in irgendeiner Bank mit Aktien handle? (...) Schwieriger, als das Muttersein erfüllend zu finden, war es, dieses Gefühl vor sich und der Welt zu vertreten“ (Sußeback, 2004, S. 58). Die Chance, Gehör zu finden, ist für Kritik auf Basis von Anerkennung zur Zeit also nicht eben schlecht. – Interessanterweise wird in den erwähnten Texten auch die zeitliche Dynamik von Anerkennungspraktiken deutlich: Bereits ausgiebig diskutiert wird die Mißachtung kinderloser Paare im Zuge der demographischen Entwicklung, also eines sehr jungen gesellschaftlichen Problems in Deutschland.

der Lebenswelt', ‚Subjektivierung der Arbeit', ‚Individualisierung' oder ‚Erlebnisgesellschaft' läuft), daß man jene Inhalte schon beinahe als soziologisches Allgemeinwissen bezeichnen kann, vermeide ich aus Platzgründen hier längere Erläuterungen und begnüge mich mit drei Zitaten, die den – meiner Meinung nach wichtigeren – erstgenannten Themenkomplex prägnant zusammenfassen:

„Das System strahlt Gleichgültigkeit aus. Es tut dies bei den Ergebnissen menschlichen Strebens ebenso wie auf den Märkten des Alles oder Nichts, wo es kaum noch eine Verbindung zwischen Risiko und Belohnung gibt. Der Gewinner bekommt alles. Es strahlt in der Organisation der Wirtschaft Gleichgültigkeit aus, wo das Fehlen von Vertrauen keine Rolle mehr spielt, wo Menschen behandelt werden, als wären sie problemlos ersetzbar oder überflüssig. Solche Praktiken vermindern für alle sichtbar und brutal das Gefühl persönlicher Bedeutung, das Gefühl, für andere notwendig zu sein.“ (Sennett, 1998, S. 201)

„‚Arbeiterautonomie', noch in den sechziger und siebziger Jahren eine klassenkämpferische Parole (...), hat den Rauch des Subversiven eingeüßt und ist zum Rationalisierungsinstrument mutiert – freilich nicht ohne die geforderte Selbstbestimmung auf die Verinnerlichung jener Marktmechanismen zu verengen, deren Herrschaft der Kampf um Autonomie einmal brechen sollte.“ (Bröckling, 2000, S. 142)

„So entsteht im Laufe von nur zwei Jahrzehnten ein neues Anspruchssystem, das es erlaubt, die Beschäftigung von der überzeugenden Präsentation eines Willens zur Selbstverwirklichung in der Arbeit abhängig zu machen; und diese Verkehrung schafft wiederum den legitimatorischen Spielraum, um Deregulierungsmaßnahmen zu rechtfertigen (...). [Die Angestellten] müssen um ihrer zukünftigen Beschäftigungschancen willen ihre eigene Berufsbiographie fiktiv nach dem Muster der Selbstverwirklichung organisieren, obwohl weitgehend doch nur der Wunsch nach sozialer und ökonomischer Sicherheit bestehen dürfte (...). Es ist wohl nicht gänzlich falsch, in den damit angedeuteten Prozessen die Tendenz angelegt zu sehen, die gewachsenen Ansprüche auf Selbstverwirklichung in eine Produktivkraft der kapitalistischen Wirtschaft zu verwandeln.“ (Honneth, 2002, S. 153-4)

Wenn Menschen gezwungen werden, sich mit ihrem Job zu identifizieren und für ihn zu leben (etwa in Form räumlicher Mobilität), dann schrumpfen sie zusammen auf eine Karrieremarionette, die sich ganz an die Ansprüche der Arbeitswelt anpaßt (etwa was den im Lebenslauf betrifft). So konstatiert Bittner (2004) nüchtern: „Wer am Ende des dritten Lebensjahrzehnts nicht im Wartesaal des Arbeitsamtes sitzen will, muss hart an sich gearbeitet haben. Da dürfen Beziehungen nicht zusätzlich Kraft kosten“ (S. 8). Die einzige Form der Anerkennung für einen Arbeitsmenschen ist die soziale Wertschätzung – und selbst diese ist knapp: Die Gefahr, arbeitslos zu werden, ist hoch, und durch häufigen Jobwechsel ist die Aussicht auf eine stabile Identität, auf gesicherte Anerkennung ohnehin sehr gering (vgl. Keupp, 2002; Strasser, 2001).

Während die Kritik am neoliberalen Menschen bislang zumeist unsystematisch und argumentativ dürftig ausfällt, besteht meines Erachtens in der in Kapitel 5.1.2 vorgestellten Kritikkonzeption eine ausgefeiltere Alternative, die psychologische und soziologische Argumente fruchtbar zu verbinden weiß. Im folgenden werde ich die Anwendbarkeit jener Kritikkonzeption genauer untersuchen. Hier ging es mir nur

darum zu zeigen, daß für diese Art von Kritik in der gegenwärtigen gesellschaftlichen Situation ein großer Bedarf besteht (Strasser 2001).⁴¹

5.2 Methodische Vorgehensweisen

In diesem Abschnitt will ich nun endlich aufzeigen, wie sich sozialkonstruktivistische Denkweisen konkret auf das Anwendungsfeld der Gesellschaftskritik übertragen lassen. Bis hierhin ist ja höchstens in Ansätzen deutlich geworden, weshalb es Sinn machen könnte, kulturalistisch orientierter Gesellschaftskritik eine mikrosoziologische Unterfütterung sozialkonstruktivistischen Zuschnitts zu geben.

5.2.1 Grundlegende Entscheidungen

Zunächst sind hier wohl einige terminologische Klärungen vonnöten. Da ich im ersten Teil den Sozialkonstruktivismus selbst als eine Art des Kulturalismus vorgestellt habe, erscheint die Erkenntnis, eine sozialkonstruktivistische Form kulturalistischer Kritik sei möglich, wenig überraschend. Wenn ich in Kapitel 3 Rosa und Honneth als (implizite) Sozialkonstruktivisten vorstelle, so entspringt dies einer Auffassung, die Mackenzie (1998) in ähnlicher Form folgendermaßen expliziert: „The central epistemological commitment of a putative social constructionist interpretive political theory is to the idea of social construction itself. The shared understandings that interpretive political theorists interpret are, from this perspective, considered to be constructed during a social process, rather than emerging from some mysterious singularity“ (S. 215). Ich muß mein Anliegen für diesen Abschnitt daher etwas konkretisieren: Nachdem die Fragen, wie sozialkonstruktivistische bzw. kulturalistische Gesellschaftskritik theoretisch möglich ist und welche Sachverhalte ihr Gegenstand sein könnten, hinreichend geklärt sind, besteht nun noch das Problem,

⁴¹ Man denke nur an die Diskussion über die Wahl des Bundespräsidenten im Frühjahr 2004. Die Nominierung Horst Köhlers veranlaßte nicht nur globalisierungskritische Bewegungen, sondern auch Intellektuelle wie Jürgen Habermas (der nicht gerade argumentativer Schnellschüsse verdächtig ist) zu erstaunlich scharfer öffentlich geäußelter Kritik: „das *dislozierte*, an falscher Stelle angewendete wirtschaftliche Denken, das die nicht in Geld zu messenden Leistungen – ob nun in Psychiatrien und Kindergärten oder in Universitäten und Verlagen – den schlichten Maßstäben McKinseys unterwirft, ist zum gesellschaftlich wirksamen Kategorienfehler geworden. Der eigentliche Skandal besteht darin, dass die Westerwelles nun auch noch mit einem passend zurechtgestutzten Image des Bundespräsidenten für eine Politik werben möchten, die zentrale gesellschaftliche Bereiche einer Regulierung durch den Markt überlässt – und damit aus ihrer eigenen, demokratisch kontrollierten Verantwortung herausnimmt“ (Habermas, 2004, S. 21).

wie sich diese Kritik *empirisch* rechtfertigen kann, oder, anders formuliert, welche *Methoden* ihr zur Verfügung stehen, um die in Kapitel 5.1.2 hypothetisch formulierten Kritikgegenstände hinreichend valide einzufangen.

Während auf vielfältige Weise versucht wurde, sozialkonstruktivistische Methoden für *postmoderne* Kritik fruchtbar zu machen (vgl. Kapitel 4.2.1), ist Mackenzie meines Wissens nach der einzige⁴² Forscher, der den von mir anvisierten Brückenschlag hin zu *kulturalistischer* („interpretive“) Kritik in ähnlicher Form ins Auge faßt:

„While new in political theory, empirical adequacy is not alien to other fields in the human sciences. It is especially strong among the many kinds of human scientists who would be ‘interpreters of culture’. As Clifford Geertz has put it, such writers face the rhetorical task of convincing their readers that they have ‘been there’ (...) and reported faithfully the shared understandings of the natives. If Rawls and Walzer, or MacIntyre, Taylor and Rorty, for that matter, are to persuade us that they are faithfully interpreting our shared understandings they must (...) persuade us that they have been penetrated by ‘our’ form of life as it is actually, mundanely lived. The trouble is that, for the most part, interpretive political theorists give the impression that they have never left their libraries. (...) One of the best resources available to interpretive political theorists for this purpose is, I believe, the local, empirical, social constructionist historicism...” (Mackenzie, 1998, S. 214)

Auf meinen Kontext übertragen heißt das: Sozialkonstruktivistische Methoden werden gebraucht, weil die Anerkennungstheorie – anders als z.B. die marxistische Theorie – Ungleichheit nicht in objektiven Klassenmerkmalen (Besitz, Einkommen etc.) lokalisiert, die jeder Soziologe problemlos erheben kann, sondern in Diskursen. In diesen Diskursen liegt Anerkennung nicht offen zutage (außer in den seltenen Fällen, wo sie – etwa in Begriffen wie ‚respektieren‘, ‚tolerieren‘ oder aber ‚dissen‘ – direkt thematisiert wird), sondern ist immer ‚kodiert‘ durch Handlungen, die zu dekodieren bzw. interpretieren der Forscher potentiell in der Lage ist, weil dies ja auch beim Empfänger gewöhnlich der Fall sein sollte (vgl. Kapitel 3.5). Die Aufgabe sozialkonstruktivistischer Empirie liegt dann darin, den Menschen die abstrakte Zentralkategorie der Anerkennung im Alltagsleben auffindbar und ihr Wirken einsichtig zu machen. Dahinter liegt die Annahme, daß Menschen im Alltag eben nur intuitiv erahnen, nur als ‚diffuse Erfahrung‘ (Steinhardt, 2003; vgl. Kapitel 4.2.1) wahrnehmen, wie sich

⁴² Auch Straub (1999a) könnte hier genannt werden, wenn er plädiert „für eine Verbindung zweier Problemkreise: nämlich der epistemologischen und methodologischen Problematik des Sinnverstehens, wie es sich in allen vergleichenden Interpretationswissenschaften stellt, mit der soziokulturellen – ethischen, moralischen und politischen – Problematik der Anerkennung von anderen“ (S. 330). Für ihn hat jedoch, wie sich an zitiert Stelle weiter zeigt, Anerkennung nicht die weite Bedeutung, die ihr Honneth zuweist. Es geht eben nicht darum, das gesamte soziale Leben in Begriffen der Anerkennung zu analysieren, sondern einzig um die Anerkennung „anderer, fremder Welten“ (ebd., S. 331), also um das konkrete Miteinander soziokultureller Gruppierungen (paradigmatisch den Multikulturalismus). Mehr zu diesen unterschiedlichen Anerkennungsbegriffen findet man bei Fraser und Honneth (2003a).

Anerkennung und Mißachtung zutragen und welche Auswirkungen sie haben, dies aber nur schwer explizit in Worte fassen und somit auch kaum kritisieren können.⁴³

⁴³ Daß dennoch der Anerkennungsbegriff in der öffentlichen Diskussion zuletzt gehäuft auftritt, ja ein „Schlüsselbegriff unserer Zeit“ (Fraser & Honneth, 2003b, S. 7) ist, spricht wohl nur teilweise für eine Bewußtmachung dieser Vorgänge, mehr aber für die Dringlichkeit des Themas gerade in der individualisierten Gesellschaft, in der Anerkennung ein knappes Gut ist. Ich habe einige Wochen lang die Wochenzeitschrift *Die Zeit* auf die Anerkennungsthematik hin gelesen und wurde massenhaft fündig:

- „Wahrgenommen werden, das wünschen sich viele. Fast alle Studenten, die man fragt, was sie vom Studium erwarten, bringen das Recht auf Anerkennung zur Sprache, jeder auf seine Weise. ‚Ohne Anerkennung kann man nicht studieren‘, sagt der Hamburger Geschichtsstudent Christian Unger. Und Antje Ebersbach (...) berichtet, wie sie ihr Universitätsstudium aufgab, weil es an der Uni an Orientierung und Anerkennung mangelte. ‚Da fehlte die Motivation, sich durchzukämpfen.‘“ (Nr. 48/2003, S. 32)

- „zeit: Wenn Sie drei einen Wunsch frei hätten, dessen Realisierung nichts kostet, was wüssten Sie sich? – von der Heide: Die Arbeit der Lehrerinnen und Lehrer gehört mehr wertgeschätzt. Wie das zu erreichen ist, weiß ich leider nicht.“ (Nr. 50/2003, S. 34)

- „Im Jahr 2002 konnten wir zeigen, wie folgenreich soziale Desintegration ist. Dazu gehören nicht nur Erfahrungen eines (...) Ausschlusses vom Arbeitsmarkt, von politischer Einflusslosigkeit und von instabilen sozialen Einbindungen. Relevant sind vor allem die Ängste vor Anerkennungsverlusten: im Beruf, als politischer Bürger oder im privaten Umfeld. Je negativer diese individuellen Anerkennungsbilanzen ausfallen, desto weniger sind Menschen bereit, ihrerseits die Gleichwertigkeit und Unversehrtheit von anderen, also der schwachen Gruppen, anzuerkennen. Abwertung, Ausgrenzung und diskriminierendes Verhalten dienen dann dazu, die eigene – scheinbare – Überlegenheit und Macht zu bewahren. Die eigene Integrations- und Anerkennungsbilanz wird so scheinbar verbessert.“ (Nr. 51/2003, S. 19)

- „Bewerbt ihr euch denn auch regelmäßig?“, erkundigen sich Freunde. Claudia und Thomas können diese Fragen nicht mehr hören. Thomas meint: ‚Die anderen, die Arbeit haben, glauben insgeheim, dass mit uns etwas nicht stimmen kann. Die ängstigen sich vor den dunklen Seiten des Lebens und machen an einem bestimmten Punkt zu.‘ (...) ‚Exklusion‘ nennen Forscher diese Erfahrungen. Ausschluss aus der sozialen Gemeinschaft. ‚Arbeit ist mehr als nur Arbeit‘, urteilt der französische Soziologe Robert Castel, ‚und damit ist Nichtarbeit auch mehr als nur Arbeitslosigkeit.‘ Nichtarbeit heißt Statusverlust und Vereinzelung, weil man in Deutschland nur ‚drin‘ ist, wenn man Arbeit hat, und ohne die ist man ‚draußen‘. Dass sich das Ideal von der Arbeitsgesellschaft in den Köpfen der Bürger einmal auflösen würde, wie Sozialwissenschaftler vor zwanzig Jahren vorhersagten, war ein gewaltiger Irrtum. Wer arbeitslos ist, fühlt sich von Menschen umzingelt, die eine Stelle haben.“ (Nr. 7/2004, S. 30)

- „Dabei hat die Art des Unterrichts viel damit zu tun, ob Schüler lernen, respektvoll miteinander und mit den Lehrern umzugehen. Ein Unterricht, in dem Lehrer und Schüler kooperieren, eröffne nun einmal mehr Gelegenheiten für gegenseitige Achtung und Anerkennung als ‚ein Frontalunterricht, in dem es die Rolle des Lehrers ist, zu fragen, und die Rolle des Schülers, zu antworten‘, sagt der Berliner Bildungsforscher Wolfgang Edelstein.“ (Nr. 37/2003, S. 39)

- „Immerhin legt das neue Innenministerium unter amerikanischer Anleitung 180 Dollar pro Monat in den Gehaltsumschlag, das ist neunmal mehr als unter Saddam Hussein. Und trotzdem ist Sabah unzufrieden. ‚Zwei Mal war ich verletzt und habe keine Kompensation bekommen, keine Auszeichnung, nicht ein lumpiges Wort der Anerkennung.‘ (...) Die Anschläge zerren an den Nerven. Aber Sabahs wahres Leiden heißt: Mangel an Achtung. Was waren das für Zeiten, als Saddam jeden Taschendieb wegsperren ließ und jedermann mit angemessener Ehrfurcht zu den Polizisten aufschaute. Wenn sie einen besonders schlimmen Finger verhaftet hatten, gab es ein Belohnungsgeld, nicht mehr als 50 Dollar, aber dafür mit viel Blasmusik. ‚Heute‘, beschwert sich Sabah, ‚gibt es keine Autorität, kein Gesetz und keinen Respekt.‘“ (Nr. 45/2003, S. 4)

- „Der Rentner Hans Signer hingegen, Erster Vorsitzender des Stuttgarter Seniorenschutzbundes, kann ein bisschen genauer sagen, was er will, er hat sich extra vorbereitet. Erstens: Mehr Anerkennung für die ehrenamtliche Tätigkeit der Rentner. Zweitens: Mehr Dankbarkeit für ältere Menschen, die dieses Land aufgebaut haben. Und drittens: Wenn die Rentner mehr zahlen sollen, dann bitte auch die Beamten.“ (Nr. 51/2003, S. 52)

- „Aber was macht einen Filmpreis so bedeutsam? Werner Schifffauer (...) glaubt, dass die kulturelle Symbolik von der deutschen Mehrheitsgesellschaft und von der politischen Elite sträflich unterschätzt wird: ‚Wir machen uns keinen Begriff davon, wie stark bei den in Deutschland lebenden Türken der Wunsch nach Anerkennung ist. Wir Deutschen sind da viel zu nüchtern. Ein Satz des Bundeskanzlers (...) auf Türkisch an die Immigranten – das hätte eine ungeheure Wirkung.‘“ (Nr. 10/2004, S. 3)

Anerkennung wäre als Selbstzweck einer Handlung in gewisser Weise auch ein Widerspruch in sich: Einer Diskussionspartnerin bezeugt man nicht seine Achtung, indem man diese explizit in Worte faßt (dies könnte im Gegenteil eher als rhetorischer Kniff verstanden werden), sondern indem man deren Argumenten mit aufmerksamer Miene zuhört und sie in den eigenen Redebeiträgen sorgfältig berücksichtigt. Sie will ja schließlich nicht ‚aus Prinzip‘ oder gar aus Mitleid des anderen anerkannt werden, sondern wegen der Güte der eigenen Argumente, quasi der (eigenen!) ‚Sache‘ wegen. Obgleich diese paradoxe Eigenschaft unserer Form des Anerkennungsstrebens, sich selbst verleugnen zu müssen, auch im Bereich der Gesellschaftskritik ein schwerwiegendes Problem darstellt, werde ich sie erst im dritten, praxisbezogenen Teil meiner Arbeit (unter dem Begriff ‚Paradoxie der Anerkennung‘) wieder thematisieren.

Weil sich im Sozialkonstruktivismus kaum Ansätze finden, die gemäß des hier verfolgten Vorgehens Maßstab und Gegenstand der Kritik theoretisch bestimmen (vgl. Kapitel 4.2), lohnt es sich, sich bei anderen empirischen Sozialwissenschaften Anregungen zu holen. Beispielsweise hat der Linguist Norman Fairclough mit seiner ‚Critical Discourse Analysis‘ einen interessanten Ansatz geschaffen, dessen Ziel es ist, den „link between text and society“ (Fairclough & Wodak, 1997, S. 277) diskursanalytisch zu erforschen und die Ergebnisse für Gesellschaftskritik zu verwerten.

„[M]odern social theory, including critical social theory, has neglected language and the semiotic. (...) However, discourse theory has its dangers. Many of those who have worked with the concept of discourse have ended up seeing the social as nothing but discourse, i.e., in a ‘discourse idealism’ (...). This is true of many advocates of ‘social constructivism’, for instance in contemporary social psychology (Shotter 1993).“ (Chouliaraki & Fairclough, 2001, S. 28)

Fairclough sieht ähnlich wie meine Arbeit eine Spannung darin, daß in der gegenwärtigen Gesellschaftstheorie einerseits Sprache, Diskurs und Interpretation eine wichtige Rolle spielen, andererseits aber kaum empirisch erforscht werden. „These theories create a space for critical analysis of discourse as a fundamental element in the critical theorisation and analysis of late modernity, but since they are not specifically oriented to language they do not properly fill that space. This is where CDA [Critical Discourse Analysis] has a contribution to make“ (ebd., S. 4). Zwar ist bei Faircloughs Form der Kritik eine theoretische Vorstellung von Gesellschaft (hier unter Verwendung von z.B. Bourdieu, Habermas und Giddens) vorhanden: „Thus, whilst there have been innumerable linguistic analyses of texts which have been informed by political concerns, Fairclough is one of the few analysts who have attempted to map out the connection between a close textual analysis and wider discourse structures“ (Mills, 1997, S. 157).

Eine psychologische (oder sozialphilosophische) Vorstellung über den Kritikmaßstab hingegen ist freilich auch beim Linguisten Fairclough nicht auffindbar.

Immerhin gibt Fairclough aber einige Anregungen hinsichtlich der konkreten Vorgehensweise kritischer Diskursanalyse. Behende stellt er sich etwa Kritikern entgegen, die sein Vorgehen für nicht ‚formal‘ bzw. theorieneutral genug halten und meinen, daß diese „‚formal‘ analysis of discourse (i.e., conversational analysis) should resort only to those social categories in its analysis which are manifestly oriented to by the participants in their discourse“ (Chouliaraki & Fairclough, 2001, S. 7). Problemlos kann er (ebd.) nämlich darlegen, daß die Diskursanalysen seiner Kritiker keineswegs ohne jene Hilfskategorien für die Interpretation auskommen, sondern daß diese wegen ihrer subtilen Verankerung im Common-Sense lediglich verschleiert werden.

Diese Auseinandersetzung ist typisch für die gesamte Diskussion um geeignete methodische Vorgehensweisen im Sozialkonstruktivismus. Diese kann ich hier aus Platzgründen nicht im einzelnen nachzeichnen (vgl. hierzu Burr, 2003), aber aus den Erörterungen in Kapitel 2.1 sollte bereits hervorgegangen sein, daß sich *Discursive Psychology* und Foucaultsche Diskursanalyse (auch) in diesem Punkt unversöhnlich gegenüberstehen. Während sich erstere (z.B. Potter, 1996) stark am Empirizismus der Mainstream-Psychologie orientiert und folglich Diskurs mit ‚talk and text‘ gleichsetzt, verfolgt letztere (z.B. Parker & the Bolton Discourse Network, 1999) eher einen theoriebasierten, aber in der Durchführung relativ offenen Zugang zu den Daten, der allerdings eine genaue Dokumentation der Arbeitsschritte, die die Forscherin zu ihrer Interpretation geleitet haben, unumgänglich macht. Ohne weiter auf diese Diskussion einzugehen, bleibt hinzuzufügen, daß ich mich – wie nach dem bisher Gesagten nicht überraschen dürfte – der letzteren Vorgehensweise verpflichtet sehe.

Kann man dann aber überhaupt von einer bestimmten ‚Methode‘ sprechen, mit der ich zeitgenössische Diskurse auf die ihnen innewohnende Anerkennung und Mißachtung hin untersuchen will? Im relativ engen, naturwissenschaftlich geprägten Methodenbegriff der Psychologie wohl eher nicht. Die mir vorschwebende ‚Methode‘, die ich gleich an einem Beispiel ansatzweise verdeutlichen will, gründet sehr stark in den bislang vorgestellten *theoretischen* Erwägungen (insbesondere in Kapitel 3.5). Unter den Vorannahmen, daß erstens Menschen immer nur in bestimmten, historisch-kulturell spezifischen Diskursen leben, denken, fühlen und schließlich auch leiden (Zusammenhang Diskurs-Leiden), daß zweitens die wichtigste Eigenschaft eines Diskurses, die menschliches Leiden bestimmt, die ihm innewohnende Anerkennung

bzw. Mißachtung ist (Zusammenhang Leiden-Anerkennung), und daß drittens diese Anerkennung aus den oben angedeuteten Gründen immer nur Begleitprodukt eines Diskurses sein kann, nie (oder äußerst selten) aber direkt von ihm thematisiert werden kann (Zusammenhang Diskurs-Anerkennung), liegt die Aufgabe der sozialkonstruktivistischen Gesellschaftskritikerin offen zutage: Sie muß ihr (theoretisches) ‚Wissen über die Kultur‘ mit ihrem ‚Wissen in der Kultur‘ (vgl. Kapitel 3.5) verbinden, um die in Diskursen kodierte Anerkennung zu entziffern und alltagsweltlich glaubwürdig darzustellen. Sie erschließt auf diese Weise mittels Interpretation Mißachtungsvorgänge und muß theoretisch begründen, weshalb diese ungerecht oder unnötig sind. Wie mittlerweile klar sein sollte, beruht diese theoretische Begründung aber wiederum auf einer Analyse der grundlegenden Deutungsmuster einer Kultur und sollte daher in der betreffenden Gesellschaft einige Glaubwürdigkeit besitzen.

Je nach dem, welche Art von ‚Text‘ für die Analyse vorliegt, fällt diese mehr oder weniger ausführlich aus. Bei einer aufgezeichneten Alltagskonversation lassen sich Merkmale wie Gestik, Mimik, Betonung, Lautstärke etc. erheben, die bei der Analyse eines Zeitungsausschnitts nicht vorhanden sind. Die erstere Form hat den Vorteil, die alltägliche Dynamik von Mißachtungsvorgängen (etwa den – in unserer Arbeitsgesellschaft geradezu unvermeidlichen – mitleidigen Blick einem Arbeitslosen gegenüber) ‚hautnah‘ einfangen zu können, um die Gesellschaftsmitglieder für alltägliche Mißachtungsvorgänge zu sensibilisieren (vgl. die „critical awareness of language“ bei Chouliaraki & Fairclough, 2001, S. 9) und ihnen die Möglichkeit zu verschaffen, sich (als Betroffener oder Beobachterin) verbal gegen sie zur Wehr zu setzen. Letztere hingegen ist besser dazu in der Lage zu zeigen, wie das für die konkreten Vorgänge nötige ‚Mißachtungswissen‘ medial erst in Umlauf gebracht bzw. produziert wird. Welche Art von Analyse gewählt wird, hängt somit von der inhaltlich zu treffenden Erwägung ab, ob eher die ‚Wirkung‘ oder eher die ‚Produktion‘ von Mißachtung aufgezeigt werden soll. Für das nun folgenden Beispiel habe ich mich – nicht zuletzt aus dem praktischen Grund, daß an ‚Lebensdaten‘ heranzukommen bekanntlich nicht ganz einfach ist – für die letztere (massenmediale) Variante entschieden.

5.2.2 Beispiel: „Der Studentenspiegel“

Die Unternehmensberatung *McKinsey & Company*, das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* und der Internetanbieter *AOL* führten im Sommersemester 2004 eine großangelegte

und vielfältig beworbene Online-Befragung unter Studierenden durch. Unter der Adresse <http://www.studentenspiegel.de> gelangte man zu einer Reihe von Fragen über Abiturnote, Vordiplomszeugnis, Praktika, beherrschte Sprachen und einiges mehr. Nach Angaben der Veranstalter⁴⁴ nahmen bis Ende Juni bereits 30.000 Studierende an der Umfrage teil. Wie wurde ihnen Sinn und Zweck der Befragung erläutert? Einige Textausschnitte aus der Homepage der Befragung sollen dies kurz verdeutlichen.

Der Studentenspiegel

Wo stehen Sie in Ihrer Entwicklung? Was macht Ihre Karriereplanung? Wo liegen Ihre Stärken, wo Ihre Schwächen? Mit dem Studentenspiegel, der größten Online-Umfrage unter Studenten in Deutschland, finden Sie es heraus. Vergleichen Sie Ihren Werdegang und Ihre bisherigen Studienleistungen mit Kommilitonen in ganz Deutschland. Als Teilnehmer erhalten Sie ein individuelles Qualifikationsprofil [Verknüpfung], an dem Sie sich bei der weiteren Planung Ihres Studiums und Ihrer beruflichen Laufbahn orientieren können.

Ihre Teilnahme lohnt sich doppelt: Alle Studenten, die den Fragebogen vollständig ausfüllen, nehmen an unserem Gewinnspiel [Verknüpfung] teil. Unter anderem verlosen wir ein Auto und eine Reise zur Wiege der abendländischen Universitäten nach Bologna für zwei Personen.

Mit den eingegebenen Daten tragen Sie außerdem dazu bei, dass wir spezifische Auswertungen für Ihre Fachrichtung erstellen können. An welchen Universitäten studieren die Studenten mit den besten Sprachkenntnissen? Wo ist die Praxiserfahrung der Studenten am höchsten? Welche Studenten haben die meiste Zeit im Ausland verbracht? Die Antworten auf diese Fragen sind für Universitäten und Studenten gleichermaßen interessant.

Textbeispiel 1. Entnommen aus: <http://www.studentenspiegel.de>; Zugriff: 30.6.2004

Mein Studentenspiegel

Persönliche Auswertung - Ihr individuelles Qualifikationsprofil

Mit dem Studentenspiegel möchten wir Ihnen Informationen darüber geben, wo Sie in Ihrer persönlichen Karriereplanung stehen: Soll ich noch ein Jahr im Ausland studieren oder lieber schnell mein Studium beenden? Mache ich in den Semesterferien ein Praktikum oder bessere ich lieber meine Französischkenntnisse auf? Entscheidungen, die großen Einfluss auf Ihre späteren Berufsaussichten haben können.

Das individuelle Qualifikationsprofil, das Sie vom Studentenspiegel erhalten, soll Ihnen bei diesen Entscheidungen helfen. Es zeigt Ihnen, wo Sie im Vergleich zu Ihren Kommilitonen stehen und welches Profil Absolventen Ihres Faches aufweisen. Daran können Sie sich bei der weiteren Planung Ihres Studiums und Ihrer Karriere orientieren.

Zwei Dinge sollten Sie aber bei der Betrachtung Ihres individuellen Qualifikationsprofils im Hinterkopf haben.

1. Das Qualifikationsprofil wird ausschließlich auf Basis der von Ihnen gemachten Angaben erstellt. Wenn Sie unvollständige oder fehlerhafte Eingaben machen, spiegelt Ihr Profil diese natürlich wider. Gleichzeitig wird Ihre Persönlichkeit natürlich von weiteren Faktoren bestimmt, die wir mit diesem Fragebogen nicht erheben. Wie gut und überzeugend kommunizieren Sie? Arbeiten Sie produktiv im Team zusammen? Solche Qualifikationen können nur in persönlichen Gesprächen erhoben werden und sind daher nicht Teil des Studentenspiegels. Für eine erfolgreiche berufliche Laufbahn sind sie aber ebenso von Bedeutung.

2. Die Einordnung Ihrer Qualifikationen erfolgt im Vergleich zu Studienkollegen, die ebenfalls an der Befragung teilgenommen haben. Diese Auswahl ist nicht notwendigerweise repräsentativ für die Gesamtheit aller Studenten Ihres Studienfachs. Haben etwa im Durchschnitt mehr besser Qualifizierte den Fragebogen ausgefüllt, so sind Ihre Werte im Vergleich schwächer, als dies bei einer Betrachtung aller Studenten der Fall wäre. (...)

Textbeispiel 2. Entnommen aus: <http://www.studentenspiegel.de/03020.php>; 30.6.2004

⁴⁴ <http://www.spiegel.de/unispiegel/studium/0,1518,304519,00.html>; Zugriff: 30.6.2004

Hintergrund - Die Idee

Mit dem Studentenspiegel wollen die Initiatoren sowohl Studenten als auch Universitäten wichtige Informationen über den Qualifikationsstand von Studenten bestimmter Fächergruppen und deren Berufschancen geben.

Als Student erhalten Sie die Möglichkeit, sich mit Ihren Kommilitonen bundesweit zu vergleichen. In welchen Bereichen weist Ihr Lebenslauf besondere Stärken auf? Wo sind sie zurzeit noch weniger qualifiziert? Mit den Erkenntnissen der Umfrage können Sie Ihre nächsten Semester besser planen und sich etwa auf mögliche Schwachstellen konzentrieren.

Textbeispiel 3. Entnommen aus: <http://www.studentenspiegel.de/02020.php>; 30.6.2004

Im folgenden werde ich diese Textausschnitte (inklusive einiger Zitate aus dem Fragebogen⁴⁵) für das von ihnen propagierte Menschenbild kritisieren (vgl. das letzte Beispiel in Kapitel 5.1.2). Dies soll nicht in akademischer, sondern in eher alltagsnaher Sprache erfolgen, so daß der Text – etwa als kleine Rezension oder längerer Leserbrief – potenziell der öffentlichen Diskussion zugänglich gemacht werden könnte. Ich ziehe diese Form einer mehr theoriebasierten Analyse vor, um die praktische Anwendbarkeit meiner Vorstellungen zu demonstrieren.⁴⁶ Dabei – so wird gleich deutlich werden – scheinen die Grundzüge von Sozialkonstruktivismus und Anerkennungstheorie teilweise nur noch schwach durch die konkreten Argumente hindurch.

Der allererste Satz auf der Homepage der Umfrage könnte treffender nicht sein. „Wo stehen Sie in Ihrer Entwicklung?“ (Textbeispiel 1). Welche Entwicklung ist gemeint? Zunächst bleibt offen, ob es um die berufliche (etwa die Laufbahn in einem Unternehmen) oder aber um die persönliche Entwicklung („Individuation“) geht. Wenn man sich die folgenden Sätze anschaut, kommt man wohl nicht umhin zu argwöhnen, daß diese Unklarheit genau so beabsichtigt ist.

Aufschlußreich ist beispielsweise folgende Aussage: „Gleichzeitig wird Ihre Persönlichkeit natürlich von weiteren Faktoren bestimmt, die wir mit diesem Fragebogen nicht erheben“ (Textbeispiel 2). Der Fragebogen, bestehend aus Angaben zu Zeugnissen, Sprachkenntnissen, Studiendauer etc., gibt also Auskunft über die Persönlichkeit des Ausfüllenden? Demnach ordnet die Umfrage also die Persönlichkeiten (bzw. wenigstens die Anteile, die sie erfassen kann) aller

⁴⁵ Zugänglich im Juni 2004 über www.studentenspiegel.de (genauere Quellenangabe nicht möglich). Der Verfasser kann auf Anfrage hin den gesamten Fragebogen zugänglich machen.

⁴⁶ Schirmachers (2004) Bestseller über die Mißachtung alter Menschen ist, so fragwürdig seine Argumente teilweise auch sein mögen, ein hervorragendes Beispiel für diese Art öffentlicher Kritik. Der Autor ruft angesichts der Tatsache, „dass uns im Alter durch die Gesellschaft etwas geraubt wird, was für unser Menschsein konstitutiv ist: unser Selbstbewußtsein“ (S. 30), indem wir als „engstirnig, konservativ, egoistisch und pessimistisch“ (S. 76) hingestellt werden, zu einer aktiven „Umwertung“ (S. 102) auf, die darauf zielt, „das Altern des Menschen neu zu definieren“ (S. 63).

teilnehmender Studierender in eine Rangfolge. Oder, in Anschluß an die Formulierung „In welchen Bereichen weist Ihr Lebenslauf besondere Stärken auf?“ (Textbeispiel 3): Lebensläufe haben nicht mehr *berufliche* Vor- und Nachteile, sondern ganz allgemein nur noch ‚Stärken und Schwächen‘.

Gibt es nicht aber auch Persönlichkeitsanteile bzw. Abschnitte im Lebenslauf, die nichts mit beruflicher Qualifikation zu tun haben? Gemäß der Umfrage wohl nur wenige. Denn es wird hier neben den genannten Kriterien auch nach der Anzahl der Umzüge, studienunabhängigen Preisen und Auszeichnungen und sogar ganz speziell nach „Platzierung(en)“ in einer Sportart gefragt. Doch damit nicht genug. Schließlich erscheint noch folgende Frage: „Engagement. Haben Sie sich neben dem Studium, der Schule oder der Ausbildung engagiert? Wie viele solcher Aktivitäten haben Sie regelmäßig betrieben?“ Was könnte damit gemeint sein? Geld zu sammeln für Arme und Schwache? Oder gegen Reiche und Starke? Auch dies soll wohl in der Schwebe bleiben. Da das Ideal, das hinter der Umfrage steckt, aber das des Höchstqualifizierten und somit des Reichen und Starken ist, wäre die zweite Variante widersinnig. So beläßt man es lieber bei einer unklaren Formulierung.

Auf jeden Fall aber wird (fast) alles – vom Mobilitätsverhalten über Sportaktivitäten bis hin zu karitativem und gewerkschaftlichem Engagement – als Instrument für die Verbesserung der Jobchancen verstanden. Individuation fällt mit Ausbildung zusammen – und vollzieht sich freilich unter den Spielregeln und Denkweisen letzterer. Man *hat* nicht Stärken und Schwächen – man *ist* seine Stärken und Schwächen. Weil aber nur der Vergleich zu den anderen entscheidet, was eine Stärke ist und was eine Schwäche, fällt es sogar schwer, sich seine Stärken als positiv zuzurechnen.

Identitätsentwicklung würde für jemanden, der sich gänzlich diesem Persönlichkeit-als-ökonomische-Ressource-Diskurs verschriebe, zu einem Ding der Unmöglichkeit. Sein in unserer Kultur eigentlich fest verankertes Recht, von der kapitalistischen Verwertungslogik *unabhängige* Interessen und Neigungen zu entwickeln, wird mit Füßen getreten. Auch wenn ihm sein Job (so er denn vorhanden ist) eigentlich ein Prestige von außen zuträgt, so hat er doch nichts, keinen Persönlichkeitsanteil, auf den er diese – existenziell benötigte – Anerkennung beziehen könnte. Er ist ein loses Bündel von Merkmalen, die auf dem gegenwärtigen Arbeitsmarkt mehr oder weniger begehrt sind und in unmittelbarer Konkurrenz

stehen zu allen anderen Bündeln (d.h. seinen Mitmenschen); er ist der moderne ‚Mann ohne Eigenschaften‘.

Natürlich ist nachvollziehbar und keineswegs neu, daß in Zeiten von Arbeitslosigkeit und Wirtschaftsflaute die Frage, welcher Beruf Freude und Erfüllung bereiten könnte, gegenüber derjenigen, wie man sein muß, um ein Stückchen vom knappen Gut Arbeit abzubekommen, an Dringlichkeit verliert. Keineswegs selbstverständlich hingegen ist aber der Umstand, daß beide Fragen miteinander vermengt werden: daß Ausbildung nicht mehr einfach nur Schule und Studium ist, sondern alles andere für sich vereinnahmt – bis hin zur Gebärmutter im Reagenzglas auf dem Schreibtisch des Chefs.

Solch eine Textanalyse ist auf bestimmte Zwecke ausgerichtet und somit äußerst selektiv. Eine Fülle interessanter Merkmale der Umfrage hätten sich noch für eine weitere Verfolgung angeboten: Warum müssen die Teilnehmer der Umfrage ihre Leistung auch *selbst* einschätzen (vgl. Bröckling, 2000)? Weshalb soll man aus einer Liste von hunderten Firmen exakt auswählen, wo man ein Praktikum absolviert hat? Welchen Sinn macht es, daß der Teilnehmerin bei der Auswertung ein Vergleich des eigenen Ergebnisses nicht nur mit dem Durchschnitt, sondern auch mit den besten 10% der Studierenden aufgezeigt wird? Sind die persönlichen Daten (Name, Adresse, Geburtsdatum etc.), die am Ende des Fragebogens verlangt werden (sonst erhält man keine Auswertung!), bei McKinsey in guten Händen?

Wie man sieht, beinhalten allein diese kurzen Texte und Fragebögen ein reichhaltiges Potential für kritische Analysen. Eine kritische Diskursanalyse, wie sie mir vorschwebt, sollte sich aber nicht zu sehr in Detailreichtum, formaler Korrektheit und dem Hang zur Vollständigkeit verlieren. Allein schon die Auswahl des zu analysierenden Textes ist so stark der Willkür des Forschers überlassen, daß offensichtlich ist, daß eine kritische Diskursanalyse immer nur konkrete Beispiele geben kann für theoretisch bereits feststehende Hypothesen und Theorien. Damit weise ich ihr zwar nicht, wie etwa Gergen (2002), eine bloß rhetorische Funktion zu, aber wende mich doch entschieden gegen die in der Psychologie weit verbreitete Ansicht, empirische Forschung liefere einer Wissenschaft den Grundstein aller Erkenntnis.

Dritter Teil: Anwendungsmöglichkeiten in der Praxis

Im zweiten Teil dieser Arbeit habe ich das Verhältnis des Sozialkonstruktivismus zum Anwendungsfeld der Gesellschaftskritik zu erhellen versucht. Im dritten Teil nun geht es um ein weiteres, wenn auch viel breiteres Anwendungsfeld: die Tätigkeit von Psychologen in Kliniken, Schulen, Betrieben, Privatpraxen, Beratungsstellen etc.

Ich habe meine Arbeit so aufgebaut, daß diese beiden Anwendungsmöglichkeiten getrennt voneinander abgehandelt werden können: Der in Kapitel 3 erarbeitete ‚psychologische‘ Sozialkonstruktivismus ist schon von sich aus ‚kritisch‘, also von vornherein mit einem gewissen ‚Kritikpotential‘ ausgestattet. In gewisser Weise ist diese Trennung zwischen erstem und zweitem Teil also eine künstliche. Voraussetzung einer Praxis, die sowohl die Denkweisen des Sozialkonstruktivismus psychologisch nutzbar macht als auch dessen Psychologiekritik in alternative Vorgehensweisen umzusetzen weiß, ist bereits ein Begriff von Gesellschaft und Gesellschaftskritik. Daß diese Auffassung von Theorie, Kritik und Praxis sich fundamental von der in sozialkonstruktivistischen Ansätzen üblichen unterscheidet, wird sich – unter anderem – in Kapitel 6 zeigen.

Daß sich somit auch in der psychologischen Praxis meines Ansatzes – bis auf wenige Ausnahmen – grundlegend *andere* Probleme stellen als im Bereich der Gesellschaftskritik, wird sich vor allem in Kapitel 7 erweisen. Hier nämlich soll es beispielhaft um ganz spezielle Praxistätigkeiten gehen, die Psychologen unter der Perspektive des kritisch-psychologischen Sozialkonstruktivismus ausüben könnten. Freilich wird auch ausführlich Bezug genommen auf bestehende sozialkonstruktivistische Praxisvorstellungen – insbesondere dann, wenn sie sich mit dem hier geäußerten Vorhaben wenigstens ansatzweise vertragen.

6. Probleme zwischen Theorie und Praxis

Möchte man sich über die praktische Anwendung des Sozialkonstruktivismus informieren, wird man in der einschlägigen Literatur kaum fündig. Das Standardwerk von Burr (2003) etwa spart dieses Thema fast vollkommen aus. Gergen (2002) zählt einfach „[v]ielfältige Praktiken“ (S. 209) auf, erläutert aber nicht, wie diese aus der sozialkonstruktivistischen Theorie abgeleitet werden. Wie bei den meisten für den

Sozialkonstruktivismus unbequemen Fragen sind es auch bei dieser die Vertreter der Foucaultschen Diskursanalyse, die sich am ehesten an ihr versuchen. So äußert Willig (1999c) das „desire to move beyond critical commentary and towards an active engagement with social and political practice“ (S. 1). Es geht ihr um die „relationship between discourse analytic work and applied psychology“ (ebd.).

Wie ist die Zurückhaltung der allermeisten Sozialkonstruktivisten zu erklären? Die von ihnen vorgebrachten Gründe entspringen alle direkt der sozialkonstruktivistischen Denkweise (vgl. Willig, 1999c): Weil alles Wissen kontextspezifisch ist, läßt sich einmal gewonnenes Wissen nicht auf konkrete Situationen übertragen. Die Ergebnisse angewandter Forschung können in ihrer Wirkung ohnehin nicht kontrolliert werden, sondern werden oft sogar von mächtigen sozialen Gruppen mißbraucht. Weil sich psychologische Interventionen immer auf die vorfindlichen Kategorien stützen müssen, die definieren, was weswegen ‚behandlungsbedürftig‘ ist, können sie kaum umhin, diese Kategorien und ihre oftmals schädliche Wirkung weiter zu bestärken, sie gewissermaßen immer weiter zu verdinglichen (‚reification‘, vgl. Berger & Luckmann, 1969). Das letzte von diesen drei typischen anwendungskritischen Argumenten ist wohl das verbreitetste und wird auch im Fortlauf meiner Argumentation noch verschiedentlich eine Rolle spielen.

6.1 Rhetorik und Realität der Anwendung

Die Trennung zwischen Psychologie in den Universitäten und in der Praxis ist, wie im Einleitungskapitel beschrieben, in Deutschland besonders gut wahrnehmbar, weil sie sich hier in Form zweier deutlich getrennter Studienabschnitte institutionalisiert findet. Im Grundstudium lernt man, was ‚reine‘ Forschung ist, im Hauptstudium dagegen, wie deren Ergebnisse im ‚grauen‘, durch vielfache ‚Störvariablen‘ verzerrten Alltag Anwendung finden. Daß dies der vorherrschenden Sichtweise hinsichtlich der Anwendung psychologischer Erkenntnisse entspricht, wird deutlich, wenn man sich Konzeptualisierungen der sogenannten ‚Angewandten Psychologie‘ zuwendet. Man findet sie in einem anerkannten psychologischen Wörterbuch definiert als:

„Sammelbegriff für Tätigkeitsfelder der Psychologie, die in einem erkennbaren Anwendungsbezug stehen, d.h. psychologische Erkenntnisse für die Klärung von Fragen in konkretem Zusammenhang mit bestimmten Problembereichen aufbereiten. (...) [Sie] umfaßt sowohl Forschungstätigkeiten (...) als auch die Praxis der Beratung, Evaluation und Intervention.“ (Fröhlich, 1998, S. 56-7)

Howitt (1991) ist bei weitem nicht der erste, aber ein sehr prägnanter Kritiker dieser Sichtweise (vgl. z.B. schon Potter, 1982). Er sieht zwar keine „total neglect of applied issues in psychology“, aber einen „lack of *systemization* of much applied psychology“, ja schlimmer noch, die Anwendung von Wissen ist „part of the rhetoric, rather than the practice, of psychologists“ (jeweils Howitt, 1991, S. 3). So werden zwar alle nur erdenklichen Themen aus der ‚real world‘ erforscht, von Atomkraft über Scheidungen bis hin zu AIDS, aber vorzugsweise mit Instrumenten, die wenig mit dieser ‚real world‘ zu tun haben, statt dessen aber den höchsten methodischen Standards der Grundlagenpsychologie genügen. Aufgrund der bekannten Zwänge des Forschungsbetriebs zu möglichst viel Daten in wenig Zeit wird allzu oft auf (freilich testtheoretisch minutiös abgesicherte) multiple-choice Fragebogen zurückgegriffen. „By and large“, resümiert Howitt seine Überlegungen, „the major ‚practical‘ aspects of psychology involve the use of psychology’s empirical methods. The application of theory is less common. (...) The proliferation of scales for measuring everything seems not to have benefited the search for theory in general“ (S. 8).

Letzteres liegt, so argumentiert Holzkamp (1997b), an der Ungeeignetheit der „experimentell-statistischen Methodik“ (S. 347): „Das scheinbar unüberwindliche *Dilemma der Unvereinbarkeit zwischen Wissenschaftlichkeit und Praxisnähe der Psychologie* (...) gründet in einem verengten, verkürzten Begriff von Wissenschaftlichkeit“ (S. 349). Das eindrücklichste Beispiel für die fehlende Geeignetheit jener mehr oder minder blinden Übertragung psychologischer Methoden in Anwendungskontexte ist die in der angewandten Diagnostik gebräuchliche Praxis, Einzelfälle mit Tests zu diagnostizieren, die auf nomothetischem Wege gewonnen wurden und somit auch nur über verschiedene Fälle hinweg Aussagen treffen können: „Dies alles rührt daher, daß die experimentell-statistische Methodik auf Häufigkeiten, nicht aber auf Einzelfälle bezogen ist, diese *Einzelfälle* sind aber unaustauschbar der Verantwortung der psychologischen Praxis ausgeliefert“ (S. 347). Das beste Beispiel für einen Praxisbereich, der sich nurmehr rhetorisch auf Grundlagenforschung bezieht, ist die gegenwärtig praktizierte Verhaltenstherapie (vgl. Wagner, 1995 sowie Kapitel 7.2).

Blickt man nun noch einmal auf die obige Definition Fröhlichs, lassen sich folgende Kritikpunkte an dem von ihm beschriebenen *Mainstream der Angewandten Psychologie* – ich vermeide bewußt die Formulierung ‚Angewandte Mainstream-Psychologie‘, da großen Teilen der Mainstream-Psychologie ja gerade die fehlende Anwendungsmöglichkeit vorgeworfen wird – unterscheiden: Erstens werden nicht ‚Erkenntnisse‘, wie

Fröhlich meint, angewendet, sondern nur Erkenntnismittel. Zweitens sind diese Erkenntnismittel so beschaffen, daß auch angewandte ‚Forschungstätigkeiten‘ (die ja mithin immerhin möglich sind) keine praktisch brauchbaren Erkenntnisse hervorbringen. Weil daher die ‚Praxis der Beratung, Evaluation und Intervention‘ ohne Bezug auf psychologische Erkenntnisse auskommen muß, diese aber zur Legitimation ihrer Tätigkeit braucht, täuscht sie einen solchen Bezug drittens kurzerhand vor und folgt in ihrem tatsächlichen Vorgehen einzig dem gesunden Menschenverstand und einer Versuch-und-Irrtum-Strategie.

Derartige Kritiken an der Angewandten Psychologie, die unter Begriffen wie ‚Theorie-Praxis-Problem‘ oder ‚statistical vs. clinical approach‘ laufen, sind alles andere als neu, ja werden sogar nicht selten von den Beteiligten (d.h. Mainstream-Grundlagenforschern bzw. -anwendern) selbst in Form gegenseitiger Vorwürfe vorgebracht. Ich will sie daher nicht näher diskutieren, sondern mich lieber der Frage zuwenden, wie der Sozialkonstruktivismus zu jener Theorie-Praxis-Problematik steht.

Hier sehe ich mit Howitt (1991) und Willig (1999c) einen entscheidenden Vorteil bei potentiellen sozialkonstruktivistischen Anwendungen: Anders als die herkömmliche Angewandte Psychologie können sie sich auf eine Grundlagenforschung stützen, die nicht „excludes as much of the outside world as possible“ (Howitt, 1991, S. 3). Der Sozialkonstruktivismus betrachtet den Menschen *von vornherein* in seiner konkreten Lebensumwelt, in all seiner zeitspezifischen kulturellen Aufgeladenheit, oder, in Howitts Worten, „within a social world which is sociopolitical in nature with profound moral concerns“ (ebd.), und braucht daher nicht eigentlich ‚angewandt‘, sondern nur in bestimmte Kontexte ‚umgesetzt‘ bzw. spezifiziert zu werden.

Wie genau erfolgt aber diese Umsetzung? Howitt und Willig sind sich zwar einig darin, daß der Sozialkonstruktivismus hier eine Alternative wäre für die alltagsferne, methodisch inadäquate Mainstream-Psychologie. Ihre Vorschläge für eine *sozialkonstruktivistische Angewandte Psychologie* sind allerdings, wie sich nun zeigen wird, wenig detaillierter als die entsprechenden der kritisierten Mainstream-Psychologie. Willig unterscheidet anhand der Beiträge zu dem von ihr herausgegebenen Sammelband (Willig, 1999d) drei Formen der „Applied Discourse Analysis“ (ebd., Titel).⁴⁷

⁴⁷ Der Titel ist insofern bezeichnend, als die Verfasserin für den *Gegenstand* der Anwendung den breitest möglichen Term wählt. Obwohl sich Willig freilich im groben theoretischen Rahmen der Foucaultschen Diskursanalyse bewegt, drängt sich zudem der Verdacht auf, daß es hier ähnlich wie in der Mainstream-Psychologie nur um die Anwendung von Methoden, nicht von theoretischen Erkenntnissen gehen soll.

- „1 Discourse analysis can be used as a *tool to challenge* social practices which perpetuate and legitimate exploitation and oppression (...)
- 2 Discourse analysis can inform *training programmes* which make available discursive skills to those who may need them in order to resist victimization, oppression and/or marginalization (...). Users of mental health services as well as those called to account by the criminal justice system could benefit of this type of training.
- 3 Discourse analysis can be used to design interventions which *facilitate empowerment* through repositioning of the subject (...). Health promotion and sex education constitute two suitable domains for this type of application.“ (Willig, 1999b, S. 148)

Die *erste* Variante ist keine ‚praktische‘ Anwendung in meinem Sinne, sondern entspricht der im zweiten Teil dieser Arbeit erörterten Gesellschaftskritik. Explizit macht Willig diese Zuteilung in einem anderen Text: „Discourse analysis as social critique uses exposure through publication as its method of intervention“ (Willig, 1999c, S. 11). Diese Art Kritik wird hier den Anwendungsalternativen „empowerment“ (S. 12) und „guide to reform“ (S. 15) gegenübergestellt. Damit führt Willig etwas zusammen – Kritik und Praxis – was ich in meiner Arbeit bewußt deutlich getrennt habe. Während für sie beides anscheinend untrennbar zusammenhängt, so daß jede Kritik praktisch und jede Praxis kritisch erfolgt, halte ich beides für aufeinander aufbauend: Kritik ist ein grundsätzlich theoretisches Thema, das praktische Anwendung finden kann. Die Maßstäbe der Kritik werden nicht etwa je nach Alltagsverständnis auf spezifische Anwendungssituationen hin angepaßt, sondern sind fest und müssen sich in der Praxis bewähren.

Die *dritte* Variante kann ebenfalls als (eine besondere Form der) Kritik gedeutet werden, als solche nämlich, die an bestimmten Institutionen (z.B. dem Bildungssystem) ansetzt, um schädlichen Wirkungen auf die von diesen Institutionen betroffenen Menschen entgegenzutreten oder vorzubeugen. Die Grenze zwischen unbeteiligter Kritik und praktischer Intervention ist hier freilich fließend. Bevorzugt man die Deutung als Intervention, so muß man aber immerhin von einer ‚Intervention von oben‘ („top down“, Willig, 1999b, S. 152) sprechen, die also an übergeordneten, einflußreichen Punkten der Gesellschaft anzusetzen versucht. Es handelt sich quasi um pädagogische Einflußnahme bei gesellschaftlichen Entscheidungsträgern, die darauf vertraut, den Weg in die unteren Plätze der Entscheidungshierarchie zu finden.

Die *zweite* Variante schließlich kommt dem am nächsten, was man traditionellerweise unter psychologischer Intervention versteht: Anstatt in einer ‚Intervention von oben‘ die Verhältnisse zu ändern, die für psychische ‚Probleme‘ verantwortlich sind, sollen in einer ‚Intervention von unten‘ („grass routes level“, ebd.) die Betroffenen dieser Probleme in die Lage versetzt werden, sich ihnen aktiv entgegenzustellen. Diese

Interventionsvariante ist es, mit der ich mich in den folgenden Abschnitten beschäftigen will. Zunächst werde ich einige Probleme diskutieren, die sich typischerweise bei ihr stellen und die vorzugsweise von Sozialkonstruktivisten thematisiert werden.

6.2 Menschenbilder und Zielvorstellungen psychologischer Intervention

Die direkte Art psychologischen Eingreifens, die mit der angesprochenen ‚Intervention von unten‘ zumeist einhergeht, ist bei Sozialkonstruktivisten in der Regel verpönt, weil nicht ganz zu unrecht befürchtet wird, daß mit der *Lokalisation des Problems* bei den Betroffenen immer eine Schuldzuschreibung einhergehen muß, daß also das Problem gewissermaßen ‚subjektiviert‘ wird (s.u.). Wie im obigen Zitat Willigs deutlich wird, dreht man den Spieß daher gleichsam um: Den Betroffenen sollen ‚discursive skills‘ antrainiert werden, mit denen sie sich gegen schädliche Wirkungen des Diskurses zur Wehr setzen können. In dieser Sichtweise ist also anscheinend jeder Mensch mit einem psychischen Problem ein ‚Diskursopfer‘; oder aber es werden nur diejenigen Menschen mit psychischen Problemen behandelt, die sich als Diskursopfer herausstellen, während die anderen ihrem Schicksal überlassen werden. Die erste Möglichkeit erscheint unplausibel, die zweite unbefriedigend. Muß auch ein Vergewaltigungstäter vor der moralisierenden Rhetorik des ‚criminal justice system‘, wie es Willig oben nennt, geschützt werden? Wie läßt sich ein Kriterium finden, das darüber Auskunft geben kann, wann jemand eher ein Diskursopfer, wann eher ein ‚Diskurstäter‘ ist? In Kapitel 6.3 werde ich diese Frage zu beantworten versuchen.

Neben dieser Schwierigkeit der Problemlokalisation gibt es noch eine weitere, bei der es direkt um die Frage der *Direktivität* geht: Mit welcher Berechtigung sagt die Psychologin ihrem Klienten (oder Kunden), wie er sein soll? Dieses Problem sieht Willig (1999b) auch. Anstatt jedoch angesichts dieser „ethical concerns“ (S. 149) theoretische Kriterien zu suchen, die psychologische Interventionen rechtfertigen können, bietet sie den – insbesondere für eine Vertreterin der *Foucaults*chen Diskursanalyse – erstaunlich naiven Ausweg an, daß „discourse analysis becomes a tool at the disposal of those who want to change themselves rather than a tool for the manipulations of others“ (S. 149) – war es doch gerade Foucault, der die Unterscheidung zwischen Selbst- und Fremdkontrolle radikal infrage gestellt hat. Obwohl eingeräumt wird, daß alles andere als klar ist, „whom to engage with“ oder „who judges whether something is useful“, werden diese Probleme mit einem Verweis auf „ongoing reflexi-

ve evaluation“ (jeweils S. 150) schnell abgehandelt. Vor der sich anschließenden Frage schließlich, „[h]ow do we escape from a never-ending cycle of reflexive deconstruction in which our own standpoint dissolves as soon we have taken it up“ (ebd.), scheint Willig endgültig zu kapitulieren.

Wie erhält man also einen ‚own standpoint‘, der sich nicht selbst wieder zur Dekonstruktion anbietet? Empirisch jedenfalls nicht, wie Willig (1999b) einräumt: „It is true that discourses are not simply either ‚good‘ or ‚bad‘, ‚oppressive‘ or ‚empowering‘, and it is true that one and the same discourse can be deployed in different contexts with different effects“ (S. 157). Als Beispiel führt sie den Diskurs der Abhängigkeit bei Raucherinnen an, der einerseits sinnvoll für die Erziehung zu gesundheitsbewußtem Verhalten bei Nicht-Raucherinnen ist, andererseits aber den Raucherinnen selbst nahelegt, daß Versuche, mit dem Rauchen aufzuhören, zum Scheitern verurteilt sind.

Woran macht der praktisch tätige Psychologe fest, wo das Problem liegt? Mit welcher Berechtigung drückt er seiner Klientin eine Behandlung auf? Diese Fragen lösen sich, wie ich argumentiert habe, nicht in der Praxis von selbst, sondern verlangen nach einer durchdachten theoretischen Lösung. Zum wiederholten Male zeigt sich hier, daß aus dem Lager der Foucaultschen Diskursanalyse eine Reihe von Unzufriedenheiten mit sozialkonstruktivistischen Denkgewohnheiten artikuliert werden, die Konsequenzen aus ihnen hingegen höchstens in Ansätzen gezogen werden. Wie schon in Kapitel 3 und 5 will ich in Kapitel 6.3 wiederum versuchen, jene meiner Meinung nach sehr fruchtbaren Gedanken aufzugreifen und in konkrete Lösungsvorschläge umzusetzen. Zunächst sollten aber die ethischen Implikationen der beiden erwähnten Hauptprobleme psychologischer Intervention untersucht werden.

6.2.1 Interventionsvorstellungen des Sozialkonstruktivismus

Eine mögliche Lösung des Direktivitätsproblems besteht freilich darin, es einfach so aussehen zu lassen, als sei man gar nicht direktiv. Man bietet der Klientin ganz einfach *gar keine* Interpretationshilfen für ihre Situation an, legt ihr *gar keine* Werte zur Übernahme nahe, sondern dekonstruiert vor ihren Augen alles dies gleichermaßen. Daß es sich auch bei dieser scheinbar ‚neutralen‘ Position um eine *Position* handelt, die ganz bestimmte Werte und daher auch ein ganz bestimmtes Menschenbild übermitteln will und die zudem noch negative Konsequenzen für die Klientin nach sich ziehen kann, möchte ich im folgenden versuchen zu zeigen.

Das eingangs von Kapitel 6 angedeutete Problem der Verdinglichung („reification“) und das Direktivitätsproblem laufen auf dieselbe Konsequenz hinaus: Viele Sozialkonstruktivistinnen zeigen sich einer Anwendung ihrer Forschungen gegenüber skeptisch, weil sie befürchten, ihren Klienten ohne Legitimation fremde Wissensbestände aufzudrücken. Sehr explizit wird dieses Argument beispielsweise von Widdicombe (1995), prinzipiell aber von allen sozialkonstruktivistischen Denkrichtungen vertreten. Wie nicht anders zu erwarten, sind insbesondere die Relativisten (etwa Gergen, 2002 oder Edwards & Potter, 1992) im Zuge ihrer liberalen Weltanschauung empfänglich für dieses Argument. So wird anscheinend aus der richtigen Beobachtung, daß die Rede von Anwendung *in der Mainstream-Psychologie* leicht als fehlgeleitet entlarvt werden kann, der irrige Schluß gezogen, daß es *generell* sinnfrei ist, zwischen Theorie und Praxis zu unterscheiden, da ja auch die Tätigkeit des Theoretikers eine praktische sei. So wird bei Gergen (2002) „die Hierarchie, in der die Theorie über der Praxis steht, durch eine ebene Fläche ersetzt“ (S. 209).

Mithin ist es auch nicht verwunderlich, daß jene Relativisten, wenn sie überhaupt eine praktische Anwendung ihrer Ideen in Erwägung ziehen, dies nur mit dem Ziel tun, ‚einengende‘ Diskurse zu dekonstruieren und im Zuge dessen mehr Platz für die Selbstdefinition des einzelnen oder, wie es Gergen (2002) ausdrückt, für ein „Spektrum neuer Optionen“ (S. 218) zu schaffen.

Gewiß hat das Menschenbild dieser Variante psychologischer Praxis Vorteile. Menschen haben hier nicht eine genau spezifizierbare ‚Natur‘ – wie es der Mainstream glauben machen will –, sondern sind entscheidend von der sie umgebenden Kultur und Gesellschaft geprägt. Anstatt sich gemäß bestimmter vom Psychologen vorgefertigter Schablonen betrachten zu müssen, haben Klienten so die Möglichkeit, sich frei zu definieren. Doch vor allem die relativistischen Ansätze verstricken sich hier schon in Widersprüche: Wie soll überhaupt eine sozial determinierte Marionette frei sein, sich zu definieren? Es wird allerorten von ‚Erweiterung des Handlungsspielraums‘ als Ziel psychologischer Intervention geredet, obwohl gleichzeitig Personen jegliche Handlungsfähigkeit abgesprochen wird (vgl. Kapitel 2.1). Dies ist einmal mehr ein Hinweis darauf, daß die Ablehnung des Handlungsbegriffs durch die Relativisten nur rhetorisch zu verstehen ist; in ihrem ‚Hinterkopf‘ ist er stets präsent. Die Foucaultsche Diskursanalyse tendiert teilweise schon zu einer gemäßigeren Sichtweise, nach der ein Mensch seiner ‚sozialen Auffüllung‘ nicht völlig ausgeliefert ist, sondern die Kompetenz besitzt, aus den Angeboten in gewissem Umfang auszuwählen und sie

neu zu kombinieren. Damit ist das Menschenbild nicht mehr ganz ‚leer‘, aber kommt doch mit sehr wenigen, sehr allgemeinen Annahmen aus, innerhalb derer sich Menschen immer noch ganz unterschiedlich definieren können – und dieses Definieren an sich auch denklogisch möglich ist.

Während hinsichtlich dieser allgemeinen Menschenbildannahmen auch noch meine eigene Konzeption (vgl. Kapitel 3) zustimmen würde, geht sie, wie ich in Kapitel 6.3 zeigen werde, aufgrund ihres explizit kulturalistischen Standpunkts doch über sie hinaus. Warum diese Erweiterung nötig ist, will die folgende Diskussion der Nachteile dieses Menschenbilds für die psychologische Praxis zeigen.

Während Gergen (2002) – um nur ein Beispiel zu nennen (vgl. ausführlicher in Kapitel 7.2) – im Bereich der Psychotherapie einerseits eine „Haltung des Nichtwissens“ (S. 212) propagiert, um den Klienten ihre „lebendige(n) und wichtige(n) Konstruktionen der Welt“ (ebd.) nicht unter den Füßen wegzureißen, gibt er im nächsten Absatz unumwunden zu, daß es „keine Werteneutralität in der therapeutischen Beziehung geben kann“, und daher „legen [solche Therapeuten] ihren Klientinnen und Klienten einfach ihre Werte dar, wenn es im Therapieverlauf zu kritischen Situationen kommt“ (jeweils S. 213). Einerseits wird der Klient also nicht in seinen Konstruktionen bestätigt, sondern es wird ihm zugehört, als sei er quasi ein Außerirdischer, und andererseits wird ihm mitgeteilt, nach welchen ‚privaten‘, aber eigentlich doch nur ‚zufälligen‘ Werten sich der Psychologe und somit auch die Intervention richtet. Der gute Vorsatz, einer Klientin möglichst viel Freiheit *zur* Selbstdefinition zu geben, hat auf diese Weise leicht zur Folge, daß ihr jegliche Grundlage für eine Selbstdefinition genommen, ja gewissermaßen eine Freiheit *von* Selbstdefinition aufgebürdet wird. In diese Richtung hat in den 80er Jahren der sogenannte *Kommunitarismus* Kritik an zeitgenössischer Psychotherapie geltend gemacht. Hier nur ein kurzes Zitat:

„Die Autorität des Therapeuten ist in psychologischem Wissen und klinischer Erfahrung begründet, nicht in moralischen Werten. Der Therapeut ist nicht da, um zu urteilen, sondern um dem Klienten zu einer eigenen Urteilsfähigkeit zu verhelfen. Aber der Therapeut ist selbst darin, daß er sich eines Urteils enthält, ein Modell für den Klienten.“ (Bellah, Madsen, Sullivan, Swidler, & Tipton, 1987, S. 152)

Die Foucaultsche Diskursanalyse erkennt immerhin diese Gefahr: „being faced with a proliferation of alternative and often conflicting accounts of the causes and consequences of particular processes and experiences can be profoundly disorientating. (...) Being faced with choices in the absence of any criteria for making such choices can undermine our ability to act“ (Willig, 1999c, S. 14-5). Doch auch hier findet man

ähnliche Ziele der ‚Dekonstruktion‘: Parker (1999b) will gegenüber dem Klienten einerseits „*respectful*“ sein, will „do justice to the stories people tell about their distress“ (jeweils S. 3), aber andererseits sind es eben nur ‚stories‘, gegenüber denen man „*critical*“ sein sollte, was hier soviel bedeutet wie „to locate the problem in certain cultural practices“ (jeweils ebd.). Aufgrund der in Kapitel 2 erörterten Subjektblindheit kann sich auch die Foucaultsche Diskursanalyse nicht der Praxis der alternativlosen Dekonstruktion erwehren. Obwohl Willig das Ziel der Anwendungstätigkeit „social and psychological change“ (1999c, S. 1) nennt, spricht sie allerorten von sozialen, selten aber von psychischen Veränderungen. Zwar fällt des öfteren das Zauberwort ‚Subjektivität‘, um diese Komponente anzudeuten, aber sie wird nicht mit Inhalt gefüllt (vgl. Kapitel 2). Psychologische Praxis ist demnach – so muß man jedenfalls annehmen – nichts anderes als eine Mischung aus Politologie und Sozialarbeit; man versucht, die eigenen (wie auch immer gewonnenen) kritischen Ansichten über gesellschaftliche Verhältnisse so umzusetzen, daß sich diese Verhältnisse ändern.

Das Kriterium dafür, was überhaupt ‚behandlungsbedürftig‘ ist und somit die Aufmerksamkeit praktisch tätiger Sozialkonstruktivisten verdient, ist somit weniger psychischer als diskursiver bzw. gesellschaftlicher Natur. Es scheint nun also doch auf die Anwendungsstrategie der Relativisten hinauszulaufen: Allen denjenigen Menschen, die sich noch nicht frei fühlen von jeglichen kulturellen Zuschreibungen, die noch nicht gelernt haben, sich als eine Hülle zu verstehen, die sich jeden Tag neu füllen, neu erfinden kann, soll der Weg zu diesem ‚Licht der diskursiven Freiheit‘ geebnet werden. Aus der – in Kapitel 3 fraglich gewordenen – *Vorannahme*, Menschen würden von Diskursen hin- und hergeworfen wie Blätter im Wind, wird kurzerhand das *Ziel* einer Intervention. So muß der Patient vom einengenden psychiatrischen Diskurs ebenso befreit werden wie der Gläubige vom einengenden Diskurs seiner Religion oder der Familienmensch von der irrigen Vorstellung, für seine nächsten Verwandten eine besondere Verantwortung zu tragen.

Wie unschwer zu erkennen ist, verkauft der Sozialkonstruktivismus (und hierbei insbesondere die postmodernen Strömungen) vor dem Deckmantel totaler Toleranz ein ganz bestimmtes Menschenbild, das zudem nicht gerade alltagsplausibel ist: Es wird die Geschichte erzählt von einem unendlich flexibel an neue Diskurse sich anpassenden, von allen Zwängen freigesetzten, daher neugierig suchenden und dazu noch selbstreflexiblen, ja gar selbstironischen Menschen. Daß auch die völlige Freiheit von kulturellen Festlegungen, das blinde Beharren auf einer „leblosen, politisch

korrekten Toleranz“ (Žižek, 2004, S. 45), das für unsere westliche Kultur typisch ist, eine Form der Festlegung, eine, wenn man so will, Kultur als Nicht-Kultur ist, hat kürzlich Slavoj Žižek prägnant formuliert:

„Religion ist erlaubt – aber nicht als eine substanzielle Lebensweise, sondern als ‚Kultur‘ und Lifestyle-Phänomen. Was sie legitimiert, ist nicht ihr innerer Wahrheitsanspruch, sondern die Art, wie sie uns den Ausdruck innerster Gefühle erlaubt. Wir müssen nicht mehr ‚wirklich gläubig sein‘, solange wir bloß (einige) religiöse Rituale und Sitten befolgen. Sogar die Religionen selbst, von der New-Age-Spiritualität bis zum Hedonismus des Dalai Lama, bedienen inzwischen den postmodernen Vergnügungshunger, die Religion als ‚Kultur‘. Vielleicht ist ‚Kultur‘ der Name für all jene Dinge, die wir praktizieren, ohne wirklich an sie zu glauben, ohne sie ‚ernst zu nehmen‘.“ (Žižek, 2004, S. 45)

So ist wohl auch kein Zufall, daß das Menschenbild des Sozialkonstruktivismus in vielem mit dem Identitätsbild übereinstimmt, auf das gegenwärtig die sogenannten ‚postmodernen‘ *gesellschaftlichen* Entwicklungen zusteuern: Auch in Zeiten der Individualisierung (im Sinne von Freisetzung in die Orientierungslosigkeit, vgl. Beck-Gernsheim, 1994) und hier vor allem der Arbeitsmarkt-Flexibilisierung werden ‚Tugenden‘ wie Mobilität, Anpassungsbereitschaft, Ambiguitätstoleranz und Umorientierungswillen gefordert (Bauman, 1994; Keupp, 2002; Sennett, 1998).

Der Sozialkonstruktivismus macht nun, so hat es den Anschein, die derzeitig den Menschen *abverlangte* ‚bodenlose‘ Identitätsfindung kurzerhand zu einem *Ziel* menschlicher Entwicklung. Selbst der ansonsten postmodernen Ideen nicht abgeneigte Keupp (2003) zeigt sich skeptisch: „Die Aufforderung, sich selbstbewusst zu inszenieren, hat ohne Zugang zu den erforderlichen Ressourcen, [sic] etwas Zynisches“ (S. 5). Da, wie bereits erwähnt, der wohl schärfste Kritiker an postmodernen Identitätstheorien der Kommunitarismus ist (z.B. Bellah et al., 1987; Zahlmann, 1992) und zu jenem wiederum Charles Taylor gezählt werden kann, wundert es nicht, daß auch meine nicht wenig von Taylor beeinflusste eigene Konzeption (Kapitel 3) mit dem vom herkömmlichen Sozialkonstruktivismus propagierten Menschenbild nicht einverstanden sein kann: Da sich Menschen erst über kulturelle Gewißheiten, die ihnen Lebenssinn und Heimatgefühl vermitteln, begreifen lernen und weiterentwickeln können, läuft die Dekonstruktion dieser Gewißheiten auf eine Destruktion menschlicher Identität hinaus und schwört psychisches Leid herauf (mehr dazu in Kapitel 6.3):

„Vorfindliches [wird] als Desideratum definiert (...). Sicherheit und Gewißheit werden im öffentlichen Diskurs konnotiert mit Antiquiertheit, Starrheit, Rückwärtsgewandtheit und Leistungsfeindlichkeit (...). Die mit dem Abhanden-Kommen klarer Orientierungen einhergehenden Ängste der Menschen werden dann ebenso wenig ernst genommen wie ihr Leid an dem Druck und Stress, den eine individualisierte Lebensgestaltung – nicht nur in der Arbeitswelt – mit sich bringt.“ (Steinhardt, 2003, S. 8)

6.2.2 Interventionsvorstellungen im Mainstream Angewandter Psychologie

Nun ist es kein Zufall, daß die sozialkonstruktivistischen Anwendungsversuche die Fragen der Problemlokalisation und der Direktivität so radikal beantworten. Wie in fast allen anderen Bereichen will man sich auch hier von der Mainstream-Psychologie abgrenzen. Lokalisiert sie die Probleme, die ihnen die Klienten schildern, in dessen Verantwortung (oder zumindest: in dessen Kopf), sieht der Sozialkonstruktivismus ausschließlich die soziale Umwelt des Betroffenen als Problemfeld vor. Bevorzugt jene, den Klientinnen offen zu sagen, was mit ihnen los ist und wie sie an sich arbeiten können, greift dieser ausschließlich deren Vokabular auf und versucht sie selbst eine Lösung des Problems finden zu lassen.

Wenn also der Sozialkonstruktivismus seine Klienten individualisiert, dann geschieht dies als (überzogene) Reaktion auf die negativen Wirkungen des Mainstreams der Angewandten Psychologie (z.B. Verhaltenstherapie, vgl. Kapitel 7.2). Diese Wirkungen werden mit Begriffen wie Psychologisierung, Selbstdisziplinierung oder *Subjektivierung* beschrieben:

„[P]sychologization' – that is, the casting of difficulties and problems into psychological frameworks and therefore locating them at the level of the individual. Once this is achieved, the onus for change and the moral responsibility for the problem are placed upon the person.“ (Burr, 2000, S. 186-7)

„Subjektivierung' meint diesen (...) Mechanismus, der die andere Seite der allgemeinen Entpolitisierung ist: Gesellschaftliche Probleme werden der Tendenz nach eher gelöst, indem die Subjekte an die Erfordernisse der Sozialstruktur angepaßt werden, als daß diese auf ihre fundamentalen Probleme hin reflektiert und praktisch verändert würde.“ (Horn, 1980, S. 59)

Das dahinterstehende Menschenbild wird oft ‚possessiver Individualismus‘ (Macpherson, 1967; vgl. auch Keupp, 1991) genannt. Es ist vor allem deswegen schwierig zu charakterisieren, weil es größtenteils unserem Alltagsmensenbild entspricht, das der Mainstream der Angewandten Psychologie kritiklos übernimmt: Menschen sind sozial isolierte ‚Monaden‘, die über psychische Reaktionen (Gedanken, Gefühle, Wünsche) verfügen und von einer zentralen Instanz (‚Ich‘, ‚Bewußtsein‘) gesteuert werden. Klagt das Ich über Probleme, so funktioniert seine Steuertätigkeit nicht richtig und muß korrigiert werden: überzogene Ansprüche müssen korrigiert, spontane Gefühlsreaktionen kontrolliert und ‚unrealistische‘ Wünsche aufgegeben werden. Die Äußerung von Problemen ist für den possessiven Individualismus gleichbedeutend mit deren Produktion; anders herum gilt das Problem dann als ‚geheilt‘, wenn die betreffende Person – überspitzt formuliert – im Selbstbeurteilungs-

fragebogen ‚Es geht mir gut‘ ankreuzt (oder auf einer entsprechenden Skala mindestens durchschnittlich abschneidet).⁴⁸

Grundsätzlich ist die Subjektivierung von Problemen, wie am Beispiel des Schwerverbrechens oben erörtert, nicht kategorisch abzulehnen. Ich möchte daher durch einen kurzen Exkurs in die soziologische Individualisierungsforschung darauf hinweisen, daß jenes Menschenbild nicht nur zur Subjektivierung von Problemen, sondern auch zur Individualisierung der Klienten beiträgt – wenn auch nicht auf so direktem Wege, wie dies beim sozialkonstruktivistischen Menschenbild der Fall war. Nach Ulrich Beck kann Individualisierung auf drei Dimensionen stattfinden:

„Herauslösung aus historisch vorgegebenen Sozialformen und -bindungen im Sinne traditioneller Herrschafts- und Versorgungszusammenhänge (‚Freisetzungsdimension‘), Verlust von traditionellen Sicherheiten im Hinblick auf Handlungswissen, Glauben und leitende Normen (‚Entzauberungsdimension‘) und – womit die Bedeutung des Begriffes gleichsam in ihr Gegenteil verkehrt wird – eine neue Art der sozialen Einbindung (‚Kontroll- bzw. Reintegrationsdimension‘).“ (Beck, 1986, S. 206)

Da vermittelnde Instanzen wie Stand, Klasse oder Familie als identitätsstiftende ‚Puffer‘ zwischen Individuum und Gesellschaft weitgehend verschwunden sind, sehen Individualisierungstheoretiker eine „neue Unmittelbarkeit von Individuum und Gesellschaft“ (ebd., S. 118), d.h. gesellschaftliche Probleme wie Arbeitslosigkeit oder Armut schlagen sich direkt in persönliche Krisen und Krankheiten nieder und werden vermehrt auch nur noch als solche wahrgenommen. Im Zuge der zunehmenden Arbeitsmarktabhängigkeit der Individuen kommt es nicht nur zu einer Ausdifferenzierung von Lebenslagen, sondern gleichzeitig auch zu ihrer Institutionalisierung und Standardisierung: Die Individuen werden, vermittelt über den Arbeitsmarkt, auch abhängig von Bildungsangeboten, Konsummöglichkeiten, sozialrechtlichen Regelungen sowie medizinischer Versorgung und – nicht zuletzt – psychologischer Betreuung. Sie befinden sich also in der widersprüchlichen Situation, einerseits für ihre Lebenssituation Verantwortung tragen zu müssen, andererseits aber nur sehr begrenzte Kontrolle über diese zu haben (ebd., S. 119).

Angewandte Psychologie kann somit als Reparaturinstanz der individualisierten Gesellschaft angesehen werden: Erstens versorgt sie ‚entwurzelte‘ Individuen mit neuen Geschichten über sich selbst, an denen sie aufgrund der geringen sozialen

⁴⁸ Besonders eindrücklich äußert sich die Praxis der Subjektivierung in immer neuen Störungskategorien der Klinischen Psychologie (vgl. Parker, Georgaca, Harper, McLaughlin, & Stowell-Smith, 1995). Blech (2003) gibt in seinem journalistisch hervorragend aufbereiteten Buch einen guten Überblick über die jüngsten ‚Erfolge‘ der „Krankheitserfinder“ (ebd., Titel).

Bindung an ein bestimmtes Milieu Mangel leiden. Zweitens fungiert sie als Ort sozialer Kontrolle für die Gesellschaft, d.h. sorgt dafür, daß die in die (auch moralischen) Freiheit entlassenen Menschen immer noch das tun, was dem Gesellschaftssystem zuträglich ist (Keupp, 1994). In diesem Sinne ist es wohl nicht ganz falsch, Angewandte Psychologie als ‚Fitmacherin‘ der Individuen für die individualisierte Gesellschaft und somit als dessen Vorantreiberin zu betrachten. Hellsichtig notierte Beck bereits vor mittlerweile fast zwanzig Jahren:

„Die Psychologie (und Psychotherapie), die das Leiden, das ihr nun massenhaft zugetrieben wird, auf die Individualgeschichte der frühkindlichen Sozialisation zurückführt, wird *kurzschlüssig*. Wo den Menschen die Konflikte aus den Lebensformen, die ihnen vorgegeben sind, entgegenspringen, wo ihr Zusammenleben vorbildlos wird, kann ihr Leiden nicht mehr nur auf Versäumnisse und Weichenstellungen in ihrer individuellen Entwicklungsgeschichte zurückgeführt werden. (...) [Die] Historisierung und gesellschaftsgeschichtliche Revision ihrer Denkformen steht der Psychologie noch bevor, wenn sie nicht dem Schein der Individualisierung, von der sie profitiert, aufsitzen will, indem sie die Ursachen für die Probleme in die Menschen, die sie haben, hineinverlegt.“ (Beck, 1986, S. 194)

Nach diesem kleinen soziologischen Exkurs macht es Sinn, noch einmal alle Kritikpunkte am Mainstream sowie an sozialkonstruktivistischen Varianten der Angewandten Psychologie zusammenzutragen (vgl. Tabelle 2). Diese Kritikpunkte sollen nämlich gleichzeitig als Kriterien für die im folgenden Abschnitt aufzustellende Konzeption einer Praxis des kritisch-psychologischen Sozialkonstruktivismus dienen.

Tabelle 2. Probleme, Lösungsversuche und deren Kritik bei Mainstream- und sozialkonstruktivistischer Angewandter Psychologie.

| Problemstellung | | Mainstream der Angewandten Psychologie | Sozialkonstruktivistische Angewandte Psychologie |
|----------------------|----------------------|---------------------------------------------------------------------------------|------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Lokalisationsproblem | Lösung | Individualismus | Sozialdeterminismus |
| | Kritik | Subjektivierung Individualisierungshilfe | Kontrollverlust Gefahr der Resignation |
| | Grundlage der Kritik | Individualismus ist nicht empirisch begründbar (vgl. Kapitel 6.1 und 7.2) | Sozialdeterminismus widerspricht dem kulturalistischen Menschenbild des Sozialkonstruktivismus |
| Direktivitätsproblem | Lösung | Direktivität | Werte-Toleranz |
| | Kritik | Individualisierungshilfe | Individualisierung |
| | Grundlage der Kritik | Interventionsinhalte sind nicht empirisch begründbar (vgl. Kapitel 6.1 und 7.2) | Werte-Toleranz widerspricht dem kulturalistischen Menschenbild des Sozialkonstruktivismus |

Die Begründungen für die Kritikpunkte habe ich in expliziter Form hinzugesetzt, um dem Vorwurf zuvorzukommen, sie seien nur beim Aufsetzen einer sozialkonstruktivistischen Brille einsichtig. Jeder der beiden Ansätze ist vielmehr nur mit Argumenten kritisierbar, die seinen *eigenen* Grundannahmen (hier: empirische Stützung bzw. Kulturalismus) entspringen. Der Mainstream muß sich mit Problemlokalisation und

Direktivität beschäftigen, weil er sich nicht (oder kaum) über Befunde der Grundlagenforschung legitimieren kann, und der Sozialkonstruktivismus muß die Prüfung über sich ergehen lassen, ob seine Art der Problemlokalisation und Direktivität nicht gegen seine eigenen – kulturalistischen – Prinzipien verstößt.

Angewandte Psychologie darf, so ist bis hierhin deutlich geworden, bei den behandelten Menschen weder zu einer Subjektivierung führen, wie dies bei der Mainstream-Psychologie der Fall ist, noch zu einer Individualisierung⁴⁹, wie sie der gängige Sozialkonstruktivismus heraufbeschwört: Das Problem eines Klienten darf weder vollkommen in ihn hineinverlegt werden, noch einfach wegdiskutiert bzw. ‚dekonstruiert‘ werden; beides ist für ihn gleichermaßen schädlich.⁵⁰

Freilich muß die Begründung für die Schädlichkeit für jeden der in Tabelle 2 geäußerten Kritikpunkte einzeln erfolgen. Gebrauch wird daher meiner Meinung nach – ähnlich wie für psychologische Gesellschaftskritik (vgl. Kapitel 5) – auch für die Anwendung in der psychologischen Praxis ein Kriterium für psychisches Wohlergehen, das über die Art und Richtung der Intervention entscheidet. Es muß erstens Aufschluß über die Lokalisation des Problems geben und zweitens den gängigen kulturellen Standards soweit entsprechen, daß Anweisungen des praktisch tätigen Psychologen nicht als die Aufdrückung einer fremden Weltsicht, sondern eher als Explikation impliziten Wissens wahrgenommen werden. Es bedarf wohl keiner näheren Erläuterung mehr, weshalb das Kriterium der *Anerkennung* all diesen Anforderungen entspricht. Im nächsten Abschnitt werde ich daher die Implikationen einer anerkennungstheoretisch gestützten sozialkonstruktivistischen Praxis erläutern.

6.3 Kritisch-psychologischer Sozialkonstruktivismus in der Praxis

Ich habe im vorangegangenen Abschnitt vom Konzept des Menschenbilds Gebrauch gemacht. Einerseits stellt dieses eine gute Möglichkeit dar, die ethischen Implikationen

⁴⁹ Mit dem Individualisierungsbegriff werden in der Regel auch *positive* Entwicklungen (Befreiung von vorgegebenen Lebensläufen, stereotypen Zuschreibungen etc.) verknüpft (z.B. bei Beck-Gernsheim, 1994). Ich verwende ihn hier allerdings nur im Sinne einer für Individuen schädlichen, weil voneinander isolierenden Entwicklung, da die positiven Vorgänge vom Mainstream der Angewandten Psychologie nicht geleistet werden und auch nicht geleistet werden können. Sie kann, wie beschrieben, nur ‚freisetzen‘, nicht (auf ein Ziel hin) ‚befreien‘. Sie schafft höchstens, um mit Dahrendorf (z.B. 1994) zu sprechen, neue ‚Optionen‘, zerstört aber die ‚Ligaturen‘, d.h. „tiefe kulturelle Bindungen, die Menschen in die Lage versetzen, ihren Weg durch die Welt der Optionen zu finden“ (S. 423).

⁵⁰ Die in der Tabelle aufgeführten negativen Konsequenzen des Sozialdeterminismus spielen aufgrund der Nicht-Direktivität des Sozialkonstruktivismus keine praktische Rolle.

eines theoretischen Ansatzes in der Praxis deutlich zu machen, wie ich es dort getan habe. Andererseits aber darf es nicht insofern mißverstanden werden, als ginge es für psychologische Forschung darum, sich ein möglichst ‚gutes‘ Menschenbild, d.h. „bewußt positive Aspekte des Menschen“ (Wagner, 1995, S. 191) zu suchen. Diesen Eindruck bekommt man z.B. bei Erb (1997, vgl. auch Groeben & Erb, 1997), wenn er „positive Selbstbilder des Menschen von sich als handlungsfähigem, reflexivem, autonomem, d.h. umweltkontrollierendem und -veränderndem Individuum“ (S. 155) für die Psychologie übernehmen will.⁵¹ Kapitel 6.2 hat gezeigt, zu welchen Problemen (‚Subjektivierung‘) eine solche Vorgehensweise im Mainstream der Angewandten Psychologie geführt hat. Nicht das Menschenbild muß ‚positiv‘ sein, sondern die mit ihm einhergehenden Konsequenzen in seiner praktischen Anwendung.⁵²

Genau diese letzte Strategie habe ich ja nun in Kapitel 3 für meinen ‚kritisch-psychologischen Sozialkonstruktivismus‘ verfolgt, eben indem er nicht nur psychologisch, sondern auch ‚kritisch‘ sein mußte.⁵³ Das Resultat dieser Bemühungen möchte ich hier nun kurz in Kontrastierung zu den im vorangegangenen Abschnitt erörterten Menschenbildern explizieren.

Wie wird also festgestellt, ob die Propagierung eines Menschenbilds durch einen praktisch tätigen Psychologen positive oder negative Konsequenzen für die betroffenen Menschen hat? Am besten mit dem Kriterium der Anerkennung (vgl. Kapitel 3.3). Zwar lassen sich, wie in Kapitel 6.2 gesehen, Kritikpunkte wie ‚Subjektivierung‘ und ‚Individualisierung‘ auch ohne das Zurückgreifen auf den Anerkennungsbegriff angemessen geltend machen, doch mit ihm als gemeinsamem Maßstab lassen sie sich wesentlich besser systematisieren: Wird bei einem Menschen ein Problem *subjektiviert*, so kann er sich nicht mehr voll wertgeschätzt wissen, bekommt gewissermaßen einen ‚Makel‘, eine (zeitstabile) Eigenschaft, auf die er sich nicht mehr positiv beziehen kann. Dekonstruiert man hingegen seine Ängste und

⁵¹ Übrigens muß angezweifelt werden, ob es Erb (1997) gelungen ist, jenes Alltagsmensenbild adäquat zu übernehmen. Dies erschließt sich schon allein daraus, daß er die vorweggenommene Kritik, er vernachlässige die Emotionalität, kurioserweise mit dem Argument abwehrt, es handle sich bei der „Dichotomisierung von Kognition und Emotion“ um ein „alltagspsychologisches Vorurteil“ (jeweils S. 200).

⁵² Hier könnte der Eindruck entstehen, die Übernahme von Menschenbildern aus dem Alltag entspräche dem von mir propagierten ‚kulturalistischen‘ Vorgehen. Bei dem erwähnten Beispiel geht es jedoch nicht um eine Erschließung von kulturellen ‚Tiefenstrukturen‘, also um den Versuch, die ‚soziale Grammatik‘ menschlichen Zusammenlebens zu erforschen, sondern es geht um die relativ oberflächliche Übernahme kultureller Rede- und Deutungsmuster.

⁵³ Zur Vermeidung von Mißverständnissen: Freilich habe ich trotz aller ethischen Zielvorstellungen auch Schlüssigkeit, Plausibilität und empirische Stützung meines Theoriegebäudes nicht außer acht gelassen.

Sorgen und *individualisiert* ihn somit, ist dies gleichbedeutend mit einer Freisetzung aus der Anerkennungsordnung seiner Gesellschaft: Wer sich nicht mehr zu einer bestimmten kulturellen Tradition (etwa einem religiösen Glauben oder den Pflichten eines Vaters oder einer Mutter) bekennt, der kann auch keine Anerkennung mehr für die Einnahme dieser kulturellen Position entgegennehmen bzw. sich diese Position nicht positiv anrechnen – so wie man ein Kompliment für eine unbeabsichtigte Leistung nicht ‚annehmen kann‘. Eine subjektivierende Intervention verstößt demnach gegen Honneths Kriterium der Individuierung (‚Individualisierung‘), eine individualisierende gegen das der sozialen Inklusion; beide in Kapitel 6.2 erörterten Formen Angewandter Psychologie müssen bzw. können Gegenstand psychologischer Gesellschaftskritik sein (vgl. Kapitel 5). Inwieweit läßt aber der kritisch-psychologische Sozialkonstruktivismus eine psychologische Praxis ohne diese Nachteile zu? Wie löst er die beiden Schwierigkeiten der Problemlokalisation und Direktivität?

6.3.1 Grundlagen

Die allgemeinste Antwort darauf dürfte mittlerweile bekannt vorkommen: durch ‚Anerkennung‘ als einem theoretisch ausformulierten Kriterium für psychisches Wohlergehen bzw. Leid. Durch die Kategorie der Anerkennung nämlich kann, anders als beim Mainstream der Angewandten Psychologie, der psychisches Leid mit der Selbstauskunft des Betroffenen gleichsetzt, sowie bei den sozialkonstruktivistischen Anwendungsbemühungen, die es als eine von außen aufgedrückte Kategorie ansehen und daher dekonstruieren wollen, Leid erstens sozial verortet und individuell wirksam gesehen werden und zweitens in kulturell akzeptierter Form artikuliert werden. Anerkennung fungiert in der Praxis des kritisch-psychologischen Sozialkonstruktivismus also nicht nur als ethischer Maßstab für die Evaluation einer Intervention, sondern auch als diagnostisches Kriterium. Die Beschreibung des psychischen Problems erfolgt in den gleichen Begriffen wie die des Interventionsergebnisses (die auch Nebenwirkungen etc. beinhalten kann). Diese bis hierhin nur grob skizzierten Zusammenhänge will ich im folgenden näher erläutern.

In Kapitel 6.1 habe ich unter dem Schlagwort *Problemlokalisation* gezeigt, daß die einseitige Etikettierung von Menschen mit psychischen Problemen entweder als ‚Diskursopfer‘ oder ‚Diskurstäter‘ zu kurz greift und daß stattdessen ein Kriterium gesucht werden muß, mit dessen Hilfe sich über die beiden Alternativen in der

jeweiligen konkreten Situation entscheiden läßt. Die praktisch tätige Psychologin hat nun über eine Analyse der Anerkennungsbeziehungen des Klienten eben diese Möglichkeit: Leidet er eher darunter, daß seine Mitmenschen die herrschende Anerkennungsordnung (bzw. seine Anerkennungserwartungen an sie) verletzen oder daß er selbst die herrschende Anerkennungsordnung (bzw. die Anerkennungserwartungen seiner Mitmenschen) verletzt und deshalb von seinen Mitmenschen entsprechend mißachtet wird. Um ein konkretes Beispiel wieder aufzugreifen: Kommt es in unserer Kultur zu einer Vergewaltigung, so wird dies als Mißachtung der persönlichen Rechte des Opfers verstanden. Kommt es bei ihm zu leidvollen psychischen Folgeerscheinungen, dann ist die Ursache hierfür nicht bei ihm zu suchen; er ist eindeutig ‚Diskursopfer‘. Der Vergewaltiger hingegen kann, wenn er etwa unter den Sanktionen gegen seine Tat vonseiten der Gesellschaft psychisch zu leiden hat, keinen Anspruch auf die Opferrolle erheben, weil er selbst seine Mitmenschen mißachtet hat. Zwar kann er Einsprüche gegen das Ausmaß der Sanktionen geltend machen, aber deren Ursprung hat er doch in sich selbst zu suchen. Da in seiner Kultur die Idee gegenseitiger Anerkennung fundamental mit persönlicher Verantwortung verknüpft ist, hilft ihm auch nicht anzumerken, daß er vielleicht in der Vergangenheit selbst Opfer derartiger Mißachtungsvorgänge war.

Das ‚Problem‘ ist also immer beim Mißachtenden lokalisiert. Dieser ist das ‚Mißachtungssubjekt‘ und muß daher auch eine ‚Subjektivierung‘, also eine Zuschreibung des Problems auf seine Person, über sich ergehen lassen. Das Mißachtungsobjekt hat nicht etwa ‚Bewältigungsprobleme‘ oder gar eine ‚Anpassungsstörung‘, sondern es hat zu leiden unter der zugefügten Mißachtung, ebenso wie eine vom Auto angefahrene Person nicht unter einer ‚Rippenprellungsstörung‘ leidet, sondern unter den Schmerzen der durch den Autofahrer zugefügten Rippenprellung. Nichtsdestotrotz müssen bzw. können beide – die angefahrene wie die mißachtete Person – behandelt werden. Wie dies aussehen könnte, will ich an ausgewählten Beispielen in Kapitel 7 zu explorieren versuchen.

Hinsichtlich des *Direktivitätsproblems* liegt der Vorteil eines kulturalistischen Zugangs auf der Hand: Die ethischen Kriterien, mit denen die praktisch tätige Psychologin über die psychische Befindlichkeit der Klienten urteilt, sind nicht die einer bestimmten wissenschaftlichen Tradition (z.B. behavioristische Lerntheorie oder postmoderne Identitätstheorie, vgl. Kapitel 6.2), sondern entsprechen – wenigstens dem Anspruch nach – den in der betreffenden Gesellschaft selbst am ‚tiefsten‘

verankerten Kriterien. Das *Dilemma zwischen der unlegitimierbaren Aufdrückung fremder Wissensbestände und der alternativlosen Dekonstruktion der Wissensbestände des Klienten* wird gelöst, indem dieser mit der ‚Tiefengrammatik‘ seiner eigenen Kultur (und mithin seiner eigenen Denkweise) konfrontiert wird und sein Verhalten und Erleben anhand dieser einzuschätzen lernen muß. Ein wichtiger Teil dieser Tiefengrammatik ist freilich das Beschreiben sozialer Beziehungen in Termini der Anerkennung.

Es mag überrascht haben, daß ich in Kapitel 6.1 nicht ein drittes Problem eingeführt habe, das häufig im Zusammenhang mit Angewandter Psychologie genannt wird: Zu welchen Gunsten sollte eine psychologische Intervention durchgeführt werden? Sollten eher die behandelten Menschen von ihr profitieren oder die übergeordneten sozialen Systeme? Es sollte deutlich geworden sein, daß es sich hier um ein Schein-Problem handelt: Solange nicht geklärt ist, nach welchem Kriterium Problemlokalisation und Intervention erfolgen, sind auch die Alternativen ‚für den Menschen oder für die Gesellschaft‘ nicht mit Inhalt zu füllen. Hat man aber erst einmal dieses Kriterium gefunden, dann erübrigt sich die Frage, weil sie in eben diesem Kriterium ihre Beantwortung findet. Ist das Kriterium ‚kritisch‘, wie in diesem Falle, dann ist von vornherein klar, daß bestimmte derzeit gängige Interventionsformen ausgeschlossen (weil weder für das Individuum noch für seine Gesellschaft nützlich) sind: etwa solche, die in einem Betrieb mit dem Ziel der Gewinnsteigerung die Arbeitsbedingungen unangenehmer (z.B. sozial isolierter) gestalten und somit die Möglichkeiten der betroffenen Mitarbeiter, anerkannt zu werden, vermindern (vgl. Kapitel 5.1.2). Noch offensichtlicher ist dies im Falle des Psychologen, der sein Geld damit verdient, 55-jährige Patienten wieder so weit ‚arbeitsfähig‘ zu machen, daß sie nicht mehr der Renten-, sondern der Arbeitslosenversicherung ‚auf der Tasche liegen‘. Die meisten anderen Anwendungen hingegen sind nicht so eindeutig und müssen genau auf die implizierten Anerkennungsfolgen für die Betroffenen und ihre soziale Umwelt untersucht werden, damit über ihren Nutzen Aussagen getroffen werden können. An die Stelle der humanistischen Dichotomie von ‚für den Menschen‘ einerseits und ‚für den gesellschaftlichen Nutzen‘ andererseits tritt nun also das ausgewogenere Doppelkriterium ‚für möglichst viele Anerkennungsmöglichkeiten bei möglichst vielen Menschen‘ bzw. gemäß Honneth: für Individuierung und soziale Inklusion.

Bevor ich in Kapitel 7 diese noch recht abstrakt erscheinenden Ideen anhand von Beispielen mit Leben füllen werde, muß noch kurz auf die mit ihnen verbundenen Probleme eingegangen werden.

6.3.2 Probleme

Ein erstes Problem besteht in einem Sachverhalt, dem sich jede sozialkonstruktivistische Intervention gegenüberstellt und der auch nicht selten selbstkritisch von ihren Vertretern vorgebracht wird (z.B. Willig, 1999c). Indem man zu allererst die Sprechgewohnheiten der Menschen verändern will, gerät man leicht in den Verdacht, ‚dahinterliegende‘ Probleme und Leiden eher zu verdecken als zu beseitigen („mystifying power structures“, ebd., S. 17). Wenn die Putzfrau nur noch ‚Raumpflegerin‘ genannt wird, heißt das noch lange nicht, daß diese Sprachverordnung auch die Mißachtung beseitigt, mit der Menschen in diesem Beruf begegnet wird. Die hier vorgestellte Interventionsform betrifft, wie ich meine, dieses Problem eher weniger, weil die Kategorie der Anerkennung eben über Sprache hinaus geht und andere symbolische Kommunikationsformen einschließt (vgl. den Diskursbegriff in Kapitel 3.5). Dennoch ist Anerkennung, wie in vorangegangenen Kapiteln mehrfach betont, äußerst flexibel und flüchtig in ihren Erscheinungsformen und somit schwer verlässlich wahrzunehmen, so daß bei jeder erfolgreich erscheinenden Intervention gegen eine ungerechtfertigte Mißachtung untersucht werden muß, ob sich diese Mißachtung nun nicht einfach in anderer, verdeckterer Form äußert. Wodak (1996) benutzt sogar andersherum sozialkonstruktivistische Methoden, um aufzuzeigen, wie bestimmte Machtgefüge trotz bestimmter von oben verordneter, ‚politisch korrekter‘ Reformen (z.B. die offizielle ‚Demokratisierung‘ an einer Schule) hinsichtlich der alltäglichen Interaktionen und somit auch konkreter Entscheidungsfindungen konstant bleiben.

Ein anderes Problem betrifft speziell die hier skizzierte Vorstellung psychologischer Praxis. Diese kann sich, wie bereits angedeutet, in zweierlei Interventionsformen äußern. Die Psychologin und der Klient arbeiten gemeinsam an den Fragen, wie dieser erstens verlorengewonnene Anerkennung wieder zurückgewinnen kann und zweitens Anerkennungsverletzungen, die er anderen Menschen zugefügt hat, rechtfertigen oder in Zukunft vermeiden kann. Dabei müssen nicht immer beide Fragen eine Rolle spielen; aber der Fall des ‚reinen‘ Diskursopfers bzw. Diskurstäters dürfte wohl eher die Ausnahme sein.

Besonders für die erste Frage stellt sich nun ein Problem, das ich als *Paradoxie der Anerkennung* bezeichnen möchte. Es wurde in Kapitel 5 bereits angedeutet. Wenn Anerkennung zum Ziel einer psychologischen Intervention gemacht wird und letztere etwa darin besteht, daß der Klient mit dem ‚Diskurstäter‘ im Sinne einer Versöhnung

nochmals konfrontiert wird oder der ‚tätige‘ Diskurs dekonstruiert wird (vgl. genauer in Kapitel 7), dann stellt sich die Frage, ob eine solcherart forcierte Anerkennung – einem ‚Lippenbekenntnis‘ gleich – nicht jegliche Authentizität und somit auch jegliche Wirkung verliert. Eine psychologisch erzwungene Anerkennung ist gewissermaßen ein Selbstwiderspruch: Daß sich erst ein Therapeut um unsere Anerkennung kümmern muß, ist doch der beste Beweis für unsere tatsächliche Mißachtungswürdigkeit. Menschen wollen ja – in unserer Kultur jedenfalls – nicht aus Prinzip oder gar aus Mitleid anerkannt werden, sondern ‚der Sache wegen‘, einer bestimmten Leistung etwa, auf die sie stolz sind. Mit Ausnahme von rechtlicher Anerkennung kann man die Bestätigung, das positive Urteil durch den anderen nicht einklagen. Dies umschreibt Charles Taylor im Kontext der Multikulturalismus-Debatte, wo es um die Anerkennung zwischen verschiedenen Kulturkreisen geht, folgendermaßen:

„Es ist, wie schon gesagt, sinnvoll, zu behaupten, eine Kultur habe einen Rechtsanspruch darauf, daß wir uns bei der Beschäftigung mit ihr von der Annahme leiten lassen, sie besitze einen Wert. Aber es ist nicht sinnvoll, zu behaupten, sie habe einen Rechtsanspruch darauf, daß wir am Ende zu dem Urteil gelangen, sie sei tatsächlich wertvoll oder genauso wertvoll wie irgendeine andere Kultur. (...) Bei unserer Beschäftigung mit einer anderen Kultur werden wir entweder etwas entdecken, das großen Wert besitzt, oder nicht. Aber zu fordern, daß wir etwas finden müssen, ist genauso unsinnig, wie zu verlangen, daß die Erde rund oder flach oder daß die Lufttemperatur hoch oder niedrig sei. (...) Man trifft [hier] keine Urteile im eigentlichen Sinne, die richtig oder falsch sein können; man drückt nur Gefallen oder Mißfallen aus, man fühlt sich einer anderen Kultur verbunden oder man lehnt sie ab.“ (Taylor, 1993, S. 67)

Paradoxerweise – so läßt sich zugespitzt sagen – möchte zwar ein jeder anerkannt werden, muß diesen Wunsch aber gleichzeitig sorgfältig verstecken, um (in unserer Kultur) nicht als ‚schwach‘ und ‚abhängig‘ angesehen und gerade deswegen nicht anerkannt zu werden. Die von mir propagierte Art psychologischer Intervention birgt also das kaum unterschätzbare Risiko dessen, was sozialkonstruktivistische Autoren wohl mit „victimization“ (z.B. Willig, 1999b, S. 148), zu deutsch: Drängen in die Opferrolle, meinen.

Wie läßt sich dieses Risiko kontrollieren? Der erste Schritt ist sicherlich, es im Verlauf der Intervention immer im Bewußtsein zu haben. Was im jeweiligen Fall beachtet werden muß, ist jedoch sehr kontextspezifisch. Die Paradoxie der Anerkennung kann, so ist zunächst festzustellen, nur im Falle sozialer Wertschätzung, d.h. Anerkennung aufgrund einer Leistung, auftreten. Daß andere meine Leistung bewundern, kann ich nicht erzwingen, wohl aber, daß andere mir meine zugesicherten Rechte gewähren. (Liebe als dritte Dimension der Anerkennung stellt sich in dieser Hinsicht als etwas komplexer dar und wird deswegen hier außen vor gelassen.) Eine Möglichkeit zur

Vermeidung der *victimization* ist daher die Dekonstruktion des Leistungsbegriffs in dem speziellen Kontext. Leidet ein Manager etwa darunter, daß er 10.000 Euro weniger verdient als sein Kollege, dann macht es (nicht nur praktisch, sondern auch theoretisch) wenig Sinn, mit psychologischem Beistand um eine Gehaltserhöhung zu betteln. Der Manager wird wohl ruhiger schlafen können, wenn er sich stattdessen vom Leistungs- und Konkurrenzdenken, das ihm bestimmte Diskurse nahelegen, zu distanzieren lernt. Freilich ist die ‚Dosis‘ derartiger Dekonstruktionsarbeit sorgfältig zu überlegen, um dem Manager nicht zu viel seiner (in seinem Milieu sehr adaptiven) Weltsicht zu zerstören bzw. ihn nicht zu individualisieren.

In anderen Kontexten ist sicherlich der Dekonstruktion eine andere Vorgehensweise zur Vermeidung der *victimization* vorzuziehen, bei der ein Mangel an sozialer Wertschätzung umgedeutet wird in rechtliche Mißachtung (die dann ja erstreitbar ist). Diese Strategie ist insbesondere in einer ‚Leistungsgesellschaft‘ wie der unsrigen, in der immer mehr über Markt, Wettbewerb und ‚Eigenverantwortung‘ geregelt wird, vonnöten. Sie hat mit wieder anderen Problemen zu kämpfen, deren Erörterung jedoch den Rahmen sprengen würde.

7. Beispiele sozialkonstruktivistischer Praxistätigkeiten

Aufbauend auf den Überlegungen des vorangegangenen Kapitels möchte ich nun etwas konkreter auf sozialkonstruktivistisch fundierte psychologische Praxistätigkeiten eingehen. Dabei werde ich den Schwerpunkt auf das Feld der Psychotherapie (Kapitel 7.2) legen, weil hier die bisherigen Versuche, gemäß sozialkonstruktivistischer Denkweisen praktisch tätig zu werden, am umfangreichsten sind. Zudem soll aber noch – wenigstens in einigen Andeutungen – das Feld der Arbeits- und Organisationspsychologie (Kapitel 7.1) eine Rolle spielen, da sich hier, wie ich meine, Diskrepanzen sozialkonstruktivistischer Ansätze zum Mainstream besonders eindrücklich aufzeigen lassen. Das dritte große Anwendungsfach, die Pädagogische Psychologie, werde ich nicht gesondert behandeln. Hier konnte sich eine sozialkonstruktivistische Herangehensweise weitgehend etablieren (für die Lehr-Lern-Forschung vgl. z.B. Reinmann-Rothmeier & Mandl, 2001). Zwar schwebt dieser „neue Konstruktivismus in der Pädagogischen Psychologie“ (ebd., S. 614) begrifflich meist zwischen Individual- und Sozialkonstruktivismus, aber wichtige Grundannahmen des letzteren werden immerhin berücksichtigt:

„[1.] Das Wissen in einer Gesellschaft stellt immer ‚geteiltes Wissen‘ dar, d.h., Wissen wird von Individuen im Rahmen sozialer Transaktionen gemeinsam entwickelt (...). [2.] Das konkrete Denken und Handeln eines Individuums läßt sich jeweils nur auf dem Hintergrund eines konkreten (sozialen) Kontexts verstehen. [3.] Lernen ist stets situiert, d.h., es ist an die inhaltlichen und sozialen Erfahrungen der Lernsituation gebunden. [4.] Wissen wird nicht passiv erworben, sondern aktiv konstruiert.“ (Reinmann-Rothmeier & Mandl, 2001, S. 615)

Obwohl es nicht uninteressant wäre, die Umsetzung dieses Programms kritisch zu analysieren, werde ich dies hier dennoch unterlassen, um für die anderen beiden Anwendungsfelder, in denen der Mainstream eben noch nicht einmal ein Bewußtsein für sozialkonstruktivistische Denkweisen entwickelt hat, mehr Raum zu haben.

Hinsichtlich der beiden erwähnten Praxisbereiche werden sozialkonstruktivistische Ansätze nicht nur mit dem Mainstream verglichen, sondern auch mit denjenigen Anwendungsoptionen, die sich aus der in Kapitel 6.3 skizzierten Praxis meines eigenen Ansatzes ergeben. Für diese aber ist, so sollte dort klar geworden sein, die Unterscheidung zwischen arbeitspsychologischen und psychotherapeutischen Interventionen eine eher künstliche, die sich lediglich nach institutionellen Gewohnheiten richtet. Wie es auch in der Arbeitspsychologie um psychisches Wohlergehen geht, so spielt Arbeit in jeder Psychotherapie als wichtige Identitätsquelle eine große Rolle. Der Gegenstand des kritisch-psychologischen Sozialkonstruktivismus bleibt, ob man ihn am Arbeitsplatz oder im Therapiezimmer praktiziert, derselbe. Insofern ist die spezifizierte Frage nach Beispielen für Praxistätigkeiten unter meinem eigenen Ansatz zu verstehen als Übertragung der in Kapitel 6.3 erarbeiteten allgemeinen Konzeption auf bestimmte kulturell zur Verfügung stehende *institutionelle* Kontexte.

7.1 Arbeits- und Organisationspsychologie

Aus mehreren Gründen fällt die Erörterung einer sozialkonstruktivistischen Praxis der Arbeits- und Organisationspsychologie eher skizzenhaft aus. Erstens gibt es für diese meines Wissens kaum Vorarbeiten; zweitens macht die Vielfalt ihrer Aufgaben eine Auswahl notwendig; drittens ist keineswegs klar, daß eine sozialkonstruktivistische Arbeits- und Organisationspsychologie nicht ein Widerspruch in sich selbst ist. Letzteres hängt maßgeblich davon ab, wie man ihren Aufgabenbereich definiert.

„Als Gegenstand der Organisationspsychologie können wir also (...) die Frage nach den *Zusammenhängen des Erlebens und Verhaltens bzw. Handelns des Menschen mit Struktur-, Prozeß- und Zielcharakteristika von Organisationen* auffassen: Wie wirkt sich die Kontextbedingung ‚Organisation‘ auf menschliches Verhalten aus und was tragen psychologische Erklärungsvariablen zum Funktionieren und Verständnis von Organisationen bei.“ (Schuler, 1993a, S. 2)

An dieser Definition läßt sich bereits erahnen, was man in der Organisationspsychologie (was in Anschluß an das obige Zitat von nun an als Oberbegriff auch Arbeitspsychologie miteinschließt) gewöhnlich tut: Man untersucht, wie Menschen auf so eigentümliche ‚Dinge‘ wie Arbeit und Organisationen reagieren. Bestimmte Merkmale von Arbeit und Organisation (Führungsstil, Gruppen- vs. Einzelarbeit, Hierarchie etc.) werden zu unabhängigen Variablen erkoren, bestimmte psychische Merkmale (Arbeitsmotivation, -zufriedenheit und -leistung) zu abhängigen (vgl. einschlägige Lehrbücher: Frey, Hoyos, & Stahlberg, 1992; Frieling & Sonntag, 1999; Schuler, 1993b; Ulich, 2001). Eine Vielzahl von Fragen ist ableitbar: Fördert Gruppenarbeit die Zufriedenheit? Bei welchem Lärmpegel ist die Motivation optimal? Welcher Führungsstil bewirkt die beste Leistung? Die Ergebnisse lauten dann – hier am Beispiel der letztgenannten Fragestellung – wie folgt: „Es ist völlig unrealistisch, (...) ohne Berücksichtigung situativer Randbedingungen nach ‚dem‘ optimalen Führungsstil zu suchen“ (Gebert, 1992, S. 101). Weitere ‚Faktoren‘ müssen also her – so lange, bis nur noch posthoc-Erklärungen möglich sind, weil kein Ergebnis mehr verallgemeinerbar ist.

Ich muß hier wohl nicht lange begründen, weshalb dem Sozialkonstruktivismus eine solche Herangehensweise fremd ist (vgl. Kapitel 1). Arbeit und Organisationen sind für ihn nicht Dinge, mit denen Menschen *konfrontiert* werden, sondern Teile der Kultur, *in der sie leben*. Zu untersuchen, wie Menschen auf Organisationsstrukturen reagieren, ist ebenso sinnvoll, als wolle man das Verhalten eines Mädchens gegenüber ihrer Barbiepuppe aus deren molekularen Bestandteilen heraus erklären. Groskurth und Volperts (1975) Forderung nach einer ‚Lohnarbeitspsychologie‘, die sich stärker um kulturelle und gesellschaftliche Aspekte von Arbeit kümmert, ist beizupflichten, so man sich klar macht, daß die herkömmliche Arbeitspsychologie „eine spezifische, gesellschaftlich gewordene Form von Arbeit untersucht – die Lohnarbeit im Kapitalismus –, dabei aber den Anschein erweckt, als untersuche sie Arbeit schlechthin, Arbeit im allgemeinen, und eben dadurch diese spezifische und veränderungsbedürftige Form verschleiert“ (Groskurth & Volpert, 1975, S. 8, zit.n. Körner & Zygowski, 1991, S. 331). Ohne unbedingt dem marxistischen Unterton dieser Formulierungen zuzustimmen, muß einer Arbeitspsychologie eben immerhin bewußt sein, daß „es sich bei der Lohnarbeit um nichts weniger als um das zentrale Medium der individuellen wie gesellschaftlichen Reproduktion handelt, dessen Trivialisierung zur ‚Handlung‘ bzw. ‚Tätigkeit‘ besonders ignorant erscheint“ (Körner & Zygowski, 1991, S. 331).

Die Ausgangsfrage allerdings, „unter welchen Bedingungen aus der Sicht der Organisation ein hohes Maß leistungsbezogener Anstrengungsbereitschaft bzw. Leistung und aus der Sicht des Individuums zugleich ein hohes Maß persönlicher Zufriedenheit im Arbeitsprozeß erzielbar sind“ (Gebert, 1992, S. 93), kann, wenn man die Rede von ‚Bedingungen‘ nur weit genug versteht, durchaus von einer sozialkonstruktivistischen Organisationspsychologie übernommen werden. Ich will also im folgenden – unter Ausblendung anderer Teilgebiete der Disziplin – kurz skizzieren, welche Alternativen der Sozialkonstruktivismus hinsichtlich der *Beschreibung, Bewertung und Gestaltung von Arbeitsbedingungen und Arbeitstätigkeiten* aufzuweisen hat.

Die erste wichtige Forderung dabei betrifft die stärkere Fokussierung auf den *Arbeitsinhalt*. Menschen sind bedeutungsverarbeitende Tiere, die Tätigkeiten ausführen wollen, deren Kontext und Sinnhaftigkeit sie verstehen. Sicherlich muß es auch Arbeitspsychologinnen geben, die sich mit Lärmbelastung und Büroarchitektur beschäftigen – aber wie so oft in der Psychologie fühlen sich allzu viele Forscher und Anwender zu Problemfeldern hingezogen, die sich zwar durch sehr gute Meßbarkeit, weniger aber durch praktische Relevanz auszeichnen.

Die sorgfältige Analyse des Arbeitsinhalts hat besondere Wichtigkeit in Zeiten der ‚Subjektivierung der Arbeit‘ (vgl. Kapitel 5.1.2), in denen von der Arbeitnehmerin in zunehmendem Maße gefordert wird, sich selbst mit der ihr gestellten Arbeitsaufgabe zu identifizieren (vgl. Honneth, 2002). Wie fühlt es sich an, als Verkäuferin den ganzen Tag lächeln zu müssen? Welchen Gefahren steht die Managerin gegenüber, die sich in ihrem ganzen Selbstbild von der Erreichung von Zielen abhängig machen muß, die gar nicht die ihren sind? Durchschaut sie die Unternehmensrhetorik von der Selbstverwirklichung im Job, die darin besteht, für vorgegebene Ziele die Mittel selbst erfinden zu müssen (Sennett, 1998)? Man sieht also, daß nicht nur die *Bedeutungsleere* von Arbeit (etwa am Fließband), sondern auch die ‚Vortäuschung‘ von Bedeutung analysiert werden muß. Denn spätestens bei Mißerfolg oder gar Jobverlust macht sich bemerkbar, daß ein Arbeitsverhältnis nicht als einzige Identitätsstütze taugt.

„Es kann nur als zynisch bezeichnet werden, die herrschende Sozialisation zur Lohnarbeit und die betriebliche Zurichtung auch des ‚persönlichen Individuums‘ (s.o), die es erfolgreich verstehen, die Identität des Arbeitenden fest an seinen Lohnarbeiterstatus zu binden, ja jede Lebensperspektive und persönliche Entwicklung über den Lohnarbeiterstatus hinaus abzuschneiden, nicht zum Anlaß für eine Kritik der auf Lohnarbeit ausgerichteten Identität zu nehmen, sondern durch Stilisierung als ‚therapeutisches‘ Ziel noch zu bekräftigen.“ (Körner & Zygowski, 1991, S. 344)

Die Gestaltung von Arbeitsbedingungen und -tätigkeiten wäre demnach immer eine Mischung aus Konstruktion und Dekonstruktion. Konstruiert wird der Zusammenhang, in dem die Arbeit tatsächlich stattfindet, dekonstruiert hingegen der rhetorische Überbau, der die Arbeit als etwas erscheinen läßt, was sie gar nicht ist.

Verpflichtet man sich als Sozialkonstruktivist außerdem Honneths Anerkennungstheorie, wie ich dies in Kapitel 3 getan habe, dann bietet sich ein Kriterium für Arbeitszufriedenheit an, das theoretisch durchdacht ist und nicht bloß Artefakt eines Fragebogens. Als letzteres nämlich erweist sich regelmäßig der Versuch, die Arbeitenden direkt zu befragen. Den Befund, daß die allermeisten Befragten ‚sehr zufrieden‘ sind, muß man dann durch aus der Luft gegriffene Konstrukte wie „resignative Arbeitszufriedenheit“ oder „Pseudo-Arbeitszufriedenheit“ (z.B. Semmer & Udris, 1993, S. 145) erklären. Die Einsicht, daß derartige Befragungsmethoden unzureichend sind, scheint nämlich immerhin vorhanden zu sein: „Die Vorstellung, Ist und Soll seien zwei unabhängige Größen, die man nun auf Übereinstimmung prüfen könne, erweist sich als naiv“ (ebd. S. 144), denn „Zufriedenheitsurteile liegen vermutlich nicht als abrufbare Informationen im Kopf der Befragten parat; vielmehr wird das Urteil erst im Akt der Befragung durch den Befragten konstruiert“ (Gebert, 1992, S. 98-9). Wenn dies dann noch hochtrabend als „wesentliches methodisches Ergebnis“ der „Forschungen zur Dynamik der Entstehung des Zufriedenheitsurteils“ (jeweils ebd., S. 98) bezeichnet wird, wird der Sozialkonstruktivistin die Entscheidung zwischen Lachen und Weinen schwerfallen.⁵⁴

Will man Arbeitstätigkeiten und -bedingungen hinsichtlich Anerkennung und Mißachtung analysieren, so kann dies auf drei Ebenen geschehen. Anerkennung kann erstens im direkten persönlichen Kontakt am Arbeitsplatz erfolgen, zweitens in Symbolen verobjektiviert sein (Höhe der Bezahlung, Größe des Büros etc.) und drittens anhand von gesellschaftsübergreifenden Berufszuschreibungen (Prestige, Ansehen) internalisiert werden. Die dritte Ebene wurde im zweiten Teil dieser Arbeit bereits ausgiebig thematisiert; statt Mißachtungsvorgänge öffentlich zu kritisieren würde man diese bei einer ‚Intervention von unten‘ in analoger Weise den Betroffenen offenlegen (‚Dekonstruktion‘). Die zweite Ebene verspricht freilich nicht allzu viel Handlungsmöglichkeiten für den Psychologen; immerhin kann er aber innerhalb eines

⁵⁴ Ausdrücklich sei darauf hingewiesen, daß sich diese Kritik nicht auf speziell ausgewählte, in der Forschungsperipherie aufgetane Arbeiten bezieht, sondern auf Beiträge in den erwähnten Lehrbüchern.

Arbeitszusammenhangs die Verteilung der Bezüge (und ähnlicher Ressourcen) hinterfragen. Daß hier enormer Klarstellungsbedarf besteht, zeigt die (im Jahr 2004) lebhaft geführte öffentliche Diskussion über Manager-Gehälter in Deutschland.

Die wichtigste und zudem der Gestaltung am leichtesten zugängliche Ebene ist jedoch die der direkten persönlichen Kontakte (mit Mitarbeitern und Vorgesetzten, ggf. auch mit Kunden) im Rahmen der Arbeitstätigkeit. Die Frage lautet nicht, *ob* soziale Kontakte die Arbeitszufriedenheit begünstigen, sondern *wie* diese wichtige Quelle der Anerkennung gefördert werden kann – zumal die Erkenntnis, daß „das Arbeitsverhalten am entschiedensten von den zwischenmenschlichen Beziehungen abhäng[t]“ (Frieling & Sonntag, 1999, S. 34), keineswegs neu ist. Nur leider wird sie selten theoretisch weiter expliziert als in der eben zitierten Form, in der Frieling und Sonntag die Ergebnisse der berühmten Hawthorne-Experimente (vgl. Mayo, 1950) zusammenfassen. In den Lehrbüchern findet man Erkenntnisse über „verbale Anerkennung“ (Weinert, 1998, S. 216) nur randständig unter der Überschrift „Variablen, die als Determinanten der Arbeitszufriedenheit angesehen werden“ (S. 214), und dort unter „ideelle Faktoren“ (S. 216).

Wenn also Menschen in unserer Kultur ‚etwas leisten‘ wollen und dafür Wertschätzung erwarten (vgl. Kapitel 3), stellt sich für psychologische Intervention die Aufgabe, diese Anerkennungsbeziehungen zu fördern, ohne sie zu verkünstlichen (vgl. Kapitel 6.3). Ein soziales Netzwerk um den Arbeitsplatz ist vonnöten, das über die Tätigkeiten des einzelnen fortwährend auf dem laufenden ist und somit Rückmeldungen geben kann über die Güte der Leistung. Ob es sich dabei nun um Arbeitsgruppen im engeren Sinn handelt oder nicht, spielt keine Rolle. Entscheidend ist aber, daß es nicht zu Konkurrenzsituationen kommt (Sennett, 1998): Wenn jeder jeden in anonymer Form fortlaufend bewerten muß, wie dies mittlerweile in vielen Firmen verbreitet ist (vgl. Bröckling, 2000), taugt dies gerade *nicht* als wertschätzendes Feedback, weil die Bewertungen immer nur im Vergleich zu anderen getroffen werden müssen und mithin auch nur in einem Ranking präsentierbar sind.

Diese kurzen Andeutungen zeigen bereits, daß es einiges zu tun gäbe für eine sozialkonstruktivistische Organisationspsychologie. Sie muß zwei gegenläufige Entwicklungen bekämpfen: erstens die aus dem Taylorismus stammende, immer noch fortdauernde Tendenz, Arbeitsvorgänge möglichst zu entkontextualisieren, und zweitens das vor allem im Dienstleistungssektor wachsende Bestreben, die gesamte Persönlichkeit des Arbeitenden für seine Tätigkeit in Anspruch zu nehmen. Das

erstere Problem, das man als ‚Objektivierung der Arbeit‘ bezeichnen könnte, enthält dem Arbeitenden Anerkennung vor (geringe soziale Inklusion), während das letztere Problem, bekannt als ‚Subjektivierung der Arbeit‘, zwar Möglichkeiten der Anerkennung bereitstellt, diese aber an die Bedingung koppelt, daß neben der Arbeitstätigkeit *keine weitere* Möglichkeit der Anerkennung besteht (geringe Individuierung). Der aus letzterem Problem resultierende, von seiner Arbeit vollkommen abhängige ‚Berufsmensch‘ hat aufgrund vielfältiger Mobilitätsanforderungen nicht nur Schwierigkeiten, stabile intime Beziehungen zu finden, sondern ist auch stets – und besonders in Zeiten der Massenarbeitslosigkeit – gefährdet, seine einzige Anerkennungsressource zu verlieren. Eine sozialkonstruktivistische Organisationspsychologie wäre somit als Hilfsinstanz für die Arbeitenden gegen die aggressive Flexibilisierungs- und Wettbewerbsrhetorik des ökonomischen Diskurses und als Fördererin der heutzutage vielzitierten ‚life-work-balance‘ vorzustellen.

Da psychologische Interventionen in Organisationen von diesen in der Regel nur geduldet werden, wenn sie ihnen einen Nutzen versprechen, bleibt schließlich noch die Frage, inwieweit die Versorgung mit Anerkennungsmöglichkeiten auch der Arbeitsleistung förderlich ist. Dies ist eine empirische Frage; aber es gibt keinen Grund zu der Annahme, daß derartige Interventionen der Leistung abträglich sein könnten. Abgesehen davon müssen aber auch die institutionellen Rahmenbedingungen solcher Interventionen hinterfragt werden: Sollten Organisationspsychologinnen nicht, anstatt von außen die Organisation zu ‚erforschen‘, besser in ihr als deren obligatorischer Bestandteil fest verankert sein? So könnte ein hohes Anerkennungspotential gewissermaßen zu einem ‚Sozialstandard‘ definiert werden, den jede Organisation zu erfüllen verpflichtet ist. Um aber derartige – heutzutage leider utopisch erscheinende – Ansprüche formulieren zu können, müßte sich eine solche Interventionsform erst einmal in einzelnen Anwendungen bewährt haben.

7.2 Psychotherapie

Die Fülle der sozialkonstruktivistisch orientierten Ansätze im Bereich der Psychotherapie erlaubt es, in diesem Abschnitt ein wenig mehr ins Detail zu gehen. Ausgangspunkt meiner Argumentation ist der in Kapitel 6 als ‚Subjektivierung‘ eingeführte Kritikpunkt am Mainstream der Angewandten Psychologie, der von Sonntag (1991) für das Feld der Psychotherapie folgendermaßen konkretisiert wird:

„Der Begriff der Störung orientiert sich an den Kriterien praktischer Identifizierbarkeit und einfacher Beseitigungsfähigkeit. (...) Selbst wenn konzediert wird, daß die Störungen durch Umgebungseinflüsse entstehen können, wird der soziale oder gesellschaftliche Zusammenhang schon im Begriff ‚Störung‘ selbst gleich wieder abgeschnitten. (...) Selbst wo es [d.h. dieses technische Modell] außerindividuelle Ursachen einräumt, will es die individuellen Folgen beseitigen. Es setzt voraus, daß der einzelne jene Einflüsse und Ursachen mit Expertenhilfe bewältigen kann und zu bewältigen hat; es blendet aus, daß die Gesellschaft, die Institutionen, die Bedingungen, in denen der einzelne lebt, ihrerseits ‚gestört‘ sein könnten.“ (Sonntag, 1991, S. 27)

Alle sozialkonstruktivistisch orientierten Therapieansätze (vgl. als Überblick: Freedman & Combs, 1996; Gergen, 2002) teilen diese Subjektivierungskritik und verstehen sich als ihre positive Umsetzung. Im folgenden will ich einige dieser Ansätze kurz vorstellen und sie untereinander vergleichen (Kapitel 7.2.2). Um ihre Vor- und Nachteile zu herkömmlichen Therapien genauer einschätzen zu können, werde ich eben diese vorher (Kapitel 7.2.1) exemplarisch kennzeichnen. Die Ergebnisse dieser Erörterungen werde ich in Kapitel 7.2.3 verwenden, wo ich auf der Basis meiner eigenen Konzeption (Kapitel 3 und 6.3) einen Therapieansatz skizzieren werde, der die Vorzüge der besprochenen sozialkonstruktivistischen Therapien berücksichtigen, ihre Schwächen hingegen überwinden soll.

Beide erwähnten Vergleiche (Kapitel 7.2.1 und 7.2.2) beziehen sich auf die Kriterien, die ich in Kapitel 6.2 eingeführt und bereits eingehend erläutert habe, d.h. auf die jeweiligen Vorstellungen über Problemlokalisation und therapeutische Direktivität. Übertragen auf den therapeutischen Kontext lauten sie ausformuliert: ‚Wo liegt das Problem?‘ und ‚Wer weiß, was das Problem ist?‘. Teilweise wird auch ein drittes Kriterium von Interesse sein, das man mit der Frage ‚Wer muß das Problem beseitigen?‘ wiedergeben könnte.

Nun könnte man einwenden, daß mit dem ‚Therapieerfolg‘ das wichtigste Kriterium übersehen wurde. Ist nicht all das Lamentieren über Subjektivierung und Individualisierung (vgl. Kapitel 6.2) unnötig, wo doch Therapie in Gestalt von Symptombeseitigung und Klientenzufriedenheit nur ganz bestimmte, noch dazu gut meßbare Ziele verfolgt? Quantitative Wirksamkeitsstudien, die so argumentieren, sind derzeit sicherlich in Mode (allen voran Grawe, Donati, & Bernauer, 1994). Freilich sind Symptombeseitigung und Klientenzufriedenheit wichtige Indikatoren für eine gute Therapie; keineswegs vernachlässigt werden sollte darüber aber die Frage, wie sich Therapie auf ‚den Rest der Person‘, also jenseits aller Symptome und Zufriedenheitsbekundungen, auswirkt. Wenn eine Klientin den therapeutischen Ratschlag erhält, sich nicht emotional abhängig vom Lebenspartner zu machen, um an Beziehungskrisen

oder einer Trennung nicht zu leiden, dann kann sie auch die positiven Seiten der Abhängigkeit nicht mehr erleben. Wenn der Therapeut rät, depressive Gedanken einfach als Laune des Gehirns hinzunehmen und systematisch abzutrainieren, mag das zwar gegen die Depression helfen – aber es führt ebenso zur Abwertung von Glück und Fröhlichkeit.

Die folgenden Ausführungen sehen sich damit eher der „Qualitative(n) Forschung in der Psychotherapie“ verpflichtet, die „weniger die Erkundung des Dunkels einer solipsistischen Subjektivität, sondern die ‚Methoden‘ der aktiven und kommunikativ realisierten Herstellung (=Konstruktion) eines lokalen Kontexts sozialer Wirklichkeit und deren Einfluß auf kognitive Struktur- und Kategorienbildung“ (jeweils Buchholz, 2000, S. 303, Hervorhebungen weggelassen) interessiert.

7.2.1 Der Selbstmanagement-Ansatz als Beispiel für Mainstream-Therapie

Wie verhalten sich herkömmliche Psychotherapien zu den in Kapitel 6.2 dargestellten Problemen Angewandter Psychologie? Da es wohl einer gesonderten Arbeit bedürft hätte, diese ‚herkömmlichen Psychotherapien‘ in ihrer ganzen Vielfalt zu berücksichtigen, will ich mich auf die *Verhaltenstherapie* (mitsamt ihrer kognitiven Spielarten) als „gegenwärtig dominierenden Ansatz in der angloamerikanischen und deutschsprachigen Klinischen Psychologie“ (Bastine, 1998, S. 93) beschränken. Da auch hier – insbesondere durch die eigentümliche Verquickung mit kognitiven Therapiemethoden – die Vielfalt so groß geworden ist, daß Verhaltenstherapie mittlerweile nurmehr definiert wird als „eine auf der empirischen Psychologie basierende psychotherapeutische Grundorientierung“ (Margraf, 2000a, S. 3), greife ich mir einen ganz bestimmten, konkret ausformulierten Ansatz heraus: die sogenannte ‚Selbstmanagement-Therapie‘ Frederick Kanfers (Kanfer, Reinecker, & Schmelzer, 2000).⁵⁵ Dieser soll gewissermaßen als Prototyp für die gegenwärtig praktizierte Verhaltenstherapie dienen, weil er, wie man sich anhand des Überblicks bei Margraf (2000b) überzeugen kann, auf charakteri-

⁵⁵ Zur Auswahl gerade dieser Therapieform sei noch einiges angemerkt. Einerseits erfolgt die Wahl sicherlich nach inhaltlichen Gesichtspunkten, d.h. Kanfers Ansatz widerspricht den in Kapitel 6 vorgestellten Qualitätskriterien in so eklatanter Weise wie wohl kaum ein anderer. Daß andererseits die Kanferschen Prinzipien durchaus repräsentativ sind für die gegenwärtig praktizierte Verhaltenstherapie, mag daran abzulesen sein, daß Kanfers im folgenden erörtertes Buch in meiner eigenen Grundausbildung in Klinischer Psychologie – von durchaus etablierten Vertretern des Faches wie Reiner Bastine oder Thomas Fydrich – als Basislektüre angepriesen wurde. Nebenbei bemerkt wird so auch der ‚pragmatische‘ Aspekt meiner Auswahl deutlich.

stische Weise die klassisch-verhaltenstherapeutische mit der kognitiven Denkrichtung zu verbinden versucht.

Gleich zu Beginn des Buches wird die Leserin mit einer überraschenden Feststellung konfrontiert: „Im Zuge einer *bescheideneren* Wissenschaftsauffassung sehen wir alle Ergebnisse der psychologischen Grundlagenforschung (sowie speziell der Therapieforschung) allenfalls als *grobe heuristische Leitlinien* für praktisch-therapeutisches Handeln an“ (Kanfer et al., 2000, S. XIII). Später wird ein wenig genauer erläutert, „daß eine heuristische Nutzung vieler Befunde der empirischen Grundlagenforschung hilfreich ist, um das Erreichen diagnostisch-therapeutischer Ziele zu optimieren“ (S. 15). Die Auswahl psychologischer Erklärungsansätze richtet sich zuvörderst nach der „Plausibilität aus der Sicht des Klienten“, denn nur so wird dieser „die Erklärungen als für seinen Lebenskontext sinnvoll übernehmen können“ (jeweils S. 89).⁵⁶

Vom Bezug auf empirische Forschung verspricht man sich also keine Handlungsanleitung für den Therapieprozeß, sondern er dient nur als Quelle ausgefeilter psychologischer Konzepte zur Beschreibung menschlichen Verhaltens. Wenn nun aber diese Konzepte und Konstrukte nicht (wie es in der Verhaltenstherapie gängige Legitimationspraxis war und teilweise noch ist) handlungsleitende Funktion haben, sondern der Klientin einfach als (eine mögliche) ‚plausible Geschichte‘ über sich selber vorgesetzt werden, ist die Frage legitim, wie sich diese Geschichte auf die Klientin auswirkt. Hierfür werde ich zunächst jene Geschichte sowie die ‚diagnostisch-therapeutischen Ziele‘ (siehe obiges Zitat), denen sie untergeordnet ist, kurz umreißen. Kanfers „philosophische und praktische Basisannahmen“ (S. 15) sind unter anderem:

„Unsere Selbstmanagement-Therapie geht davon aus, daß das menschliche Streben nach Selbstbestimmung, Eigenverantwortung, Selbstregulation und Selbständigkeit ein legitimes Ziel darstellt, welchem wir uns mittels unserer Art von Therapie annähern möchten. (...) Wir betonen außerdem einen *prinzipiellen Pluralismus* der Werte, Anschauungen und Lebensstile, was bedeutet, daß Klienten nicht auf ein uniformes ideales Persönlichkeitsbild hin therapiert werden, sondern Raum bleibt für die Entwicklung individueller Ziele und Lebensvorstellungen von Menschen. Wir bevorzugen weiterhin die Konzeption eines *ganzheitlichen Person-Modells*, bei dem jedes Verhalten von Menschen als Funktion drei Einflußgrößen (...) zu verstehen ist, die sich in ständiger Fluktuation befinden.“ (Kanfer et al., 2000, S. 15-6)

⁵⁶ Auch wenn es überraschen mag, hat sich diese ‚bescheidenerer‘ Position, die von kritischen Psychologen seit jeher angemahnt worden ist (z.B. Sonntag, 1991), in der Verhaltenstherapie recht gut etabliert. In Margravs (2000b) anerkanntem Lehrbuch etwa konstatiert Westmeyer (2000) für eine zuvor aufgezählte lange Reihe von Fragen hinsichtlich Gegenstand, Planung und Begründung von Therapie: „Bei allen diesen Fragen sind es soziale Definitionen, Konventionen bzw. Konstruktionen, die bei einer Beantwortung eine zentrale Rolle spielen und oft sogar den Ausschlag geben. Und bei allen diesen Fragen werden die getroffenen sozialen Übereinkünfte nicht durch empirische Forschungsergebnisse erzwungen, sondern im günstigsten Fall durch derartige Ergebnisse angeregt, nahegelegt oder gestützt“ (S. 32).

Die Förderung nach Selbstbestimmung und Eigenverantwortung ist also das Ziel der Therapie. Klienten sollen „systematisch lernen können, ihr Leben (wieder) ohne externe professionelle Hilfestellung zu bewältigen und ihre Ziele mit ihrem tatsächlichen Alltag (und umgekehrt) in Einklang zu bringen“ (S. XV). Das kann umgekehrt freilich nichts anderes heißen, als daß das Problem des Klienten in einem Zu-Wenig an jenen Selbststeuerungskompetenzen besteht. Dazu paßt denn auch, daß das „Streben nach Selbstbestimmung, Selbstverantwortung und Selbststeuerung“ kurzerhand der Rubrik „Menschenbildannahmen“ (jeweils S. 4) zugeordnet wird.

Einerseits bekennt man sich zum Wertepluralismus, andererseits spricht man sich doch für ein konkretes ‚Person-Modell‘ aus, das allerdings ‚ganzheitlich‘ ist – was wohl soviel heißen soll wie ‚allumfassend‘ oder ‚wertneutral‘. Wie sieht dieses Modell – abgesehen von den bereits erwähnten Menschenbildannahmen – aus? Die Wertneutralität endet freilich schon dort, wo der Therapeut dafür sorgen muß, „daß sich die Klienten intensiver mit *ihren* Motiven, Zielen und Werten beschäftigen“ (S. 5, Hervorhebung hinzugefügt). Wer bei Kanfer Therapie machen will, muß aber nicht nur lernen, innere Motive, Ziele und Werte wahrzunehmen, sondern muß auch – um z.B. die sogenannte Verhaltensanalyse (S. 233ff.) erfolgreich durchführen zu können – „menschliches Verhalten als ein Resultat des Zusammenwirkens von drei Variablenbereichen verstehen“ lernen: erstens „alle Einflüsse außerhalb der Person“, wie z.B. die „partnerschaftliche Situation“, zweitens „internale (selbsterzeugte) Prozesse, wie z.B. Denken, (...) und kognitive Inhalte wie z.B. Ziele, Pläne usw.“, und drittens „alle Einflüsse des genetischen und biologischen Systems“ (jeweils S. 28 bzw. 29).

Weil außerdem „Probleme von Klienten als Resultat einer dynamischen Interaktion“ (S. 32) dieser Variablenbereichen zu verstehen sind, besteht Management des Selbst darin, die Einflüsse auf das Selbst zu kontrollieren: Die Welt, in der das Selbst lebt, besteht aus vielerlei ‚Dingen‘ bzw. Variablen, die sich miteinander verrechnen lassen: menschliche Beziehungen, der eigene Körper, ja sogar die eigenen Gedanken. Bei dieser totalen, allumfassenden Verdinglichung bleibt das Selbst als leere Hülse zurück, die die ‚Dinge‘ um sich herum nun in der Tat ‚managen‘ muß.⁵⁷ Kanfer propagiert ein Menschenbild, das die Ideologie des Individualismus bis in die aller-

⁵⁷ Schon Norbert Elias (1972) kennzeichnete die Ideologie des „Homo psychiatricus“ (S. 18), der eine Fortentwicklung des bekannteren ‚Homo clausus‘ ist, damit, daß „bei der Betrachtung des einzelnen (...) das ganze Netzwerk von Beziehungen, an denen er teilhat, alle sozialen Strukturen, zu denen er gehört, so oft unter dem Sammelbegriff ‚Umweltfaktoren‘“ (S. 17) zusammengefaßt werden.

letzte Konsequenz zuendenkt. Bellah et al. (1987) sehen diese Sichtweise gar als für alle zeitgenössischen Therapien charakteristisch an:

„Ein gesunder Mensch entdeckt seine Gefühle und definiert Werte, setzt Prioritäten und entwickelt alternative Strategien, sie zu realisieren, wählt eine dieser Strategien aus und verfolgt sie: Diese Schritte liefern eine Checkliste für strategisches Handeln mit dem Ziel der Selbstverwirklichung. So lebt ein ‚gesunder‘ Mensch, was implizit heißt, so sollten wir leben. So ähnlich könnte auch eine Lehrbuchbeschreibung über Entscheidungsfindung in einer Managementschule klingen.“ (Bellah et al., 1987, S. 155)

„Wir haben gezeigt, daß die Therapie viel Mühe darauf verwendet, innere Gefühle zu entdecken (...). Somit führt die Therapie die Tradition des expressiven Individualismus fort (...). Aber die therapeutische Sprache hat auch das strategische Kosten-Nutzen-Denken und damit eine zentrale Vorstellung des utilitaristischen Individualismus übernommen. Tatsächlich scheint in der zeitgenössischen Therapiesprache die Gedankenwelt des Managements und der Therapie in dem Maße zusammengewachsen zu sein, wie berufliche und ökonomische Strukturen in zunehmend subtileren Formen unsere zwischenmenschliche Beziehungen bestimmen.“ (Bellah et al., 1987, S. 170)

Wie schneidet Kanfers Ansatz hinsichtlich der Kriterien Problemlokalisation und Direktivität ab? Was die Lokalisationsfrage betrifft, so könnte die Sache eindeutiger nicht sein: Weil das Selbst in der erwähnten Art und Weise als isoliert von allem anderen, ja sogar von seinem Körper und seinen Gedanken erscheint, sind alle Probleme ‚hausgemacht‘. Das Selbst muß schnellstmöglich (wieder) lernen, sich selbst zu managen: „sich über wichtige Ziele/Werte klarer zu werden, die für das eigene Leben von Bedeutung sind“ (S. 18), ‚dysfunktionale‘ Kognitionen zu unterlassen, Kontrollbewußtsein in einer unkontrollierbaren Welt mittels kognitiver Umstrukturierung aufzubauen, Probleme sich selbst zuzuschreiben, durch hartnäckige ‚Selbstinstruktionen‘ an ihnen zu arbeiten (vgl. auch Wilken, 1998). Weitestmögliche Subjektivierung von Problemen aller Art ist die Folge.

Hinsichtlich des Direktivitätsproblems liegen die Dinge schon komplizierter. Die klassische Verhaltenstherapie wird ja bekanntermaßen oft einer übermäßigen Direktivität beschuldigt. Die neuen, stärker kognitiv orientierten Verfahren versuchen dieser Kritik nun mit verschiedenen Strategien zu entgehen. Dazu sind sie ja, wie bereits erwähnt, in besonderem Maße gezwungen, weil sie sich nicht mehr direkt auf eine empirische Fundierung stützen (wollen oder können). Die verbreitetste Strategie ist das bereits erörterte Vortäuschen von Wertneutralität: Die Therapie richtet sich nach den individuellen Zielen und Werten der Klienten. Anzunehmen, daß die Beschreibung von Menschen über individuelle Ziele und Werte eine neutrale Beschreibung sei, zeugt dabei von nicht unerheblicher sozialwissenschaftlicher Naivität. Dagegen sind

die später zu erwähnenden postmodernen Versuche, eine wertetolerante Haltung des Therapeuten als bewertungsneutral hinzustellen, wesentlich subtiler.⁵⁸

Speziell bei Kanfer zeigt sich nun noch eine weitere Strategie zur Abwehrgung der Direktivitätskritik. Man könnte sie als ‚Rhetorik der Hilfe zur Selbsthilfe‘ bezeichnen (vgl. Kanfer et al., 2000, S. 45). Der Therapeut instruiert den Klienten für kurze Zeit, damit dieser sich danach angemessen selbst instruieren kann. Kurz: Ziel der Therapie ist die Beendigung der Therapie. Stillschweigend wird mitgedacht: Eine Intervention, die dem Klienten beibringt, sich selbst zu helfen, damit dieser schon bald wieder ohne Therapeut leben kann, darf ruhig direktiv sein. Ist aber dem Klient damit geholfen, nach kurzer Zeit mit seinem Problem wieder allein zu sein und es stetig weiter mit den mühsamen Techniken der kognitiven Umstrukturierung bearbeiten zu müssen? Ist es für ihn nicht besonders unbefriedigend, daß er seine Therapieziele in dem szientistischen Begriffsraster des Therapeuten formulieren mußte, den Weg zu diesen Zielen dann aber teilweise selbst finden muß?

Und sei die Therapie noch so kurz: Hat die Klientin einmal die individualistische Ideologie, die ihr der ‚Seelenexperte‘ als das Ergebnis wissenschaftlicher Erkenntnisse verkauft hat, verinnerlicht, dürften die Folgen dieser *Protoprofessionalisierung* (Keupp, 1987) nachhaltiger sein als bei jeder anderen, deutlich langfristiger angelegten, aber weniger direktiven Therapieform.

Die Frage, inwieweit ein Klient durch Psychotherapie nicht nur behandelt, sondern auch in seinem Selbstbild, seinen Einstellungen etc. verändert wird, halte ich für eine sehr wichtige. Da mir zu ihr keine empirischen Studien bekannt sind (nur soziologisch orientierte: Castel, Castel, & Lovell, 1982; Keupp, 1987; Sonntag, 1991), kann ich hier nur eine anekdotische Erfahrung aus meinem Studium berichten. Ich habe mich zur Klärung der Frage, inwieweit die hier zitierten Lehrbücher mit der an Universitäten

⁵⁸ In einem kleinen Exkurs möchte ich kurz aufzeigen, daß der Ansatz Kanfers keineswegs eine Ausnahme oder ein Extremfall in der zeitgenössischen Therapielandschaft ist. Als letzterer ist vielmehr das sogenannte ‚Zürcher Ressourcen Modell‘ (Storch & Krause, 2002) zu bezeichnen. Wiewohl es sicher nicht von allen Verhaltenstherapeuten unterstützt wird, so war es immerhin – ebenso wie Kanfers Ansatz – Teil meiner eigenen Grundausbildung in Klinischer Psychologie. Ein zentraler Abschnitt der Therapie ist die Findung eines (inhaltlichen) Therapieziels, das folgende drei Kriterien erfüllen muß: Erstens muß das Ziel positiv (d.h. ohne Erwähnung des Mangelzustands) formuliert werden. Zweitens muß der Klient angenehme Körperreaktionen („somatische Marker“) bei der Vorstellung des Zielzustands spüren. Drittens muß er über ‚hundertprozentige Kontrolle‘ über die Zielerreichung verfügen. Diese Kriterien werden plausibel aus *motivationspsychologischen* Befunden abgeleitet, d.h. der Klient soll sich nur solche Ziele wählen dürfen, bei denen die Wahrscheinlichkeit am größten ist, daß er sie auch verwirklichen *wird*. Was bleiben da wohl für Ziele übrig? Solche, die vollkommen unabhängig vom Handeln anderer Menschen und zudem noch ‚hedonistisch abgesichert‘ sind. Zudem dürfen *Probleme* – ob persönlich oder sozial – ähnlich wie bei de Shazer (s.u., Kapitel 7.2.2) gar nicht erst benannt werden.

praktizierten Lehre übereinstimmen, ein Semester lang in eine Einführungsvorlesung über Psychotherapieschulen gesetzt. Im Anschluß an eine Sitzung über Allgemeine Psychotherapie und integrative Ansätze konnte ich folgende aufschlußreiche Äußerung des Dozenten (der überzeugter Vertreter der kognitiven Verhaltenstherapie und Befürworter psychotherapeutischer Evaluationsforschung ist) notieren: „Sie als Studierende sollten sich, bevor sie eine Therapieausbildung anfangen, fragen: Mit welchem Menschenbild identifiziere ich mich? Welcher Ansatz spricht mich an? Diesen *einen* Ansatz sollte man sich dann intensiv aneignen, aber ein offenes Ohr behalten für andere.“ Also nicht Wirksamkeitsstudien, sondern das eigene Weltbild soll über die Wahl der Ausbildung entscheiden? Warum? „Denn nur wenn man auch wirklich hinter dem Ansatz steht, kann man ihn dem Klienten auch glaubhaft vermitteln“ (Zitate jeweils rekonstruiert). Dann hat man also unter Therapie nichts anderes als Weltbildübertragung zu verstehen? Dazu passen jedenfalls empirische Erkenntnisse, gemäß derer Psychotherapeuten überwiegend selbst jene liberal-individualistische Lebensauffassung haben, die ihre Techniken den Klienten vermitteln sollen (vgl. Keupp, 1987).

Die Verhaltenstherapie scheint sich dieser ihrer Position einer ‚Lehranstalt für Individualisierung‘ durchaus bewußt zu sein. In Margravs (2000b) Lehrbuch heißt es zum Thema ‚ethische Fragen‘: „Der Lernerfolg, die Verhaltensänderung in einer Problemkonstellation, bedeutet letztlich auch eine Veränderung von Lebensentwurf und Wertesystem, so daß eine erfolgreiche Behandlung den Menschen verändert“ (Salomon, 2000, S. 184). Legitimiert wird diese Veränderung dadurch, daß man sich bei ihr auf die „in unserer Zeit und Gesellschaft“ anzutreffende „Wertschätzung des Individuums und seiner Autonomie als ethischem Prinzip“ (jeweils ebd., S. 185) beruft. Muß es nicht zynisch klingen, von ‚Wertschätzung des Individuums‘ zu sprechen, wenn man ihm – in Opportunität zu gesellschaftspolitischen Trends – die Verantwortung für all seine Probleme aufbürdet?⁵⁹

Ich überlasse meinen Leserinnen und Lesern, die Stichhaltigkeit dieser vagen Andeutungen einzuschätzen. Behilflich sein möge dabei ein abschließendes Zitat aus Jonathan Franzens jüngstem Bestseller „Die Korrekturen“ (2002), der – nicht nur in

⁵⁹ Freilich gibt es auch anders denkende Therapeuten, vor allem außerhalb der Verhaltenstherapie: So berichtet Reimer (2000, S. 667) kritisch von einem Kollegen, der selbst in Supervision nicht einsehen wollte, weshalb sein Rat an eine stets persönliche Abhängigkeiten suchende Frau, diese Beziehungen einfach dem (von ihm bevorzugten) Ideal der Unabhängigkeit wegen aufzugeben, falsch war.

dem nun folgenden Ausschnitt – die Fortschreitung der Protoprofessionalisierung in den USA eindrücklich beschreibt. Die Hauptfigur Gary wird wie folgt vorgestellt:

„Gary sorgte sich viel um seine geistige Gesundheit (...) Obwohl Gary den aktuellen Trend zur individuellen Gestaltung von Altersgeldanlagen und Ferngesprächstarifen und privaten Bildungsoptionen im Prinzip begrüßte, war er alles andere als begeistert, auch die Verantwortung für seine persönliche Hirnchemie aufgehalst zu bekommen (...) Doch wenn man von Gary eines sagen konnte, dann das: Er war pflichtbewußt. Als er die Dunkelkammer betrat, schätzte er, daß sein Neurofaktor 3 (also Serotonin, ein sehr, sehr wichtiger Faktor) seit sieben, wenn nicht gar dreißig Tagen einen Höchststand verzeichnete (...) Sein Groll gegen Caroline, seine Frau, hielt sich in wohlkontrollierten Grenzen (...) und seine jahreszeitlich angepaßten Gedanken zur Sinnlosigkeit und Kürze des Lebens korrespondierten mit dem robusten Allgemeinzustand seiner geistigen Ökonomie. Er war nicht das kleinste bißchen klinisch depressiv.“ (Franzen, 2002, S. 195-6)

Kanfers Ansatz hat sich – so ist festzuhalten – als Prototyp für den in Kapitel 6.2 allgemein charakterisierten und kritisierten Mainstream der Angewandten Psychologie erwiesen.⁶⁰ Bei seinen Interventionen setzt er Wissensbestände ein, die das Problem einseitig in der Person verorten, dies aber nicht empirisch rechtfertigen können, sondern die Grundlagenforschung nur als rhetorisches Mittel zur Überzeugung der Klienten einsetzen. Weil diese Wissensbestände außerdem noch eine extreme Form des Individualismus beinhalten, der menschliche Beziehungen auf kalkulierbare Kosten-Nutzen-Verhältnisse reduziert, kann bei dieser Art der Therapie neben der subjektivierenden zusätzlich auch eine individualisierende Wirkung vermutet werden.

7.2.2 Sozialkonstruktivistische Therapieansätze

Wenn man alle Therapieansätze aufzählen wollte, die sich irgendwie auf sozialkonstruktivistisches Gedankengut beziehen, wäre (auch) dieses Unterfangen einer eigenen Abhandlung würdig. Ich möchte mich hier auf die bekanntesten derjenigen Ansätze konzentrieren, für die Sozialkonstruktivismus mehr ist als nur ein Modewort für ‚stärkere Berücksichtigung sprachlicher Faktoren‘ oder ähnlichem. Solch oberflächliche Rezeption findet sich etwa in Teilen der Systemischen Therapie (Schiepek, 1999; von Schlippe & Schweitzer, 1999), wenn diese ihre übermäßige subjektivistische Position (die sie der Propagierung des Radikalen Konstruktivismus verdankt) durch

⁶⁰ Angesichts der vorangegangenen therapiefokussierten Diskussion sollte man nicht aus den Augen verlieren, daß all die Probleme der kognitiven Verhaltenstherapien ihren Ursprung in der theoretischen Verfaßtheit der Kognitiven Psychologie haben, die, wie Lieb (1995) richtig bemerkt, „das in der Ethikdebatte erkannte Problem des Fremdkontrollansatzes nicht gelöst, sondern gewissermaßen nur von außen nach innen verlegt hat“ (S. 57, zit. n. Schiepek, 1999). Aus Platzgründen ist mir eine ausführlichere Darstellung dieses Zusammenhangs nicht möglich.

Anreicherung mit zaghaften Verweisen auf Gergen oder Shotter zu korrigieren versucht (so z.B. bei Klammer, 1997).

Darstellung einiger Ansätze

Dennoch sind die Grenzen, wer ‚dazugehört‘ und wer nicht, nicht einfach zu ziehen. So wird beispielsweise die sogenannte *Lösungsorientierte Kurztherapie* Steve de Shazers (1989) sowohl von den Systemischen Therapeuten (von Schlippe & Schweitzer, 1999) als auch von den Sozialkonstruktivistinnen (Gergen, 2002) in Beschlag genommen.⁶¹ De Shazer grenzt seinen Ansatz von anderen ab, indem er den Zusammenhang zwischen dem von der Klientin vorgebrachten Problem und dessen Lösung radikal infrage stellt – sowohl theoretisch als auch als Interventionsstrategie. Er betrachtet also das Denken in Problemtermini als das eigentliche Problem; Ziel der Therapie ist nicht die (meist vom Klienten erhoffte) radikale Beseitigung des ‚Problems‘, sondern die Einsicht des Klienten, daß ‚es‘ sich gar nicht um ein Problem handelt – so daß auch das beklagte Symptom verschwindet.

Um dies zu erreichen, darf in der Therapie nicht zu viel über das vorgebrachte Problem (z.B. ‚meine Depression‘) geredet werden, um es nicht weiter zu verdinglichen. Vielmehr muß es um Lösungsmöglichkeiten gehen, die eben nicht innerpsychische Kräfte heraufbeschwören, sondern den ganz konkreten Alltag der Klientin (Beziehungen zu ihren Mitmenschen, berufliche Situation etc.) betreffen. Neben diesen praktischen Maßnahmen, deren Umsetzungsmöglichkeiten freilich oft begrenzt sein dürften, geht es auch um gezielte kognitive Umstrukturierung, die Parker (1999b) versteht als Dekonstruktion der „categories the client may employ to make it seem as if there is a problem“ (S. 8): Durch die sogenannte ‚Wunderfrage‘ etwa, also der Frage, wie sich der Klient ein Leben jenseits des Problems vorstellt, soll bei ihm ein Nachdenken über positive Handlungsmöglichkeiten angeregt werden, von denen er irrtümlich meint, sie seien ihm durch das Problem verschlossen.

Einen zweiten Strang innerhalb der sozialkonstruktivistischen Therapielandschaft will ich hier *Postmoderne Therapie* nennen, da sie sich besonders eng und radikal

⁶¹ Überhaupt sind die allermeisten der im folgenden erörterten Therapieansätze von Forschern entwickelt worden, die ihrer Ausbildung nach Systemische Therapeuten sind. Weil sich eine eigenständige sozialkonstruktivistische ‚Schule‘ noch nicht entwickelt hat, könnte man die im folgenden mit Attributen wie ‚narrativ‘ oder ‚postmodern‘ gekennzeichneten Ansätze auch als Unterformen einer (dann weiter gefaßten) Systemischen Therapie bezeichnen.

postmodernem Gedankengut verpflichtet fühlt. Nicht speziell die Problemfokussiertheit des Klienten, sondern allgemein die Verengtheit bzw. Einseitigkeit seines Weltbilds ist der Ansatzpunkt für die therapeutische Behandlung: „change in therapy is the dialogical creation of new narrative, and therefore the opening of opportunity for new agency“ (Anderson & Goolishian, 1992, S. 28). Dafür ist es notwendig, daß die Therapeutin keinerlei theoretische Vorannahmen über das Problem des Klienten hat, ja generell eine „position of *not-knowing*“ (ebd.) einnimmt, die sich neugierig und unvoreingenommen gegenüber den Auskünften des Klienten zeigt. „Die Berücksichtigung vieler Sichtweisen“, so wird angenommen, ermöglicht dem Klienten „mehr Flexibilität“ und „neue Handlungsmöglichkeiten“, weil dieses „neue Bewußtsein der Konstruktion“, gemäß dessen sich „die Wahrheit in der Angelegenheit“ als „eine Wahrheit“ herausstellt, als „Befreiung“ empfunden wird (jeweils Gergen, 2002, S. 218).

Kaye (1999) bemüht sich um eine „Socially Critical Position“ (S. 34) innerhalb postmoderner Ansätze. Die Vervielfältigung der individuellen Sichtweisen ist ihm nicht genug; er will durch eine „greater sociopolitical awareness“ (ebd.) des Therapeuten die kulturelle Einbettung dieser Sichtweisen erhellt wissen. Damit geht er auf Abstand zur totalen Wertneutralität, der Position des Nichtwissens, schildert aber nicht, unter welcher theoretischen Position er die Stellung des Klienten in Gesellschaft und Kultur untersuchen will. Weil jedoch zwischen den Zeilen ablesbar ist, daß es sich hierbei wohl um die Foucaultsche Machttheorie handeln dürfte („challenge the truth regimes to which they are subject“, ebd.), stellt der Ansatz von Kaye eine interessante Verbindung zu oft als ‚Narrative Therapy‘ gekennzeichneten Ansätzen dar, die sich explizit auf Foucault beziehen.

Die bekannteste Variante dieser *Narrativen Therapie* stammt zweifellos von Michael White und David Epston (1990a; 1990b). Für sie besteht der wichtigste Ansatzpunkt einer Psychotherapie darin, „Gegenpraktiken zu kulturellen Praktiken“ zu schaffen, „die Menschen und ihre Körper objektivieren“ (jeweils 1990a, S. 82). Die von Foucault beschriebene institutionelle Zurichtung auf Individualität und Selbstsorge muß durch neuartige Sichtweisen torpediert werden. So wie jene Zurichtung sich im Alltag der Menschen darin äußert, daß sie ihr Verhalten an bestimmten Erzählungen bzw. Geschichten ausrichten, die eine individualistische Sicht der Dinge verlangen, so muß Therapie Maßnahmen entwickeln, die den Klienten alternative Geschichten finden lassen. Die wichtigste solcher Maßnahmen wird ‚Problemexternalisierung‘ genannt.

„Bei der ‚Externalisierung‘ versucht der Therapeut, als bedrückend empfundene Probleme zu objektivieren und manchmal auch zu ‚personifizieren‘. Während dieses Prozesses verselbständigt sich das Problem und löst sich damit von dem Menschen oder der Beziehung, die als Problem beschrieben wurden, ab. Die Probleme und Eigenschaften, die bislang an Personen und Beziehungen festgemacht wurden, verselbständigen sich und werden dadurch weniger belastend und einschränkend.“ (White & Epston, 1990a, S. 55)

Aus ‚meiner Traurigkeit‘ wird dann ‚die Traurigkeit‘ oder gar (insbesondere bei Kindern) ‚der Kummermacher‘. Die Therapeutin fragt nach dem Einfluß der ‚Traurigkeit‘ auf das Leben des Klienten (und seiner Beziehungen) und umgekehrt nach dem des Klienten (und seiner Beziehungen) auf das ‚Leben‘ der ‚Traurigkeit‘. Die Verdinglichung des Problems, die Menschen ohnehin vornehmen, aber hinter den dominanten Diskursen des Individualismus verbergen müssen, wird somit überdeutlich gemacht. Der Klient muß das, was ihn bedrückt, nicht mehr sich selbst zurechnen, sondern kann offen mit ihm ‚in Dialog treten‘ und herausfinden, wie er sich gegen es zur Wehr setzen kann. Die Vorzüge dieser erlebnisnahen und gleichzeitig individuumsfernen Beschreibung des Problems faßt Barclay (2001) sehr treffend zusammen:

„By avoiding psychopathological discourse, problems are more likely to be conceptualized as socially constituted. Narrative therapy helps individuals understand their responsibility in the continuation, or exacerbation, of a problem that often has its source outside of themselves. As a result, the problem is influenced by a person and influences a person, but is not identifiable with, or ‚inside‘ a person, as traditional psychotherapeutic discourse has it.“ (Barclay, 2001, S. 275)

Der Wechsel von der einen zur anderen Geschichte, der freilich kein ganz einfacher ist, wird unterstützt durch eine Vielzahl von Fragetechniken, etwa nach sogenannten ‚unique outcomes‘, d.h. nach Geschehnissen in der Vergangenheit, die nicht zur dominanten Geschichte passen. Die Therapeutin versucht nun, den Klienten durch weitere explorative Fragen dabei zu unterstützen, aus jenen ‚unique outcomes‘ Sinn zu schöpfen und sie in „neue, andersartige Geschichten“ (ebd., S. 59) zu integrieren.

Gegenüberstellung

Eine Gemeinsamkeit aller geschilderten sozialkonstruktivistischen Ansätze besteht darin, daß das vom Klienten geschilderte Problem nicht durch diagnostische Klassifikation objektiviert, sondern, ganz im Gegenteil, gezielt ‚dekonstruiert‘ wird. Dahinter steht die Annahme, daß sich viele psychische Schwierigkeiten allein aus den sprachlich-kulturellen Gegebenheiten ergeben, in denen der Klient lebt. Was Gergen (2002) als „Schwerpunkt auf Bedeutungen“ (S. 211) bezeichnet, würde ich lieber ‚Rückkehr zum Inhalt‘ nennen, d.h. Abkehr von abstrakten Störungskategorien zugunsten individuel-

ler Bedeutungs- und Sinnsuche. Unterschiede bestehen zwischen den Ansätzen aber hinsichtlich der Frage, wie jene Gegebenheiten konzeptualisiert werden und auf welcher Ebene folglich die ‚Dekonstruktion‘ geschehen muß.

De Shazer zieht hier eindeutig die individuelle Ebene vor. Das Problem wird als schädliche Konstruktion des Klienten verstanden – die Konstruktion nämlich, ein Problem zu haben. Der Therapeut muß nun den Klienten von der Inadäquatheit seiner Problemsicht überzeugen; dieses „deconstruct it away“ geschieht einfach „by refusing to talk about it“ (jeweils Parker, 1999b, S. 8). Was sich im innovativen Gewand linguistisch orientierter Ansätze präsentiert, stellt sich als eine bestimmte Form kognitiver Therapie heraus. Sozialkonstruktivistische Ideen einfach auf die individuelle Ebene herunterzubrechen (um die es in der Therapie nun einmal geht), führt zum altbekannten Individualkonstruktivismus (z.B. Kelly, 1955).

In gewisser Weise stellt die Postmoderne Therapie eine Verallgemeinerung dieses Vorgehens dar: Nicht nur das Problem, sondern auch alle anderen Dinge, an die der Klient glaubt, werden dekonstruiert, indem ihm ‚vielfältige Sichtweisen‘ aufgezwungen werden. Wie in Kapitel 6.2 erörtert, wird ihm dadurch das postmoderne Menschenbild (das von dessen Fürsprechern freilich meist unbemerkt bleibt) aufgezwungen – was ich auch als Individualisierung bezeichnet habe. Paradoxerweise setzt die Postmoderne Therapie voraus, was dem Sozialkonstruktivismus völlig zuwiderläuft: die Vorstellung, der Mensch könne sich aus ‚vielfältigen Sichtweisen‘ seine private Sinnwelt, seine ‚Patchwork-Identität‘ zusammenbasteln. Aus der richtigen Beobachtung, daß Menschen im Zeitalter der Individualisierung immer mehr zur Patchwork-Identität *gezwungen sind* (Keupp, 2002), wird der irrige Schluß gezogen, daß Menschen dies auch *können* oder gar *wollen*.

Dieser „focus on how people construct their lives“ (Kaye, 1999, S. 30) findet sich eindrücklich beschrieben bei Kaye (ebd.). Daß postmoderne Therapeuten „construe people as living out narratives“ bedeutet „ironically“ die Bestärkung einer „ethic of individualism“ (jeweils ebd.). Dies veranlaßt den Autor dann wiederum zum Vorschlag einer „narrative multiplicity“, die wieder dem postmodernen Menschenbild entspricht, nach dem der Mensch die „capacity to operate flexibly across different contexts“ (ebd., S. 31) besitzt. Spätestens hier wird überdeutlich, in welchem Dilemma die Postmoderne Therapie gefangen ist: Entweder sie zwingt ihren Klientinnen ein unrealistisches Menschenbild auf und fördert somit deren Individualisierung, oder sie

fällt in individualkonstruktivistisches Denken zurück und erschöpft sich somit in Subjektivierungspraktiken, wie sie aus kognitiven Therapien bekannt sind.

Die Narrative Therapie kann dieses Dilemma vermeiden, indem sie Sprache und Kultur anders konzeptualisiert: Nicht chaotische Struktur, Perspektivität, Vielschichtigkeit und andere postmoderne Schlagwörter stehen im Vordergrund, sondern eine gewisse ‚tiefliegende‘ Ordnung der kulturellen Praktiken, wie sie etwa Foucault beschreibt. „Es gibt eine Menge kulturell vorgegebener Diskurse bzw. Erzählungen, die unsere Erfahrung in gängige Schemata pressen“ (White & Epston, 1990a, S. 45). So unbeholfen und kulturfeindlich (vgl. Kapitel 7.2.3) dieses Statement auch klingen mag: Klar ist, daß das Konzept der Erzählung (‚narrative‘) zu allererst als intersubjektiv zugänglich verstanden werden muß. Ob man die individuelle Aneignung dieser Erzählungen dann wiederum mit dem Erzählungskonzept einfangen will, ist eine andere Frage (vgl. Kapitel 7.2.3).

Die Dekonstruktion des Problems wird hier also nicht mehr auf dessen individuelle sprachliche Verfaßtheit verkürzt, sondern betrifft immer auch die Frage, „how the ‚problem‘ is constituted in networks of discourse and power that position the client as helpless and as believing that the problem lies inside them“ (Parker, 1999b, S. 8). Therapie ist letztlich mindestens indirekt immer auch ‚Aufklärung‘ des Klienten über die kulturelle Eingebundenheit seines Handelns. Sie dient den Klienten somit vor allem als „re-constructing‘ how they function in the stories people tell“ (ebd., S. 11). Wie in Kapitel 6.2 bereits angedeutet, birgt dies aber die Gefahr eines Sozialdeterminismus, der sich aufseiten des Klienten als Resignation und Selbstwirksamkeitszweifel niederschlagen kann. Eben diese Gefahr berücksichtigen aber White und Epston, wenn sie ihrer Klientin selbst überlassen, wie sie den Einfluß zwischen eigener Person, externalisiertem Problem und sozialer Umwelt einschätzt. Auf diese Weise wird eine übermäßige Direktivität oder gar die Aufzwingung des sozialkonstruktivistischen Menschenbilds vermieden. White und Epstons Ansatz zeichnet sich mithin als einziger dadurch aus, *weder subjektivierend noch individualisierend* zu wirken.

7.2.3 Therapie im kritisch-psychologischen Sozialkonstruktivismus

Dennoch weist die Narrative Therapie eine Reihe von Probleme und Begrenztheiten auf, die ich im folgenden darstellen und durch Rückgriff auf meine eigene sozialkonstruktivistische Konzeption zu überwinden versuchen will.

Der narrative Ansatz zeichnet sich dadurch aus, das vom Klienten vorgetragene Problem von dessen Person abzulösen, es aber dennoch neu zu konstruieren. Die Dekonstruktion des Problems ist nicht Selbstzweck im Sinne einer Übertragung des postmodernen Menschenbilds auf den Klienten, sondern Mittel zum Zweck der Rekonstruktion (d.h. neuen Konstruierung). Eine entscheidende Frage betrifft nun den Punkt, *wie* diese Rekonstruktion beim Klienten am besten angeregt werden kann. Ist die von White und Epston (1990a) verwendete ‚Objektivierung‘ und ‚Personalisierung‘ wirklich die Methode der Wahl? Meiner Auffassung nach hat sie mit einem nicht zu unterschätzenden Akzeptanzproblem zu tun: In unserer von Wissenschafts- und Technikgläubigkeit geprägten Kultur dürfte es (dementsprechend sozialisierten) Klienten schwer fallen, der Rede von einem objektivierten Problem und ihren Bezügen zur Person Glauben zu schenken. Ein Problem, so die vorherrschende Meinung, ‚schwirrt nicht irgendwo da draußen herum‘, sondern ist fest in den Hirnstrukturen des Klienten verankert (vgl. Kapitel 7.2.1, Stichwort Protoprofessionalisierung). So verwundert wohl auch nicht, daß in einem auffallend großen Teil der Fallbeispiele in White und Epston (1990a) *Kinder* die (Problem-)Klienten sind, die also noch nicht in ihrem Denken soweit eingeschränkt sind, daß sie die Rede von objektivierten, ja personalisierten Problemen gleich als ‚Psychokram‘ abtun. Muß sich nicht also *Psychotherapie* immer auf anerkannte Ergebnisse *psychologischer* Forschung stützen, um gegenüber ihren Klientinnen legitimierbar zu sein?

Ganz allgemein könnte man freilich auch fragen, ob es überhaupt eine nicht-individualistische Therapie in einer individualistischen Kultur geben kann. Muß nicht Therapie per definitionem, wie Berger und Luckmann (1969) schreiben, „sich einer theoretischen Konzeption [bedienen], um zu sichern, daß wirkliche oder potentielle Abweichler bei der institutionalisierten Wirklichkeitsbestimmung bleiben“ (S. 121)? Ist nicht also eine Therapieform, die sich gegen die herrschende ‚Wirklichkeitsbestimmung‘ wendet, ein Ding der Unmöglichkeit?

Diese Fragen sind für einen Therapieansatz, der sich dem kritisch-psychologischen Sozialkonstruktivismus verpflichtet fühlt, von essentieller Bedeutung – und doch kann er sie nicht eindeutig beantworten. Der Akzeptanzkritik stimmt er zu, weil er sich ja selbst als der wissenschaftlichen Psychologie zugehörig definiert hat (vgl. Kapitel 3). Dennoch glaubt er nicht Berger und Luckmanns einseitiger Zuweisung von Therapie „in die Kategorie soziale Kontrolle“ (ebd.). Therapie *muß* sich zwar, wie in Kapitel 6.3 angedeutet, an den kulturellen Grundlagen einer Gesellschaft ausrichten; umgekehrt

kann Therapie aber anhand eben jener Grundlagen gesellschaftliche Praktiken hinterfragen und kritisieren. Therapie *muß* sich, wenn sie ihre Klienten nicht in ein Sinnvakuum stürzen will, auf die Ideale des expressiven Individualismus berufen; umgekehrt *kann* sie aber auf der Basis dieses Kriteriums Auswüchsen des utilitaristischen Individualismus und der Individualisierung widerstehen (vgl. Kapitel 7.2.1; Bellah et al., 1987; Rosa, 1998).

Dies ist aber nicht denkbar unter einem Foucaultschen Menschenbild, wie es White und Epston vertreten. Dann nämlich erscheinen *alle* Formen von Individualismus an sich grundverkehrt, weil sie die Klienten in ihrem Möglichkeitsraum einschränken, ja „ihre gelebten Erfahrungen nicht genügend widerspiegeln“ (1990a, S. 59). Diese Sicht des Menschen, die seine vorgeordnete, ‚natürliche‘ Erfahrung mit einer einengenden, beherrschenden Kultur in ewigem Widerstreit sieht, läuft in ihrer Kulturfeindlichkeit dem von mir propagierten Kulturalismus auf fundamentale Weise zuwider.

Indem sich meine kulturalistische Therapieform auf die Prinzipien der Anerkennung beruft, reproduziert sie in ihrer Praxis wichtige Grundlagen unserer Kultur. Gleichzeitig aber kann sie ihren Klientinnen mehr geben als nur die Möglichkeit der Problemexternalisierung: Sie stellt selbst eine Sprache bereit, die die Probleme der Klienten rekonstruiert, sie verstehbar macht. Der Klient wird nicht zurückverwiesen auf seine ‚gelebte Erfahrung‘, sondern die Ressourcen zu einer Rekonstruktion werden ihm durch den Therapeuten bereitgestellt. Das impliziert immer zu einem gewissen Grad ‚Aufklärung‘, doch wirkt diese – im Gegensatz etwa zur psychiatrischen Aufklärung, alle Probleme lägen in der Hirnchemie des Klienten – nicht entfremdend, nicht subjektivierend, nicht individualisierend.

Gemäß der kulturalistischen Sichtweise wird im übrigen auch das Konzept der Erzählung (‚narrative‘) überflüssig. Denn wo es keine akulturelle ‚gelebte Erfahrung‘ mehr gibt, da macht auch die Rede von einer diesen Erfahrungen ‚übergestülpte‘ Erzählung keinen Sinn mehr. Ohnehin widerspricht ein solches abstraktes, inhaltsleeres Konzept der von mir als Kernmerkmal aller sozialkonstruktivistischen Therapien herausgestellten ‚Rückkehr zum Inhalt‘ (vgl. Kapitel 7.2.2).

In notwendiger Knappheit werde ich nun Anregungen für den konkreten Ablauf einer solchen, bis hierhin nur theoretisch abgegrenzten Therapieform skizzieren. Eine erste Phase der Therapie muß in der *Rekonstruktion* des vom Klienten vorgetragenen Problems in Anerkennungsbegriffen bestehen. Es wird dem Klienten die Sichtweise angeboten und nahegelegt, daß sein Problem eine Folge von Mißachtung durch seine

Mitmenschen ist.⁶² Aus einem psychischen Problem wird dann ein Leiden an unbefriedigenden Beziehungen. Nur das Leiden liegt in der Person der Klientin; wo dessen Ursache und Verantwortlichkeit liegt, muß die Analyse der Anerkennungsbeziehungen ergeben. Dieser erste Schritt ist weniger gewagt oder innovativ, als er auf den ersten Blick vielleicht erscheint: Er bedeutet nicht viel mehr als ein Bekenntnis zum „interpersonale(n) Modell“ der Klinischen Psychologie, demgemäß nach Bastine (1998) Verhalten „als Teil der strukturellen und funktionalen Bedingungen der interpersonalen Beziehungen gesehen und daraus zum nicht geringen Teil erklärt“ (jeweils S. 107) wird.

Ausgangspunkt der zweiten Therapiephase ist also gewissermaßen die ‚Anerkennungsdiagnose‘ des Klienten, d.h. die genaue inhaltliche Analyse der Frage, weshalb bzw. wofür der Klient mißachtet wird. So könnte beispielsweise das Symptom der Magersucht als Mißachtungserwartungen im Zuge des Schönheitsdiskurses rekonstruiert werden, oder depressive Symptome als Mißachtung in bestimmten beruflichen oder familiären Beziehungen. In der zweiten Phase geht es nun um die Frage, wie sich die Klientin gegen diese Mißachtungsvorgänge zur Wehr setzen kann. Dieses Zur-Wehr-Setzen, das ich *Konfrontation* nennen möchte, kann gemäß des kulturalistischen Menschenbilds auf zwei Arten geschehen.

Bei der *Konfrontation mit den Mißachtungspraktiken* geht es für den Klienten darum, sich über bestimmte Mißachtungsurteile (etwa im Zuge des Schönheitsdiskurses) ‚hinwegzusetzen‘, sich etwa durch Dekonstruktion ihrer Kriterien unabhängig von ihnen zu machen. Idealerweise erkennt der Klient, daß die ihm entgegengebrachte Mißachtung (z.B. die Absage einer Bewerbung) nicht auf ihn als Person zu beziehen ist, sondern Teil bestimmter ‚sozialer Spielchen‘ ist. Diese Strategie, die einige Ähnlichkeit mit dem Vorgehen der Narrativen Therapie hat, sollte allerdings nur Verwendung finden, wenn es um verinnerlichte gesellschaftliche Mißachtung aufgrund von bestimmten persönlichen Eigenschaften (Alter, Geschlecht, Aussehen, Behinderung, Krankheitsdiagnose, Ethnie, Beruf etc.) geht. In diesem Fall nämlich wird der Klient nicht von bestimmten Mitmenschen, sondern von seiner Gesellschaft (bzw. deren Diskursen) insgesamt mißachtet.

⁶² Interessanterweise kann in Elias' (1972) Bemühen um eine „Anthropologie, die von der fundamentalen Ausgerichtetheit von Menschen aufeinander ausgeht“ (S. 32) und „der elementaren Bereitschaft der Menschen, sich gefühlsmäßig aneinander zu binden“ (S. 30), Rechnung trägt, ein Vorläufer der hier vertretenen Anerkennungstheorie im therapeutischen Kontext gesehen werden.

Leidet der Klient hingegen an Mißachtung in konkreten interpersonellen Beziehungen (z.B. in der Familie, im Job etc.), so ist eine Dekonstruktion nicht nötig: Mißachtungstä-ter ist hier nicht ein unpersönlicher gesellschaftlicher Diskurs, sondern bestimmte Menschen, die zur Rede gestellt werden können. Sie ist aber nicht nur nicht nötig, sondern auch nicht sinnvoll: Der Dekonstruktion zwischenmenschlicher Beziehungen zu Zweckgemeinschaften müßte man freilich den Vorwurf der Individualisierung machen.

Die Alternative besteht hier darin – ähnlich wie bei de Shazer (vgl. Kapitel 7.2.2) oder allgemein der Systemischen Therapie – dem Klient seine Beziehungspartner konkret gegenüberzustellen. Ziel dieser *Konfrontation mit den Mißachtungstätern* ist die direkte Wiedererlangung von Anerkennung, die oft schon durch das Aufsuchen und Zur-Rede-Stellen der ‚Peiniger‘ erreicht werden kann. Fragen nach den Gründen für die Mißachtung tun ihr übriges für dieses Ziel, indem sie über, wie es Stierlin (2003) in ähnlichem Zusammenhang nennt, „Verdienste und Schuldigkeiten und damit auch die Vorstellungen über das, was einem selbst an Anerkennung, Wertschätzung, oder Wiedergutmachung zusteht, und über das, was man anderen schuldig ist“ (S. 75) Einigkeit oder wenigstens Klarheit schaffen.

Mithin kann sich der ‚Peiniger‘ auch selbst als Opfer herausstellen, etwa im Falle des verlassenen Ehemanns, der mit Vorwürfen seiner Frau konfrontiert wird, sie selbst sei von ihm auf die ein oder andere Weise mißachtet worden. Der Klient lernt aus diesen Begegnungen eigene ‚mißachtungswürdige‘ Eigenschaften kennen, an denen er fortan arbeiten kann. Fallspezifisch kann entschieden werden, ob der Therapeut dem Treffen beiwohnen soll oder nicht. Probleme können sich ergeben, wenn die Zielperson den Kontakt nicht zuläßt oder zu sehr zum Kontakt gezwungen wird, so daß seine Anerkennung nicht mehr authentisch wirkt (vgl. Kapitel 6.3.2).

Naturgemäß sind die Grenzen zwischen verinnerlichter gesellschaftlicher Mißachtung und interpersoneller Mißachtung fließend. Zwischen den beiden erörterten Konfrontationsstrategien, die in Tabelle 3 zusammenfassend gegenübergestellt werden, muß daher sorgfältig und situationsangemessen ausgewählt werden.

Tabelle 3. Gegenüberstellung der beiden Konfrontationsstrategien der Therapie im kritisch-psychologischen Sozialkonstruktivismus.

| Gegenstand der Konfrontation | Mißachtungspraktiken | Mißachtungstäter |
|-------------------------------------------------------|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Art der Mißachtung (Kriterium zur Wahl der Strategie) | verinnerlichte gesellschaftliche Mißachtung aufgrund persönlicher Eigenschaften | interpersonelle Mißachtung |
| Typische Beispielsymptome | Magersucht, Streß im Job | Depression, ‚Anpassungsstörung‘, narzißtisches Verhalten |
| Ziel | ‚Hinwegsetzen‘ über die Mißachtungsurteile | Wiedererlangung von Anerkennung |
| Mittel | <ul style="list-style-type: none"> - aktive Auseinandersetzung mit der eigenen Mißachtungswürdigkeit in der Gesellschaft - Dekonstruktion des Kriteriums der Mißachtung und des irrigen Glaubens, daß diese sich auf die eigene Person richtet | <ul style="list-style-type: none"> - Aufsuchen des Mißachtungstäters, Fragen nach den Gründen seiner Mißachtung - eventuell Erkennen der eigenen ‚Täterschaft‘ (z.B. beim von seinen Mitmenschen verstoßenen Narzißten) |
| Vergleich zu anderen Therapien | ähnlich wie Narrative Therapie | ähnlich wie Systemische Therapie |

In der unendlich ausdifferenzierten Therapielandschaft der Gegenwart kann man das Rad sicherlich nicht mehr neu erfinden. Vieles aber, das unverbunden gemeinsam praktiziert wird, das nur oberflächlich angewandt oder eklektizistisch mit anderen, menschenbildlich vollkommen entgegengesetzten Techniken angewandt wird (vgl. Wagner, 1995), kann man ordnen, straffen und unter ein Gesamtkonzept stellen, das den Namen ‚Therapieform‘ auch verdient.

Abschluß

Was bleibt wohl der Leserin meiner Arbeit im Gedächtnis? Gibt es einen Kerngedanken, eine Grundaussage, die sich aus all den weit verzweigten Ideen, wie sie vor allem den zweiten und dritten Teil kennzeichneten, ableiten läßt? Zu dieser Frage möchte ich hier selbst noch einige Anregungen geben.

Obwohl ich meine Arbeit gemäß der gängigen Abfolge gegliedert habe, nach der die Praxis der Theorie zu folgen hat, könnte man die wichtigste Schlußfolgerung aus der Arbeit auch anders herum lesen, d.h. die bisherigen Erfahrungen und zukünftigen Anforderungen aus den geschilderten Anwendungsbereichen legen eine ganz bestimmte theoretische Orientierung fest:

Um Anwendung finden zu können für Gesellschaftskritik und psychologische Praxistätigkeiten, muß der Sozialkonstruktivismus nicht gänzlich verworfen, aber doch so reformiert werden, daß er den Blick auf menschliches Tun als sprachlich-kulturell konstituiert beibehält, ihm aber einbettet in eine mit diesem Blick konsistente Konzeption des handelnden Subjekts.

Ob diese Konzeption so gewählt werden muß, wie ich dies hier vorgeschlagen habe, ist eine andere Frage. Die von mir bevorzugte Verknüpfung mit Anerkennungstheorien ist ein sicherlich nicht alltägliches Vorhaben, über das wohl die übergroße Mehrheit der von mir zitierten Sozialkonstruktivisten die Nase rümpfen würde. Teilweise resultiert diese Diskrepanz sicherlich aus den ‚pragmatischen‘ Absichten der Anwendung, die ich mit meinem Vorschlag verbunden habe und die sonst, wie ausgiebig geschildert, im Sozialkonstruktivismus eher selten sind. Während ich außerdem die besondere ‚Passung‘ des Anerkennungsbegriffs in die sozialkonstruktivistische Denkweise mehrfach deutlich zu machen versucht habe, beanspruche ich freilich nicht, die einzig mögliche sozialkonstruktivistische Subjektkonzeption gefunden zu haben.

Die Diskussionen in Kapitel 2 haben aber auch gezeigt, daß *nicht jede* solcher Bestrebungen, den Sozialkonstruktivismus zu ‚psychologisieren‘, gleichermaßen geeignet ist. Was also muß – dem Wagnis Anerkennungstheorie vorgeordnet – in einer Subjektkonzeption enthalten sein? Sie muß eben, wie oben hervorgehoben, ‚konsistent‘, stimmig sein mit der sozialkonstruktivistischen Metatheorie. Diese Konsistenz wiederum kann aber, wie ich zu zeigen versucht habe, *nur* hergestellt werden von einer Subjektkonzeption, die menschliches Tun auf eine Weise versteht, wie ich sie in

Kapitel 3 ‚kulturalistisch‘ genannt habe. Nur derjenige, der den Sozialkonstruktivismus kulturalistisch versteht, nur derjenige, für den, um es in Wittgensteinscher Terminologie zu sagen, die Welt nicht nur aus (anonymen) Sprachspielen, sondern *auch* aus (personalen) Lebensformen besteht, kann überhaupt ein Subjekt zwischen all den Diskursen ausfindig machen und somit erst Psychologie betreiben.

Wie bereits in Kapitel 3.5.2 erwähnt, ergibt sich hier ein interessanter Brückenschlag hin zur Kulturpsychologie im Sinne eines Bruner, Boesch oder Straub. Barbara Zielke (2004) zeigt in ihrer leider erst zum Ende meiner Forschungstätigkeiten erschienenen Arbeit, weshalb ein solcher Brückenschlag für beide Seiten fruchtbar sein kann.

„...dass einige der in diesem Kapitel zitierten Vertreterinnen und Vertreter der Kulturpsychologie sich bei weitem nicht so entschieden für eine kognitivismus- und mainstreamkritische, antiuniversalistische und antiindividualistische Position aussprechen wie der Soziale Konstruktivismus und daher ihre ‚Vorschläge‘ nicht in den Gesamtrahmen einer eigenen, auch metatheoretisch begründeten Psychologiekonzeption stellen! In dieser Hinsicht ist der Soziale Konstruktivismus (...) der Kulturpsychologie voraus. Gleichwohl ist deutlich geworden, dass zumindest die handlungstheoretisch fundierte, heute einflussreiche Ausrichtung innerhalb der Kulturpsychologie (...) der sozialkonstruktivistischen Variante auch im Punkt der fundamentalen Kritik nahe steht. Wenngleich die Kulturpsychologie die sozial- bzw. kulturkonstruktivistische Grundhaltung Gergens teilt, derzufolge psychologische Konstrukte ohne den Bezug auf kulturell bestimmte Bedeutungen wenig aussagekräftig sind, zieht sie daraus nicht den Schluß, dass die Psychologie sich allein mit transsubjektiven Strukturen, Praktiken und Prozessen zu befassen hat. Individuen sind Teil der Kultur, Kultur ist Teil des Individuums – beides gilt es in Bezug auf das jeweils andere zu erforschen.“ (Zielke, 2004, S. 334-5)

Geworben habe ich demnach auch nicht zuletzt für einen Sozialkonstruktivismus, der dialogfähig ist, bereit, sich mit verwandten Strömungen wie der Kulturpsychologie ‚anzufreunden‘, und sich nicht allen Ansätzen außer dem eigenen mißtrauisch oder gar abgeneigt zeigt. Die isolierte Position des Sozialkonstruktivismus innerhalb der wissenschaftlichen Disziplinen, die sich einerseits aus jener Ablehnung aller psychologischen Ansätze ergibt, andererseits aber auch aus den weitgehend fehlenden Exportmöglichkeiten der eigenen Forschungsergebnisse in andere Disziplinen (hier läuft nur der Import – etwa aus der postmodernen Philosophie und Wissenssoziologie – auf Hochtouren), muß korrigiert werden zugunsten einer psychologischen ‚full-scale‘-Konzeption, die in produktiven Austausch tritt mit konkurrierenden Sichtweisen der Psychologie und gleichzeitig Ansätze aus Nachbardisziplinen wie der Soziologie aufgreift und auf die psychologische Ebene zuendenkt. In ihren konkreten Vorschlägen zur subjekttheoretischen Erweiterung und gesellschaftstheoretischen Einbindung versteht sich meine Arbeit als einer der ersten Schritte zu einem Sozialkonstruktivismus solchen Zuschnitts.

Literaturverzeichnis

- Anderson, H., & Goolishian, H. (1992). The client is the expert. A not-knowing approach to therapy. In S. McNamee & K. J. Gergen (Hrsg.), *Therapy as Social Construction* (S. 25-39). London: Sage.
- Andresen, S. (2001). *Der Preis der Anerkennung. Frauenforscherinnen im Konkurrenzfeld Hochschule*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Ariès, P. (1976). *Die Entstehung der Kindheit*. München: Hanser.
- Baecker, J., Borg-Laufs, M., Dudar, L., & Matthies, E. (1992). Sozialer Konstruktivismus – eine neue Perspektive in der Psychologie. In S. J. Schmidt (Hrsg.), *Kognition und Gesellschaft* (S. 116-145). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Barclay, M. (2001). Critical Advances in Psychotherapy. *Theory & Psychology*, 11(2), 273-279.
- Bastine, R. (1998). *Klinische Psychologie. Band I: Grundlagen der Allgemeinen Klinischen Psychologie* (3. Aufl.). Stuttgart: Kohlhammer.
- Bauman, Z. (1994). Vom Pilger zum Touristen. *Das Argument*, 205, 389-408.
- Beck, U. (1986). *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Beck, U. (1990). Freiheit oder Liebe. In U. Beck & E. Beck-Gernsheim (Hrsg.), *Das ganz normale Chaos der Liebe* (S. 20-64). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Beck, U., & Beck-Gernsheim, E. (1990). *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Beck-Gernsheim, E. (1994). Individualisierungstheorie. Veränderungen des Lebenslaufs in der Moderne. In H. Keupp (Hrsg.), *Zugänge zum Subjekt. Perspektiven einer reflexiven Sozialpsychologie* (S. 125-146). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bellah, R., Madsen, R., Sullivan, W., Swidler, A., & Tipton, S. (1987). *Gewohnheiten des Herzens. Individualismus und Gemeinsinn in der amerikanischen Gesellschaft*. Köln: Bund.-Verlag.
- Berger, P., & Luckmann, T. (1969). *Die soziale Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Berry, J. W., Poortinga, Y. H., Segall, M. H., & Dasen, P. R. (Hrsg.). (1992). *Cross-cultural psychology: Research and applications*. New York: Cambridge University Press.
- Bhaskar, R. (1978). *A Realist Theory of Science*. Brighton: Harvester Press.
- Bhaskar, R. (1989). *Reclaiming Reality: A Critical Introduction to Contemporary Philosophy*. London: Verso.
- Bittner, J. (2004). Jung, gebildet, allein. *Die Zeit*, 29.1.2004, S. 8.
- Blech, J. (2003). *Die Krankheitserfinder*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Boesch, E. E. (1991). *Symbolic action theory and cultural psychology*. Heidelberg: Springer.
- Bourdieu, P. (1982). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1997). *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*. Konstanz: Univers.-Verlag.
- Bröckling, U. (2000). Totale Mobilmachung. Menschenführung im Qualitäts- und Selbstmanagement. In U. Bröckling, S. Krasmann & T. Lemke (Hrsg.), *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen* (S. 131-167). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bröckling, U., Krasmann, S., & Lemke, T. (Hrsg.). (2000). *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Buchholz, M. (2000). Qualitative Verfahren und Studien. In J. Straub, A. Kochinka & H. Werbik (Hrsg.), *Psychologie in der Praxis. Anwendungs- und Berufsfelder einer modernen Wissenschaft* (S. 296-329). München: dtv.
- Burman, E. (1997). Differentiating and De-developing Critical Social Psychology. In T. Ibanez & L. Iniguez (Hrsg.), *Critical social psychology* (S. 229-240). London: Sage.

- Burr, V. (1995). *An Introduction to Social Constructionism*. London: Routledge.
- Burr, V. (1998). Overview: Realism, Relativism, Social Constructionism and Discourse. In I. Parker (Hrsg.), *Social Constructionism, Discourse and Realism* (S. 13-25). London: Sage.
- Burr, V. (2000). Psychological Distress and Postmodern Thought. In D. Fee (Hrsg.), *Pathology and the postmodern. Mental illness as discourse and experience* (S. 186-206). London: Sage.
- Burr, V. (2003). *Social constructionism* (2. Aufl.). London: Routledge.
- Castel, F., Castel, R., & Lovell, A. (1982). *Psychiatisierung des Alltags. Produktion und Vermarktung der Psychowaren in den USA*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Cavkaytar, E. (2000). *Die Krise der Kritik in der Psychologie. Subjektwissenschaft und Sozialer Konstruktivismus*. Berlin: Dissertation.de (Diss. FU Berlin 1999).
- Chouliaraki, L., & Fairclough, N. (2001). *Discourse in Late Modernity. Rethinking Critical Discourse Analysis*. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Collier, A. (1998). Language, Practice and Realism. In I. Parker (Hrsg.), *Social constructionism, discourse and realism* (S. 47-58). London: Sage.
- Costall, A., & Still, A. (1991). Introduction: Cognitivism as an approach to cognition. In A. Still & A. Costall (Hrsg.), *Against Cognitivism: Alternative foundations for cognitive psychology* (S. 1-6). Sussex: Harvester Press.
- Cromby, J., & Nightingale, D. J. (1999). What's wrong with social constructionism? In D. J. Nightingale & J. Cromby (Hrsg.), *Social constructionist psychology. A critical analysis of theory and practice* (S. 1-19). Buckingham: Open University Press.
- Dahrendorf, R. (1994). Das Zerbrechen der Ligaturen und die Utopie der Weltbürgergesellschaft. In U. Beck & E. Beck-Gernsheim (Hrsg.), *Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften* (S. 421-436). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Danziger, K. (1997). Varieties of social construction. *Theory & Psychology*, 7(3), 399-416.
- Davies, B., & Harré, R. (1990). Positioning: the discursive production of selves. *Journal for the Theory of Social Behavior*, 20(1), 43-63.
- Davis, K., & Moore, W. (1967). Einige Prinzipien der sozialen Schichtung. In H. Hartmann (Hrsg.), *Moderne amerikanische Soziologie* (S. 347-357). Stuttgart: Enke.
- de Saussure, F. (1974). *Course in General Linguistics*. London: Fontana.
- de Shazer, S. (1989). *Wege erfolgreicher Kurztherapie*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Dean, M. (1998). Questions of Method. In I. Velody & R. Williams (Hrsg.), *The Politics of Constructionism* (S. 182-199). London: Sage.
- Edwards, D. (1997). *Discourse and cognition*. London/Beverly Hills, CA: Sage.
- Edwards, D., & Potter, J. (1992). *Discursive Psychology*. London: Sage.
- Elias, N. (1972). Soziologie und Psychiatrie. In H.-U. Wehler (Hrsg.), *Soziologie und Psychoanalyse* (S. 11-41). Stuttgart: Kohlhammer.
- Elias, N. (1976). *Über den Prozeß der Zivilisation*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Erb, E. (1997). Gegenstands- und Problemkonstituierung: Subjektmodelle (in) der Psychologie. In N. Groeben (Hrsg.), *Zur Programmatik einer sozialwissenschaftlichen Psychologie, Bd. I, 1: Metatheoretische Perspektiven. Gegenstandsverständnis, Menschenbilder, Methodologie und Ethik* (S. 139-239). Münster: Aschendorff.
- Fairclough, N., & Wodak, R. (1997). Critical Discourse Analysis. In T. A. van Dijk (Hrsg.), *Discourse as social interaction* (S. 258-284). London: Sage.
- Fontane, T. (1985). *Effi Briest*. Berlin: Aufbau-Verlag.
- Foucault, M. (1977). *Sexualität und Wahrheit, Bd.1*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1991). *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Fox, D., & Prilleltensky, I. (Hrsg.). (1997). *Critical Psychology. An introduction*. London: Sage.
- Franzen, J. (2002). *Die Korrekturen*. Hamburg: Rowohlt.

- Fraser, N., & Honneth, A. (2003a). *Umverteilung oder Anerkennung. Eine politisch-philosophische Kontroverse*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Fraser, N., & Honneth, A. (2003b). Vorbemerkung. In N. Fraser & A. Honneth (Hrsg.), *Umverteilung oder Anerkennung. Eine politisch-philosophische Kontroverse* (S. 7-11). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Freedman, J., & Combs, G. (1996). *Narrative Therapy*. New York: Norton.
- Frey, D., Hoyos, C., & Stahlberg, D. (Hrsg.). (1992). *Angewandte Psychologie. Ein Lehrbuch*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Frieling, E., & Sonntag, K. (1999). *Lehrbuch Arbeitspsychologie*. Bern: Huber.
- Fröhlich, W. D. (1998). *Wörterbuch Psychologie*. München: dtv.
- Gebert, D. (1992). Individuum und Organisation - Ausgewählte organisationspsychologische Aspekte. In D. Frey, C. Hoyos & D. Stahlberg (Hrsg.), *Angewandte Psychologie. Ein Lehrbuch* (S. 92-110). Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Gergen, K. J. (1985). The social constructionist movement in modern psychology. *American Psychologist*, 40, 266-275.
- Gergen, K. J. (1994). *Realities and Relationships. Soundings in Social Construction*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Gergen, K. J. (2002). *Konstruierte Wirklichkeiten. Eine Hinführung zum sozialen Konstruktivismus*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Gough, B., & McFadden, M. (2001). *Critical Social Psychology*. London: Routledge.
- Grawe, K., Donati, R., & Bernauer, F. (1994). *Psychotherapie im Wandel. Von der Konfession zur Profession*. Göttingen: Hogrefe.
- Greenwood, J. D. (1994). *Realism, Identity and Emotion. Reclaiming Social Psychology*. London: Sage.
- Groeben, N. (1986). *Handeln, Tun, Verhalten als Einheiten einer verstehend-erklärenden Psychologie*. Tübingen: Francke.
- Groeben, N., & Erb, E. (1997). Menschenbilder. In J. Straub, W. Kempf & H. Werbik (Hrsg.), *Psychologie. Eine Einführung. Grundlagen, Methoden, Perspektiven* (S. 17-41). München: dtv.
- Groskurth, P., & Volpert, W. (1975). *Lohnarbeitspsychologie. Berufliche Sozialisation: Emanzipation zur Anpassung*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Habermas, J. (2004). Die Wahl ist frei bis zum Schluß. *Die Zeit*, 13.05.2004, S. 21.
- Hacking, I. (1998). On being more literal about construction. In I. Velody & R. Williams (Hrsg.), *The Politics of Constructionism* (S. 49-68). London: Sage.
- Hacking, I. (1999). *Was heißt ‚soziale Konstruktion‘? Zur Konjunktur einer Kampfbokabel in den Wissenschaften*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Harré, R. (1983). *Personal being: A theory for individual psychology*. Oxford: Basil Blackwell.
- Harré, R. (1992). What is real in psychology: a plea for persons. *Theory & Psychology*, 2(2), 153-158.
- Harré, R., & Gillett, G. (1994). *The discursive mind*. London: Sage.
- Harré, R., & van Langenhove, L. (Hrsg.). (1999). *Positioning Theory*. Oxford: Blackwell.
- Hartmann, D., & Werbik, H. (2001). Über Reichweite und Grenzen einer naturwissenschaftlichen Psychologie. *Handlung Kultur Interpretation*, 10(1), 158-179.
- Hepburn, A. (2003). *Critical social psychology*. London: Sage.
- Hollway, W. (1984). Gender difference and the production of subjectivity. In J. Henriques, W. Hollway, C. Urwin, C. Venn & V. Walkerdine (Hrsg.), *Changing the subject. Psychology, social regulation and subjectivity* (S. 227-263). London: Methuen.
- Holzcamp, K. (1983). *Grundlegung der Psychologie*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Holzcamp, K. (1992). On Doing Psychology Critically. *Theory & Psychology*, 2(2), 193-204.
- Holzcamp, K. (1997a). Die Entwicklung der Kritischen Psychologie zur Subjektwissenschaft. In K. Holzcamp (Hrsg.), *Schriften. 1. Normierung, Ausgrenzung, Widerstand* (S. 17-39). Hamburg: Argument.

- Holzcamp, K. (1997b). Theorie und Praxis im Psychologiestudium. In K. Holzcamp (Hrsg.), *Schriften. 1. Normierung, Ausgrenzung, Widerstand* (S. 345-354). Hamburg: Argument.
- Honneth, A. (1990). Die zerrissene Welt der symbolischen Formen. Zum kultursoziologischen Werk Pierre Bourdieus. In A. Honneth (Hrsg.), *Die zerrissene Welt des Sozialen* (S. 156-181). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Honneth, A. (1992). *Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Honneth, A. (2000a). *Das Andere der Gerechtigkeit*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Honneth, A. (2000b). Pathologie des Sozialen. Tradition und Aktualität der Sozialphilosophie. In A. Honneth (Hrsg.), *Das Andere der Gerechtigkeit* (S. 11-69). Frankfurt a.M. Suhrkamp.
- Honneth, A. (2002). Organisierte Selbstverwirklichung. Paradoxien der Individualisierung. In A. Honneth (Hrsg.), *Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus* (S. 141-158). Frankfurt a.M.: Campus.
- Honneth, A. (2003a). Die Pointe der Anerkennung. Eine Entgegnung auf die Entgegnung. In N. Fraser & A. Honneth (Hrsg.), *Umverteilung oder Anerkennung. Eine politisch-philosophische Kontroverse* (S. 271-305). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Honneth, A. (2003b). Einleitung: Genealogie als Kritik. In A. Honneth & M. Saar (Hrsg.), *Michel Foucault: Zwischenbilanz einer Rezeption. Frankfurter Foucault-Konferenz 2001* (S. 117-121). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Honneth, A. (2003c). Nachwort. Der Grund der Anerkennung. Eine Erwiderung auf kritische Rückfragen. In A. Honneth (Hrsg.), *Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte* (erweiterte Ausgabe, S. 306-341). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Honneth, A. (2003d). Umverteilung als Anerkennung. Eine Erwiderung auf Nancy Fraser. In N. Fraser & A. Honneth (Hrsg.), *Umverteilung oder Anerkennung. Eine politisch-philosophische Kontroverse* (S. 129-224). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Honneth, A., & Saar, M. (Hrsg.). (2003). *Michel Foucault: Zwischenbilanz einer Rezeption. Frankfurter Foucault-Konferenz 2001*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Horn, K. (1980). Psychiatrie und Subjektivierung. In K. Heinrich (Hrsg.), *Psychiatrische Soziologie. Ein Beitrag zur sozialen Psychiatrie?* Weinheim: Beltz.
- Howitt, D. (1991). *Concerning Psychology. Psychology applied to social issues*. Buckingham: Open University Press.
- Ibanez, T., & Iniguez, L. (Hrsg.). (1997). *Critical social psychology*. London: Sage.
- Jandl, M. J. (1999). *Kritische Psychologie und Postmoderne*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Kanfer, F. H., Reinecker, H., & Schmelzer, D. (2000). *Selbstmanagement-Therapie. Ein Lehrbuch für die klinische Praxis*. (3. Aufl.). Berlin: Springer.
- Kaye, J. (1999). Towards a Non-Regulative Praxis. In I. Parker (Hrsg.), *Deconstructing psychotherapy* (S. 19-38). London: Sage.
- Kelly, G. A. (1955). *The Psychology of Personal Constructs*. New York: Norton.
- Keupp, H. (1987). *Psychosoziale Praxis im Umbruch. 7 Essays*. Bonn: Psychiatrie-Verlag.
- Keupp, H. (1988). *Risikante Chancen. Das Subjekt zwischen Psychokultur und Selbstorganisation*. Heidelberg: Asanger.
- Keupp, H. (1991). Für eine diskursive Psychologie jenseits des 'possessiven Individualismus'. In G. Jüttemann (Hrsg.), *Individuelle und soziale Regeln des Handelns. Beiträge zur Weiterentwicklung geisteswissenschaftlicher Ansätze in der Psychologie* (S. 185-196). Heidelberg: Asanger.
- Keupp, H. (1994). *Psychologisches Handeln in der Risikogesellschaft. Gemeindepsychologische Perspektiven*. München: Quintessenz.
- Keupp, H. (2002). *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne* (2. Aufl.). Reinbek: Rowohlt.
- Keupp, H. (2003). Das Subjekt in der Postmoderne - zwischen Multiphrenie und Selbstsorge. *Psychiatrische Praxis*, 30(S1), 3-13.

- Klammer, G. (1997). Sozialkonstruktivistische Grundlagen für Paartherapien. *System Familie*, 10, 2-9.
- Klein, N. (2001). *No Logo! Der Kampf der Global Players um Marktmacht. Ein Spiel mit vielen Verlierern und wenigen Gewinnern*. München: Riemann.
- Kocka, J. (2000). Erwerbsarbeit ist nur ein kulturelles Konstrukt. *Frankfurter Rundschau*, 9.5.2000, S. 24.
- Körner, W., & Zykowski, H. (1991). Arbeit und psychische Störungen. In G. Hörmann & W. Körner (Hrsg.), *Klinische Psychologie. Ein kritisches Handbuch* (S. 331-351). Reinbek: Rowohlt.
- Laucken, U. (1989). *Denkformen der Psychologie. Dargestellt am Entwurf einer Logographie der Gefühle*. Bern: Huber.
- Laucken, U. (1995). Sozialkonstruktivistische Sozialpsychologie. Grundlagen, Einordnung und Abgrenzung, offene Fragen. *Handlung Kultur Interpretation*, 4, 173-206.
- Laucken, U. (1998). *Sozialpsychologie. Geschichte, Hauptströmungen, Tendenzen*. Oldenburg: BIS.
- Laucken, U. (2003). *Theoretische Psychologie. Denkformen und Sozialpraxen*. Oldenburg: BIS.
- Leggewie, K. (2003). *Die Globalisierung und ihre Gegner*. München: Beck.
- Lieb, H. (1995). *Verhaltenstherapie, Systemtheorie und die Kontrolle menschlichen Verhaltens. Ein Beitrag zur Paradigmendiskussion in der Psychotherapie*. Regensburg: S. Roderer.
- Lorber, J. (1999). *Gender-Paradoxien*. Opladen: Leske & Budrich.
- Mackenzie, C. (1998). Social Constructionist Political Theory. In I. Velody & R. Williams (Hrsg.), *The Politics of Constructionism* (S. 200-220). London: Sage.
- Macpherson, C. B. (1967). *Die politische Theorie des Besitzindividualismus*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Maiers, W. (2000). *Kritische Psychologie - eine blosse Episode?* Retrieved 12.04.2004, from http://www.kritische-psychologie.de/texte/sp/wm_kripsy_episode.pdf
- Maiers, W., & Tolman, C. (1996). Critical Psychology as Subject-Science. In I. Parker & R. Spears (Hrsg.), *Psychology and society. Radical theory and practice* (S. 105-115). London: Pluto.
- Margraf, J. (2000a). Grundprinzipien und historischen Entwicklung. In J. Margraf (Hrsg.), *Lehrbuch der Verhaltenstherapie. Band 1: Grundlagen, Diagnostik, Verfahren, Rahmenbedingungen* (2. Aufl., S. 1-30). Berlin: Springer.
- Margraf, J. (Hrsg.). (2000b). *Lehrbuch der Verhaltenstherapie. Band 1: Grundlagen, Diagnostik, Verfahren, Rahmenbedingungen* (2. Aufl.). Berlin: Springer.
- Markard, M. (1998). Kritische Psychologie als marxistische Subjektwissenschaft. In B. Fried, C. Kaindl, M. Markard & G. Wolf (Hrsg.), *Erkenntnis und Parteilichkeit. Kritische Psychologie als marxistische Subjektwissenschaft* (S. 29-41). Hamburg: Argument.
- Markard, M. (2000a). Kritische Psychologie: Methodik vom Standpunkt des Subjekts [31 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research [On-line Journal]*, 1(2), Verfügbar über: www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-00/02-00markard-d.htm [15.11.2003].
- Markard, M. (2000b). "Lose your dreams and you will lose your mind" oder: Was ist kritisch an der Kritischen Psychologie. *Forum Kritische Psychologie*, 42, 3-52.
- Matthes, J. (1992). The Operation Called 'Vergleichen'. In J. Matthes (Hrsg.), *Zwischen den Kulturen. Die Sozialwissenschaften vor dem Problem des Kulturvergleichs* (S. 75-102). Göttingen: Schwartz.
- Mayntz, R. (1970). Kritische Bemerkungen zur funktionalistische Schichtungstheorie. In D. Glass & R. König (Hrsg.), *Soziale Schichtung und soziale Mobilität* (S. 10-28). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Mayo, E. (1950). *Probleme industrieller Arbeitsbedingungen*. Frankfurt a.M.: Verlag der Frankfurter Hefte.
- Mead, G. H. (1934). *Mind, self and society*. Chicago: University of Chicago Press.
- Meyer-Siebert, J. (1998). 'Dekonstruktivistischer Feminismus' und Erfahrung. In B. Fried, C. Kaindl, M. Markard & G. Wolf (Hrsg.), *Erkenntnis und Parteilichkeit. Kritische Psychologie als marxistische Subjektwissenschaft* (S. 141-147). Hamburg: Argument.
- Mills, S. (1997). *Discourse*. London: Routledge.

- Müsseler, J., & Prinz, W. (Hrsg.). (2002). *Allgemeine Psychologie*. Heidelberg: Spektrum.
- Nightingale, D. J., & Cromby, J. (1999a). Reconstructing social constructionism. In D. J. Nightingale & J. Cromby (Hrsg.), *Social constructionist psychology. A critical analysis of theory and practice* (S. 207-224). Buckingham: Open University Press.
- Nightingale, D. J., & Cromby, J. (Hrsg.). (1999b). *Social constructionist psychology. A critical analysis of theory and practice*. Buckingham: Open University Press.
- Nunner-Winkler, G. (2000). Identität aus soziologischer Sicht. In W. Greve (Hrsg.), *Psychologie des Selbst* (S. 302-316). Weinheim: PVU.
- Osterkamp, U. (1998). Zum Problem der Subjektbeziehung in der Arbeit Klaus Holzkamps. In B. Fried, C. Kaindl, M. Markard & G. Wolf (Hrsg.), *Erkenntnis und Parteilichkeit. Kritische Psychologie als marxistische Subjektwissenschaft* (S. 149-160). Hamburg: Argument.
- Otto, J. H., Euler, H. A., & Mandl, H. (Hrsg.). (2000). *Emotionspsychologie. Ein Handbuch*. Weinheim: PVU.
- Parker, I. (1992). *Discourse Dynamics: Critical Analysis for Social and Individual Psychology*. London: Routledge.
- Parker, I. (1997). The Unconscious State of Social Psychology. In T. Ibanez & L. Iniguez (Hrsg.), *Critical Social Psychology* (S. 157-168). London: Sage.
- Parker, I. (1998a). Realism, relativism and critique in psychology. In I. Parker (Hrsg.), *Social constructionism, discourse and realism* (S. 1-10). London: Sage.
- Parker, I. (1999a). Critical reflexive humanism and critical constructionist psychology. In D. J. Nightingale & J. Cromby (Hrsg.), *Social constructionist psychology: A critical analysis of theory and practice* (S. 23-36). Buckingham: Open University Press.
- Parker, I. (1999b). Deconstruction and Psychotherapy. In I. Parker (Hrsg.), *Deconstructing psychotherapy* (S. 1-18). London: Sage.
- Parker, I. (2002). *Critical Discursive Psychology*. London: Palgrave.
- Parker, I. (Hrsg.). (1998b). *Social constructionism, discourse and realism*. London: Sage.
- Parker, I. (Hrsg.). (1999c). *Deconstructing psychotherapy*. London: Sage.
- Parker, I., Georgaca, E., Harper, D., McLaughlin, T., & Stowell-Smith, M. (Hrsg.). (1995). *Deconstructing psychopathology*. London: Sage.
- Parker, I., & Spears, R. (Hrsg.). (1996). *Psychology and society. Radical theory and practice*. London: Pluto.
- Parker, I., & The Bolton Discourse Network (1999). *Critical Textwork: An Introduction to Varieties of Discourse and Analysis*. Buckingham: Open University Press.
- Peuckert, R. (1991). *Familienformen im sozialen Wandel*. Opladen: Leske + Budrich.
- Potter, J. (1982). '...Nothing so practical as a good theory'. The problematic application of social psychology. In P. Stringer (Hrsg.), *Confronting Social Issues. Some Applications of Social Psychology, Volume 1*. London: Academic Press.
- Potter, J. (1996). *Representing Reality: Discourse, Rhetoric and Social Construction*. London: Sage.
- Potter, J., & Edwards, D. (2001). Discursive social psychology. In W. P. Robinson & H. Giles (Hrsg.), *The New Handbook of Language and Social Psychology* (S. 103-118). London: John Wiley & Sons Ltd.
- Potter, J., Edwards, D., & Wetherell, M. (1993). A model of discourse in action. *American Behavioral Scientist*, 36(3), 383-401.
- Potter, J., & Wetherell, M. (1987). *Discourse and Social Psychology: Beyond Attitudes and Behaviour*. London: Sage.
- Prilleltensky, I., & Fox, D. (1997). Introducing Critical Psychology: Values, Assumptions, and the Status Quo. In D. Fox & I. Prilleltensky (Hrsg.), *Critical Psychology. An introduction* (S. 3-20). London: Sage.
- Prinz, W., & Müsseler, J. (2002). Einleitung: Psychologie als Wissenschaft. In J. Müsseler & W. Prinz (Hrsg.), *Allgemeine Psychologie* (S. 1-12). Heidelberg: Spektrum.

- Reimer, C. (2000). Ethische Aspekte der Psychotherapie. In C. Reimer, J. Eckert, M. Hautzinger & E. Wilke (Hrsg.), *Psychotherapie. Ein Lehrbuch für Ärzte und Psychologen* (2. Aufl., S. 652-671). Heidelberg: Springer.
- Reinmann-Rothmeier, G., & Mandl, H. (2001). Unterrichten und Lernumgebungen gestalten. In A. Krapp & B. Weidemann (Hrsg.), *Pädagogische Psychologie* (S. 601- 646). Weinheim: Beltz.
- Rexilius, G. (1988a). Eine Standortbestimmung kritischer Psychologie. In G. Rexilius (Hrsg.), *Psychologie als Gesellschaftswissenschaft: Geschichte, Theorie und Praxis kritischer Psychologie* (S. 12-26). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Rexilius, G. (Hrsg.). (1988b). *Psychologie als Gesellschaftswissenschaft: Geschichte, Theorie und Praxis kritischer Psychologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Rorty, R. (2000a). Philosophie & die Zukunft. In R. Rorty (Hrsg.), *Philosophie & die Zukunft* (S. 15-26). Frankfurt a.M.: Fischer.
- Rorty, R. (2000b). *Wahrheit und Fortschritt*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Rosa, H. (1998). *Identität und kulturelle Praxis. Politische Philosophie nach Charles Taylor*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Rosa, H. (2001). Die politische Theorie des Kommunitarismus: Charles Taylor. In A. Brodacz & G. Schaal (Hrsg.), *Politische Theorien der Gegenwart* (S. 55-88). Opladen: UTB.
- Rosa, H. (2003). Lebensformen vergleichen und verstehen. Eine Theorie der dimensional-kommensurabilität von Kontexten und Kulturen. In B. Liebsch & J. Straub (Hrsg.), *Lebensformen im Widerstreit. Integrations- und Identitätskonflikte in pluralen Gesellschaften* (S. 47-81). Frankfurt a.M.: Campus.
- Rose, N. (1985). *The psychological complex: psychology, politics and society in England 1869-1939*. London: Routledge.
- Rose, N. (1989). *Governing the soul: The shaping of the private self*. London: Routledge.
- Rose, N. (1996). *Inventing our selves: Psychology, power, and personhood*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Salomon, F. (2000). Ethische Fragen an die Verhaltenstherapie. In J. Margraf (Hrsg.), *Lehrbuch der Verhaltenstherapie. Band 1: Grundlagen, Diagnostik, Verfahren, Rahmenbedingungen* (S. 183-190). Berlin: Springer.
- Schiepek, G. (1999). *Die Grundlagen der systemischen Therapie. Theorie, Praxis, Forschung*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schirmacher, F. (2004). *Das Methusalem-Komplott*. München: Carl Blessing Verlag.
- Schmidt, S. J. (Hrsg.). (1987). *Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Schmitt, A., Mees, U., & Laucken, U. (2001). Logographische Analyse sozial prozessierender Texte [106 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research [Online Journal]* 2(1). Verfügbar über: <http://qualitative-research.net/fqs/fqs.htm> [01.12.2003].
- Schuler, H. (1993a). Einleitung. In H. Schuler (Hrsg.), *Lehrbuch Organisationspsychologie* (S. 1-9). Bern: Huber.
- Schuler, H. (Hrsg.). (1993b). *Lehrbuch Organisationspsychologie*. Bern: Huber.
- Schulze, G. (1993). *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Searle, J. F. (1997). *Die Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit*. Hamburg: Rowohlt.
- Semmer, N., & Udriș, I. (1993). Bedeutung und Wirkung von Arbeit. In H. Schuler (Hrsg.), *Lehrbuch Organisationspsychologie* (S. 133-165). Bern: Huber.
- Sennett, R. (1998). *Der flexible Mensch*. Berlin: Berlin Verlag.
- Shakespeare, T. (1998). Social Constructionism as a Political Strategy. In I. Velody & R. Williams (Hrsg.), *The Politics of Constructionism* (S. 168-181). London: Sage.
- Shotter, J. (1993). *Conversational Realities. Constructing life through language*. London: Sage.
- Sonntag, M. (1988). *Die Seele als Politikum. Psychologie und die Produktion des Individuums*. Berlin: Dietrich Reimer.

- Sonntag, M. (1991). Klinische Psychologie zwischen Theorie und Praxis. In G. Hörmann & W. Körner (Hrsg.), *Klinische Psychologie. Ein kritisches Handbuch* (S. 15-38). Reinbek: Rowohlt.
- Sonntag, M. (1999). *Das Verborgene des Herzens. Zur Geschichte der modernen Individualität*. Reinbek: Rowohlt.
- Spears, R. (1997). Introduction. In T. Ibanez & L. Iniguez (Hrsg.), *Critical social psychology* (S. 1-26). London: Sage.
- Stäubli, I. (1990). Historische Psychologie und kritische Sozialwissenschaft. In M. Sonntag (Hrsg.), *Von der Machbarkeit des Psychischen* (S. 20-30). Pfaffenweiler: Centaurus.
- Stäubli, I. (1996). Emancipation - a failed project? Remarks on the discourse of radical critique. In C. F. Graumann & K. J. Gergen (Hrsg.), *Historical dimensions of psychological discourse* (S. 243-262). Cambridge: University Press.
- Steinhardt, G. (2003). Wie der Baum im Wind? Flexibilisierung zwischen Chance und Zwang. In A. Birbaumer & G. Steinhardt (Hrsg.), *Der flexibilisierte Mensch. Subjektivität und Solidarität im Wandel* (pp 1-10). Heidelberg: Asanger.
- Stierlin, H. (2003). *Die Demokratisierung der Psychotherapie. Anstöße und Herausforderungen*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Storch, M., & Krause, F. (2002). *Selbstmanagement – ressourcenorientiert. Grundlagen und Trainingsmanual für die Arbeit mit dem Zürcher Ressourcen Modell (ZRM)*. Bern: Huber.
- Strasser, J. (2001). *Leben oder Überleben? Wider die Zurichtung des Menschen zu einem Element des Marktes*. Zürich: Pendo.
- Straub, J. (1999a). *Handlung, Interpretation, Kritik. Grundzüge einer textwissenschaftlichen Handlungs- und Kulturpsychologie*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Straub, J. (1999b). Mensch zu sein, will Anerkennung. Tzvetan Todorovs Versuch über die *conditio humana*. *Handlung, Kultur, Interpretation*, 8(1), 92-108.
- Sußebach, H. (2004). Sieben Mütterkarrieren. *Die Zeit*, 6.5.2004, S. 58.
- Taylor, C. (1988). *Negative Freiheit? Zur Kritik des neuzeitlichen Individualismus*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Taylor, C. (1991). *The Ethics of Authenticity*. Cambridge/Mass: Harvard University Press.
- Taylor, C. (1993). *Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Taylor, C. (1994). *Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Todorov, T. (1996). *Abenteuer des Zusammenlebens. Versuch einer allgemeinen Anthropologie*. Berlin: Wagenbach.
- Tumin, M. (1966). Some Principles of Stratification: A Critical Analysis. In R. Bendix & S. Lipset (Hrsg.), *Class, Status and Power* (S. 53-58). New York: The Free Press.
- Ulich, E. (2001). *Arbeitspsychologie* (5. Aufl.). Stuttgart: Schäffer-Poeschel.
- van Langenhove, L., & Harré, R. (1999). Introducing Positioning Theory. In R. Harré & L. van Langenhove (Hrsg.), *Positioning Theory* (S. 14-31). Oxford: Blackwell.
- von Schlippe, A., & Schweitzer, J. (1999). *Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung* (6. Aufl.). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- von Tiling, J. (2004). *Einführung in den Sozialkonstruktivismus*. Demnächst verfügbar im Internet.
- Wagner, R. (1995). Ein metatheoretisches Rahmenmodell psychotherapeutischer Theorien. Konsequenzen für Menschenbild und Theorie der Verhaltenstherapie. *Zeitschrift für Klinische Psychologie, Psychopathologie und Psychotherapie*, 43(3), 185-199.
- Weber, H. (2000). Sozial-konstruktivistische Ansätze. In J. H. Otto, H. A. Euler & H. Mandl (Hrsg.), *Emotionspsychologie. Ein Handbuch* (S. 139-150). Weinheim: PVU.
- Weber, K. (1999). Die Welt kann nicht bleiben, wie sie ist - Psychologie im Zeitalter des neoliberalen Kapitalismus. *Zeitschrift für Politische Psychologie*, 7(SH "Sozialisation und Identitäten"), 345-356.

- Weidemann, D., & Straub, J. (2000). Psychologie interkulturellen Handelns. In J. Straub, A. Kochinka & H. Werbik (Hrsg.), *Psychologie in der Praxis. Anwendungs- und Berufsfelder einer modernen Wissenschaft* (S. 830-851). München: dtv.
- Weinert, A. (1998). *Organisationspsychologie. Ein Lehrbuch* (4. Aufl.). Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Westmeyer, H. (2000). Wissenschaftstheoretische Aspekte. In J. Margraf (Hrsg.), *Lehrbuch der Verhaltenstherapie. Band 1: Grundlagen, Diagnostik, Verfahren, Rahmenbedingungen* (S. 31-47). Berlin: Springer.
- Wetherell, M., & Potter, J. (1992). *Mapping the language of racism*. Hemel Hempstead: Harvester Wheatsheaf.
- White, M., & Epston, D. (1990a). *Die Zähmung der Monster. Literarische Mittel zu therapeutischen Zwecken*. Heidelberg: Auer.
- White, M., & Epston, D. (1990b). *Narrative means to therapeutic ends*. New York: Norton.
- Widdicombe, S. (1995). Identity, politics and talk. A case for the mundane and the everyday. In S. Wilkinson & C. Kitzinger (Hrsg.), *Feminism and Discourse. Psychological Perspectives*. London: Sage.
- Widdicombe, S. (2004). *Introduction to Critical Social Psychology*. Maidenhead: Open University.
- Wilken, B. (1998). *Methoden der kognitiven Umstrukturierung. Ein Leitfaden für die psychotherapeutische Praxis*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Willig, C. (1999a). Beyond appearances: a critical realist approach to social constructionist work. In D. J. Nightingale & J. Cromby (Hrsg.), *Social constructionist psychology: a critical analysis of theory and practice* (S. 37-51). Buckingham: Open University Press.
- Willig, C. (1999b). Conclusion. Opportunities and limitations of 'Applied Discourse Analysis'. In C. Willig (Hrsg.), *Applied discourse analysis. Social and psychological interventions* (S. 145-159). Buckingham: Open University Press.
- Willig, C. (1999c). Introduction. Making a difference. In C. Willig (Hrsg.), *Applied discourse analysis. Social and psychological interventions* (S. 1-21). Buckingham: Open University Press.
- Willig, C. (2001). *Introducing qualitative research in psychology: Adventures in theory and method*. Buckingham: Open University Press.
- Willig, C. (Hrsg.). (1999d). *Applied discourse analysis. Social and psychological interventions*. Buckingham: Open University Press.
- Wittgenstein, L. (1963). Philosophische Untersuchungen. In *Schriften*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Wodak, R. (1996). *Disorders of Discourse*. Harlow: Addison Wesley Longman.
- Wuketits, F. (1997). *Soziobiologie: die Macht der Gene und die Evolution sozialen Verhaltens*. Heidelberg: Spektrum.
- Zahlmann, C. (Hrsg.). (1992). *Kommunitarismus in der Diskussion*. Berlin: Rotbuch Rationen.
- Zentner, M., & Scherer, K. E. (2000). Partikuläre und integrative Ansätze. In J. H. Otto, H. A. Euler & H. Mandl (Hrsg.), *Emotionspsychologie. Ein Handbuch* (S. 151-164). Weinheim: PVU.
- Zielke, B. (2004). *Kognition und soziale Praxis. Der Soziale Konstruktivismus und die Perspektiven einer postkognitivistischen Psychologie*. Bielefeld: Transcript Verlag.
- Žižek, S. (2004). Gefährlicher Glaube. Die westliche Toleranz verfehlt das Wesen der Religion. *Die Zeit*, 11.3.2004, S. 45.